

**U.G. Doehn
ARUNDELLE & CO
2. Der Baum des Lebens**

© U.G.Doehn alle Rechte vorbehalten
www.antiquariat-doehn.de

Inhalt:

1. Erkenne dich selbst
2. Die Animationen.
3. Die Sublimationen.
4. Die Divinationen.
5. Die Insel der Conversionen.
6. Arundelle mischt sich ein.
7. Die Verhandlung.
8. Walters Verwandlung.
9. Der Farbentest.
10. Die Fotos.
11. Die tausend Gesichter des Malicious Marduk.
12. Florinnas Traum.
13. Dämonenaustreibung.
14. Der Stammbaum des Lebens.
15. Billy-Joes Entscheidung.
16. Der Baum des Lebens – verbessert!
17. Ein Unfall, der möglicherweise keiner war.
18. Der Baum des Lebens, wie er wirklich ist.
19. Was es mit dem Seelenblau auf sich hat.
20. Moschus Mogoleia soll Dekan werden.
21. Alles geht schief.
22. Verspätete Einweihungsparty.
23. Die Amtseinführung.
24. Die erweiterte Arbeitsgruppe.
25. Die Touristen.
26. Auf Raumpatrouille.
27. Im Internierungslager.
28. Die Flucht.
29. Ein Verdacht verdichtet sich.
30. Traumreise nach Melisandrien.
31. Die Verhandlung am Riff.
32. Das universelle Naturgesetz Nummer Eins.
33. Gefahr auf der Insel.
34. Die Gefahr aus der Tiefe.
35. Ein Angriff der anderen Art.
36. Der Legionär auf der Teufelsinsel.
37. Läuterung.
38. Demokratie wagen

Prelude

*Fließende Grenze entgrenzende Flüsse
Verheißten den Traum ins Ungewisse
Seelenlicht auf Erdenweise
Lebend der Liebe endliche Kreise*

1. Erkenne dich selbst

„Aller Anfang ist schwer“, erklärte Frau Professorin Marsha Wiggles-Humperdijk lächelnd. Im Kreis vor ihr saßen an die zwanzig ihrer - zumeist weiblichen - Schüler und startete mit zusammengekniffenen Augen gegen das Licht der milden Morgensonne, das den Raum durchflutete. Die Spiegel an den Wänden rundum taten ein Übriges, den Raum in Licht zu baden. „Viel Licht braucht es nun mal, wenn man wirklich sehen will“, fuhr die Professorin, welche zugleich auch Direktorin der Zwischenschule war, fort, und kniff ihre Augen so zusammen, wie sie es von den Schülern forderte.

Sie richtete ihren Blick auf die beiden Mädchen in der Mitte des Kreises, deren Konturen – so schien ihr – überdeutlich aufleuchteten. „Na, seht ihr, ist doch ganz leicht. Achtet besonders auf die Umrise. Ihr müsst genau die Ränder der festen Körper erwischen, dann seht ihr es. – Jeder sieht es irgendwann“, tröstete sie die frustriert Aufstöhnenden, die verzweifelt den Kopf schüttelten und sich die tränenden Augen rieben.

„Tut mir leid, ich sehe nichts“, flüsterte Arundelle ihrer Freundin Florinna ins Ohr.

„Mir war, als sähe ich einen grauen Strich“, entgegnete die. „Ganz schmal, so, als verdopple sich der Rand. Stell dir vor, du blickst auf ein Blatt. Es kommt wirklich darauf an, nur den Umriss zu erfassen. Lass dich von nichts ablenken, das ist wichtig. Es dauert eine

ganze Weile. – Na, und, besser jetzt?“ - flüsterte sie hoffnungsvoll, als Arundelles Züge sich erhellten. „Grau sagst du?“ - fragte sie, und ihre Frage klang wie eine Feststellung. „Graublau mit einer Tendenz ins Silbrige?“ – „Genau – das ist es, du hast es geschafft, ein Silberstreif am Horizont! Halt ihn nur fest und taste dich um den ganzen Umriss – überall, wo das Licht ist.“

„Es ist wie ein Wunder“, hauchte Arundelle. „Nicht wahr!“ - pflichtete Florinna bei: „Wie schön die Menschen doch sind!“

Und plötzlich ging es zu wie in einem Topf voller Mais über dem Feuer: Von allen Seiten ploppten die Aahs und Oohs hervor wie aufplatzendes Popcorn, - immer wenn wieder jemand umschaltete und die Schranke des normalen Sehens durchbrach.

Frau Wiggles-Humperdijk nickte befriedigt. „Wurde auch Zeit“, knurrte sie unhörbar und leckte sich die vor Anspannung ganz trockenen Lippen. Jedes Mal fieberte sie mit ihren SchülerInnen, wenn es um dieses vertrackte erste Mal ging.

Um die anderen Gruppen des Grundkurses ‚Erkenne dich selbst‘ hatten sich andere zu kümmern. Unter ihnen auch ihr Mann, der stellvertretende Direktor der Zwischenschule, Adrian Humperdijk. Zum Glück blieb Marsha dessen männlich dominierte Gruppe erspart. Die Jungen taten sich im Sehen womöglich noch schwerer. Dabei musste man sich nur wirklich auf die andere Art einlassen und sich nicht ablenken lassen. Und natürlich musste das Licht stimmen. Ja, und wenn es keine Ausstrahlung gab, dann konnte man diese natürlich auch nicht erkennen. Nicht jeder besaß sie, schon gar nicht deutlich ausgeprägt; und nicht an allen Tagen war sie gleich stark bei denen, die sie ihr eigen nannten.

Aber um auf solche Feinheiten einzugehen, war es noch viel zu früh. Erst einmal sollten sich alle freuen, es überhaupt geschafft zu haben. Die Kandidatinnen in der Raumesmitte waren natürlich ausgesuchte **Somnioren**¹, denn um diese handelte es sich bei den Kursteilnehmern. Alle der Anwesenden verfügten über die Gabe des gelenkten Träumens. Deshalb hatten sie zusammen gefunden. Und Frau Marsha Wiggles-Humperdijks Aufgabe bestand unter anderem darin, ihnen die geheimen Wege der Sympathie aufzudecken, die sie zueinander zog.

Für Florinna war das freilich keine Frage, denn in der Raumesmitte saß ihre jüngere Schwester Corinia. Deshalb war Arundelle ja so verzweifelt gewesen, nicht auch zu sehen, was sie fühlte. Denn sie liebte Corinia, liebte sie ebenso wie Florinna. – Die

¹ Ableitung aus Lat. somnio = träumen

beiden waren ihre besten Freundinnen, seit sie einander vor gut zwei Jahren begegneten.

Zusammen waren sie durch dick und dünn gegangen, hatten die Widrigkeiten des Schulalltags gemeistert, hatten die abenteuerliche Rettung Laptopias durchgestanden und hatten schließlich den Weg zur Insel Weisheitszahn in die Zwischenschule gefunden, wo endlich all die, in ihnen schlummernden, Talente wahrgenommen wurden.

„**Somnioren** nennt man die mit dem Traumreisen Begabten“, erläuterte Frau Wiggles-Humperdijk gerade. „Ihre Farbe kennt ihr nun. – Ja, es ist meist helles, ins Silberne spielendes Grau, ganz recht. Aber wundert euch bitte über gar nichts, solltet ihr auch einmal auf andere Farbtöne treffen. Die Welt ist hier drüben nicht weniger bunt. Doch ich will nicht vorgreifen. Unsere nächste Übung wird deshalb auch etwas anders ausfallen als die Grundübung.“

Sucht euch bitte einen Platz vor der Spiegelwand, und dann nehmt euch selbst ins Visier. Ich denke, es ist überall hell genug. Ihr wisst nun, worauf zu achten ist. Konzentriert euch, lasst euch Zeit, sucht die Linie, die euern Umriss umgibt, achtet auf Form und Farbe.“

Der Saal verfiel in konzentrierte Stille. Es war nicht einfach, sich auf sich selber zu konzentrieren. Erst als es Arundelle gelang, ganz davon abzusehen, dass sie sich selbst betrachtete, verschwamm die Kontur im Spiegel. Eine graublaue Linie umgab die Gestalt im Spiegelbild klar und deutlich. Sie folgte ihrem Umriss und als sie zum Kopf kam, bemerkte sie auch, was Frau Wiggles-Humperdijk mit Form gemeint hatte. Aus ihrem Kopf standen wie widerborstige Haare etwa zehn Zenitmeter lange Stacheln hervor. Doch diese waren keineswegs grau oder silbern, sondern leuchteten in allen Farben des Regenbogens.

„Wusstest du gar nicht, dass ich so ein Punk bin“, zuckte es ihr durch den Kopf, und sie grinste. Ihre Augen trafen sich mit denen von Frau Wiggles-Humperdijk, die leise durch den Saal schlich und gelegentlich Blickkontakt im Spiegel aufnahm. Sie nickte ihr ebenfalls lächelnd zu. „Darüber reden wir später“, wisperte sie auf Arundelles fragenden Blick hin. „Mach dir keine Gedanken, ist völlig in Ordnung, du metaphysischer Punk“, ergänzte sie, als habe sie Arundelles Gedanken gelesen. Und ihr Blick schien Arundelle körperlich zu berühren. Voller Zärtlichkeit strich er über ihr Haar hin. Die spießenden Regenbogenstrahlen bogen sich wie eine Bürste, um sogleich wieder empor zu schnellen, kaum dass der tastenden Blick über sie hinweg gewischt war.

Aber verwirrt war Arundelle trotzdem. Nach der Übung blieb sie einsilbig und mochte sich in das fröhliche Geplapper ihrer Freundinnen nicht einklinken, die sich lebhaft über ihre neuen Erfahrungen austauschten, während sie zum Speisesaal schlenderten, denn es wurde mal wieder Zeit für die Mittagspause.

Da hatten sie doch tatsächlich den ganzen Morgen mit diesen Schübungen zugebracht!

„Ist was?“ - fragte Corina, als sie mit dem Tablett neben ihr in der Schlange stand. Arundelle schüttelte nur den Kopf. „Ich fand 's bloß ziemlich anstrengend, das ist alles“, murmelte sie. Doch Corina ließ sich nicht abspesen. „Du hast doch was, los raus damit. Wem, wenn nicht uns, kannst du 's sagen?“

Arundelle wollte gerade zu einer Erklärung ansetzen, als von der anderen Seite Billy-Joes Schopf in einer Gruppe von Jungen sichtbar wurde, die dieser um Haupteslänge überragte.

Montags wart ihr südpazifischer Tag, darauf hatten sie sich geeinigt, weshalb alle automatisch zu der langen Theke mit dem Palmblattdach strebten. Für Billy-Joe gewöhnlich ein Anlass zur Freude. Doch auch er schien heute nicht bei bester Laune. Wie Arundelle, wirkte er einsilbig und in sich gekehrt. Dabei war es eher lustig zugegangen bei Professor Adrian Humperdijk.

Nachdem es mit dem Sehen auf Anhieb völlig daneben ging, änderte Humperdijk seine Taktik. „Vergesst das mit den Augen mal für den Moment. Wir versuchen 's ganz anders. Macht die Augen zu, streckt die Arme aus und bewegt euch langsam durch den Raum. Und wenn ihr etwas spürt, dann bleibt stehen und versucht, zu beschreiben, was ihr spürt“, schlug er vor. Und als nicht alle gleich einverstanden schienen, setzte er hinzu: – „nun los, wir wollen keine Zeit verträdeln.“

Kichernd tappten die Jungen durch ihren Spiegelsaal. Erst rempelten sie einander an, doch bald schon änderte sich das Bild. Professor Adrian Humperdijk nickte zufrieden. „Die spüren einander, sonst würden sie sich nicht derart elegant umschleichen“, stellte er befriedigt fest.

„Was fühlt ihr? Bleibt dabei, wenn ihr etwas spürt, lasst es nicht wieder weg“, ermahnte er die Suchenden in die sich die Schar allmählich verwandelte. Wie Eisenspäne, die sich unter dem Einfluss eines Magneten anordnen, schälten sich allmählich Figuren heraus.

Den Mittelpunkt bildete Billy-Joe, der sich immer schneller um die eigene Achse zu drehen begann, bis Professor Humperdijk ihm sanft gebot, damit aufzuhören, während sich von allen Seiten die

ausgestreckten Hände näherten, bis die Jungen in dichtem Kreis um Billy-Joe herum standen.

„Was fühle ich? Heraus damit“, flüsterte Arian Humperdijk.
„Keine Scheu, was es auch sei.“

„Dampfender Fujii, wenn Wintersonne wendet“, ließ sich eine Stimme vernehmen. „Haj, haj“ antworteten andere. Das müssen die drei Japaner sein, registrierte Billy-Joe, als auch schon ein Klatschen und Singen anhub: „Kilimandscharo, Kilimandscharo“ – das waren unverkennbar die Afrikaner. Nur seine eigenen Leute zögerten noch. Doch dann hörte er es undeutlich murmeln: „Heiliger Roter Berg, den Regenwolke küsst“, glaubte er zu verstehen.

Die tastenden Hände kamen zur Ruhe, während sich der Kreis langsam zu drehen begann und ein jeder seine Wahrnehmung wieder und wieder beschrieb. Das Durcheinander der Stimmen ordnete sich, bildete einen unbestimmten Klangteppich, der freilich mehr verwischte als erhellte, so dass Professor Humperdijk die Trance, in die sich die Kreisenden verloren, durch ein Klatschen der Hände beendete.

Den Rest des Vormittags verbrachte die Gruppe damit, ihre Wahrnehmungen zu protokollieren. In kleinen Gruppen wurden die Ergebnisse verbessert und ergänzt, bis schließlich drei fertige Beschreibungen herauskamen, die sich nur scheinbar drastisch unterschieden. In Wirklichkeit, so ergab die abschließende Diskussion, hatte eine jede Gruppe auf ihre Weise das gleiche ausdrücken wollen und dabei auf die Muster des eigenen Kulturraums zurückgegriffen, was nur natürlich war.

Bei der Beschreibung der Bilder achtete Professor Humperdijk ganz besonders auf die Farben. Dabei stellte sich heraus, dass es allen Gruppen darum gegangen war, das Grau in den Mittelpunkt zu rücken. Freilich spielte auch Rot eine wichtige Rolle, ja sogar drohendes Schwarz wurde bemüht.

„Das nächste Mal wollen wir diese Farben nicht nur deduzieren, sondern wirklich auch mit eigenen Augen sehen“, schloss Professor Humperdijk die Sitzung und blickte auf die Uhr. „Ah, Zeit zum Mittagessen“, rief er und rieb sich über den kräftigen Bauchansatz, der davon zeugte, dass er kein Kostverächter war.

„Was die Farben zu bedeuten haben, erfahrt ihr später. Erst einmal wollen wir sehen lernen, nicht wahr? Das ist wie mit allem. Menschen müssen nun einmal auch die selbstverständlichsten Dinge erst lernen, darin unterscheiden wir uns von vielen unserer tierischen Verwandten, auch wenn diese uns sonst in vielem weitaus näher sind,

als uns oft lieb ist – umgekehrt freilich auch“, fügte er nach einer kleinen nachdenklichen Pause hinzu. Er bedachte Billy-Joe mit einem langen Blick.

Nicht zuletzt wegen dieses Blickes wurde Billy-Joe in seine schwierige Stimmung versetzt. Er fühlte, dass der Kopfschmerz sich ankündigte, den er hasste, und der ihn von Zeit zu Zeit heimsuchte.

Aber vielleicht hülfe frische Luft und Sonnenschein. Der Sommer auf der Südhalbkugel setzte mit Macht ein, jetzt Anfang Oktober.

Nachmittags stand Sport auf seinem persönlichen Stundenplan. Die vormittägliche Grundübung allerdings war Pflicht. Alle Studierenden müssten diesen Schein erwerben, sonst kämen sie nicht weiter.

„Die Grundübung - ‚erkenne dich selbst‘ - ist gleichsam das A und O unserer Studien. Was auch immer ihr erreichen werdet, daran führt kein Weg vorbei“, hatte sie die Schulleiterin Frau Marsha Wiggles-Humperdijk, voll ungewohnten Ernstes, wissen lassen.

An der südpazifischen Theke gab es heute die berühmten Fliegenden Hunde in Tamarindensoße, die freilich überhaupt nicht aus Fleisch gemacht wurden, sondern nur so hießen, weil sie entfernt in ihrer Form an Fledermäuse erinnerten.

Sie schmeckten übrigens sehr gut und Florinna, die sich anfangs am meisten ekelte, erklärte sie inzwischen zu ihrem südpazifischen Lieblingsgericht.

Auf Nachtisch verzichteten die Freunde heute, zumal Billy-Joe und Arundelle beide gar so trübselig dreinschauten. Sie machten, dass sie an den Strand hinunter kamen, denn nicht nur Billy-Joe liebte das Schwimmen und Segeln. - Zu gerne hätte er das Riff bezwungen, wäre einmal hinüber zu dem andern Vulkanfelsen gesegelt. Doch das war streng verboten. „Viel zu gefährlich“, hieß es „am Riff sind schon ganz andere gescheitert. Und die Insel ist sowieso tabu, die ist nur was für ‚**Conversioeren**‘“, erfuhren sie auf ihr drängendes Fragen.

„Was ‚Conversioeren‘ sind, lernt ihr schon noch, das lässt sich in ein, zwei Sätzen nicht erklären – wenn man’s überhaupt erklären kann.“ Mehr war nicht in Erfahrung zu bringen.

Aber auch so machte segeln im frischen scharfen Südwind hinter dem Riff viel her. Immerhin lagen einige hundert Meter Regattastrecke nach jeder Endhalse vor dem Bug, die man freilich

² Ableitung aus lat. *conversio* = Umwandlung, Veränderung

angesichts der schäumenden Brecher besser rechtzeitig vornahm, sobald sich das Ende der Lagune ankündigte.

Pünktlich am fünfzehnten September begann das Sommersemester in der Zwischenschule. Arundelle, Florinna, Corinia und Billy-Joe stimmten ihre Studienvorhaben nach besten Kräften aufeinander ab, was um so leichter gelang, als sie alle vier unter die Kategorie der Träumer fielen, die, das lernten sie gerade in ihrem Grundkurs – **Somnioren** genannt wurden.

„Somnioren“ fühlen sich auf natürliche Weise von einander angezogen“, hieß es. Und das konnten alle vier nur bestätigen. Alle erinnerten sich an die spontane Sympathie, die bei ihrem jeweiligen Kennenlernen über sie kam.

Arundelle und die Schwestern Hase kannten sich bereits seit vielen Jahren. Sie waren sich noch in der Grundschule begegnet und seit Arundelle mit ihren Eltern dann vor gut fünf Jahren in die Stadt zurück zog, gingen Arundelle und Florinna in die gleiche Klasse. Während Corinia, die ein Jahr jünger war, leider eine Klasse unter ihnen hatte bleiben müssen.

Doch um Corinia brauchte man sich die wenigstens Sorgen machen. Sie war eine ausgesprochene Frohnatur, die mit allen Menschen gut auskam und eigentlich von niemandem wirklich abgelehnt wurde, was es ihr leicht machte, in jeder Gesellschaft Fuß zu fassen.

Arundelle hingegen tat sich schwer mit anderen Menschen. Für sie war das Zusammentreffen mit den beiden Schwestern ein echter Glücksfall gewesen. Und so war es kein Wunder, dass die drei wie Pech und Schwefel an einander hingen und zusammen durch dick und dünn gingen.

Billy-Joe war wie Corinia eine ausgesprochene Frohnatur, auch wenn es gerade nicht so aussah, denn seine Migräne kündigte sich an, die ihn in regelmäßigen Abständen überfiel. Er hoffte für diesmal auf einen glimpflichen Verlauf, aber das tat er jedes Mal und immer wieder überwältigte ihn seine unerklärliche Krankheit.

Das Semester hielt sie so auf Trab, dass all ihre früheren gemeinsamen Unternehmungen wie in einem Nebel untergingen. Ihre Begeisterung für die neue Schule war bislang an keine Grenze gestoßen. Die vier glühten vor Eifer. Billy-Joe, der das größte Pensum hatte, da er auch noch die konventionellen Fächer nachholte, wusste vor lauter Arbeit oft nicht, wo ihm der Kopf stand. Vielleicht nahm er

sich ja zuviel vor und seine Kopfschmerzen hatten diesmal ganz natürliche Ursachen?

„Du trittst ab sofort kürzer“, befahl Arundelle mit besorgtem Blick. „Bestimmt bist du nur schrecklich überarbeitet. Mein Gott, du hast doch Zeit, willst du denn das Pensum von sechs Jahren in sechs Monaten schaffen? – Wenn da nicht noch der andere Unterricht wäre, unsere Seminare und vor allem der wichtige Grundkurs, dann würde ich ja nichts sagen...“

„Sieh mal, wir liegen hier unten auf unserer Sonneninsel, schwimmen, trinken was und spielen einen Runde Tennis von Zeit zu Zeit. So verbringen wir unsere Nachmittage“, ergänzte Florinna.

„Und was machst du?“ – setzte Corinia nach – „Du sitzt bei einem deiner Tutoren, die auch schon stöhnen und selber lieber Freizeit hätten und paukst. Da ist es kein Wunder, wenn dir der Schädel brummt!“

Denn es war seit langem der erste Nachmittag, den Billy-Joe mit ihnen am Wasser verbrachte. Ihm war, als verflüchtigte sich der Druck im Kopf bereits. Es wäre zu schön, wenn die drei recht hätten, dachte er, schon halb überzeugt.

Der Wind schief ein, die Segelpartie endete und der Nachmittag neigte sich dem Abend zu. Die Sonne sandte ihre letzten kräftigen Strahlen über das glitzernde Meer. Arundelle blinzelte und räkelte sich im wärmenden Licht. Der Südwind war noch immer ein wenig kühl, denn er kam aus dem Eis des Südpols und war wohl nicht lange genug über das sich erst allmählich erwärmende Wasser gezogen.

Unbewusst tastete ihr Blick Billy-Joes Konturen ab und unversehens schaltete eine Uhr in ihr um, und sie fand sich in der anderen Art zu sehen wieder. Da war der feine graue Mantel der Billy-Joes Konturen umfloss. Selbstverständlich – denn er war einer der ihren, sie gehörten zusammen, lebten und reisten in der Traumzeit. Sie konnten oft nicht unterscheiden, welche Zeit die wichtigere war – den letzten Monat vielleicht ausgenommen.

Mehr silbern als grau umhüllte ihn seine Aura und das Herz wollte ihr übergehen. Wie lieb sie ihn hatte. Ihr Blick glitt weiter, suchte nach den fast unsichtbaren, feinen Strahlen. Ob auch Billy-Joe einen Regenbogenkranz um den Kopf aufwies? Doch zu ihrer beinahe unangenehmen Überraschung gewährte sie nur vereinzelt, dafür um so kräftigere rote und dunkelviolette Drähte, die allerdings von beträchtlicher Länge waren und die sich aus dem Scheitel in einem weiten Bogen bis hinab zu den Händen schwangen. Was hatte dies zu bedeuten?

Arundelle schloss schnell die Augen. Ihr war, als hätte sie etwas Ungehöriges gesehen, was da nichts zu suchen hatte und dennoch da war. Aber dies war nur ein Gefühl, und es veranlasste sie, darüber Stillschweigen zu bewahren. Insgeheim hoffte sie freilich, alsbald Aufklärung zu erlangen.

Geduld war nicht ihre starke Seite. Der Gedanke, jetzt eine ganze Woche warten zu müssen, bis der Grundkurs fortgesetzt wurde, war ihr ein Gräuel. Ob sie einfach einmal bei einer anderen Gruppe vorbei schaute? Meist waren die Somnioren unter sich, und es gab wenig Berührungspunkte mit den anderen Farben – bislang jedenfalls.

Die koreanischen Zwillingsschwestern fielen ihr ein. Die waren keine Somnioren, soviel stand fest. Und doch waren sie ihr sofort sympathisch gewesen, während sie mit Schrecken an den kleinen Mongolen dachte, dessen hasserfüllter Blick ihr bei dem Eröffnungsfest unter die Haut gegangen war. Sie hatte ihn unabsichtlich schwer beleidigt, als sie sich wegen ihres Erfolges bei der Vorführung des Wolkenkegels entschuldigen wollte.

Was wäre, wenn sie ihre neu erworbene Fähigkeit überall und immer wieder ausprobierte? Vielleicht lenkten sie die Farben auf den richtigen Weg? Aber wusste sie denn, was sie herausfinden wollte? – Nun ja, bei den koreanischen Zwillingen wollte sie wissen, wie deren Aura beschaffen war. Denn auch wenn sie wohl keine Somnioren waren, konnte Arundelle sie ausgesprochen gut leiden. Sie musste sich eben allmählich vorwärts tasten.

2. Die Animatioren³.

„Es gibt durchaus Berührungspunkte. Die Unterschiede sind oft geringer, als es den Betroffenen bewusst ist“, erklärte Frau Marsha Wiggles-Humperdijk und ihr Assistent, der zugleich ihr eigener Mann war, nickte heftig. Alle Somnioren-Gruppen waren an diesem Morgen zusammengefasst worden. Eine erste große Übersicht stand auf dem Wochenplan.

Auch den männlichen Somnioren gelang nun die Kunst des anderen Sehens, wenn sich auch viele noch reichlich unsicher fühlten und nicht selten Zuflucht zu dem intuitiven Erspüren nahmen oder sich gar den gewisperten Ansichten anschlossen, ob eine Ausstrahlung

³ Ableitung aus lat. animatio = belebende Kraft (Seele)

nun eher grau oder silbern, oder sogar ins Taubenblau hinein changierte.

Von den Feinheiten, den Widersprüchen und Fallstricken des anderen Sehens waren manche mithin noch ziemlich weit entfernt. Im nachhinein aber verstanden sie nun, was es mit ihren Assoziationen während des blinden Ertastens auf sich hatte. Im rechten Licht betrachtet, kamen die geheiligten Berggipfel einander nun näher, und das Farbgemisch, welches sich aus ihnen hatte ableiten lassen, entsprach der Wirklichkeit des anderen Sehens recht gut.

„Sehen ist bei Leibe nicht alles“ - betonte Professor Humperdijk denn auch. Er selbst hatte seine Schwierigkeiten damit.

„Aber es ist doch ein untrügliches Zeichen“, ergänzte ihn Frau Marsha Wiggles-Humperdijk, der die Schwäche ihres Mannes durchaus bekannt war.

Ein wenig erinnerten Männer sie an Hunde, die sich auf ihren Tast- und Geruchssinn verlassen mussten, weil es mit ihren Augen nicht weit her war. Aber das sagte sie ihm besser nicht. Ihr Mann fühlte sich ihr gegenüber ohnehin bereits im Nachteil, und sie musste stets darauf bedacht sein, ihn bei Laune zu halten.

„Letztlich zählt doch das Ergebnis, nicht wahr“, widersprach er denn auch, und in seiner Stimme schwang leiser Protest mit. Seine Frau überhörte ihn geflissentlich.

Sie ergriff das Wort: „Wir haben heute Gäste eingeladen. Ihr seid nicht die einzigen, die sich in der Kunst der Selbsterkenntnis üben. Da sind alle gefordert. Die Neuen natürlich besonders. Aber auch ihr, die ihr nun allmählich herangereift seid, erschließt euch wahrhaft neue Dimensionen.“

Die große Gruppe der Somnioren bestand nämlich nicht nur aus den Neuzugängen des Semesters. Der Grundkurs umfasste vielmehr auch einige der Kleineren, die zum ersten Mal der Selbsterkenntnis für würdig befunden worden waren. Außerdem wurde er von einigen, die sich besonders schwer mit dem anderen Sehen taten, freiwillig wiederholt.

„Ohne den Schein im Grundkurs ‚Selbsterkenntnis‘ geht gar nichts, da trittst du immer auf der Stelle“, erklärten die höheren Semester schon leicht bitter, die in anderen Bereichen vielleicht schon weit voran gekommen waren, die aber aus irgendwelchen Gründen ihre Schwierigkeiten mit ihrer Selbstwahrnehmung hatten.

„Li Chang und Li Mei dürften euch seit ihrem sensationellen Auftritt beim Eröffnungsfest bekannt sein. An ihnen sollt ihr eure neu

erworbene Kunstfertigkeit heute ausprobieren. Bitte kein Vorsagen, kein Flüstern und Kichern. Konzentriert euch in eurem eigenen Interesse. Bildet nun Kreise. Und ihr beide, würdet ihr euch bitte auf die bezeichneten Punkte stellen? – Ja, so ist es recht. Hier ist der Raum ganz und gar vom Licht durchflutet. Also, macht euch bereit. Konzentration. Sucht die Grenzlinie, tastet die Konturen entlang, lasst das Licht ruhig ein wenig flimmern. Es dauert erfahrungsgemäß einen Augenblick, bis das Auge umschaltet...“

Die koreanischen Zwillinge wirkten zunächst ein wenig verlegen, zumal als sie getrennt wurden. Das schien ihnen nicht zu behagen. Andererseits wäre der Kreis mit den beiden im Mittelpunkt vielleicht doch etwas zu groß geworden. Schon jetzt drängten sich die vielen Lernbegierigen dicht an dicht. Ein jeder wollte den besten Platz. Dabei waren die Lichtverhältnisse von allen Seiten gleich.

Arundelle, Florinna, Corinia und Billy-Joe verstanden Li Mei und Li Chang nur zu gut. Wer wie sie von seinen Vertrauten umgeben war, fühlte sich einzeln stets ein wenig verloren. Wie viel mehr jetzt, wo Dutzende von Augenpaaren suchend über sie hinstrichen?

Die ungewohnte Situation und vor allem die Aufregung, die durch den Raum schwirrte, musste erst verebben. Zuvor war nicht an das andere Sehen zu denken.

Arundelle versuchte es mit einer ihrer eigenen Übungen und riet auch den andern auf telepathischem Wege, sich zunächst in sich selber zu versenken. Ihr Vorschlag erntete allgemeine Zustimmung, auch von anderer als der angesprochenen Seite, denn so ein telepathischer Fluss lässt sich nur schwer abschirmen.

Professorin Marsha Wiggles-Humperdijk nickte anerkennend. „Da entwickelt sich ein großes Talent“, dachte sie. Überhaupt die Neuzugänge – dieses Jahr hatten sie wirklich Glück. Sowohl was die Schüler, als aber auch was die neuen Lehrer anging.

Wer hätte geglaubt, dass Kollegin Grisella von Griselgreif zu Greifenklau-Schlauberger die **Divinatio** nahezu perfekt beherrschte? Und das ganz impulsiv, ohne jede Förderung. Sie hatte sich nach eigenen Aussagen alles selbst erarbeitet. Selbstverständlich hatte sie die Mystiker studiert, welcher ernsthafte Philosoph konnte die schon auslassen? Aber gab es nicht Tausende dieser Philosophen, die keineswegs in den Bann der Transzendenz gerieten?

Die Atmosphäre im Hörsaal veränderte sich. Deutlich spürte es die Professorin. Sie wagte einen prüfenden Blick in die Runde und stellte fest, dass nun die Augenpaare ihres Kreises dem Medium

zugewandt waren. Der entrückte Blick der vielen ließ sie wissen, dass die Phase des anderen Sehens einsetzte.

Sie selbst ertastete nun die blauen Konturen der **Animatioren**, wie sie vorbildhaft bei der kleinen Koreanerin ausgebildet waren. Ein breiter tiefblauer Streifen umflutete Li Mei. Auch die Schwestern Hase verwunderten sich sehr über die deutliche Ausprägung und die Reinheit und Tiefe des Blaus. Verglichen damit war ihr eigener grauer Schattenriss matt, selbst dort, wo sich Silber in ihn mischte.

Ehrfürchtig fassten sie einander bei der Hand, so, als verstärkte die wechselseitige Berührung noch ihr Empfinden. Auch Arundelle wirkte ergriffen, während Billy-Joe noch ein wenig ratlos schien. Er war nicht sicher, ob der blauen Schimmer, den er zu erhaschen meinte, wirklich das war, was er sehen sollte.

Denn dieser erschien ihm allzu vertraut. Gegen das Licht und den Hintergrund des Himmels war ein solcher Streifen doch bei allen selbstverständlich. Gab es überhaupt jemanden zu Hause, der keinen solchen Streifen ausbildete? Vielleicht sein Vater, der dabei war, sein letztes Quäntchen Verstand zu versaufen.

Nun ja, hier sah man den Himmel nicht. Das war schon erstaunlich, denn der Streifen zeigte sich auch ohne den Kontrast von Himmel oder Meer. - Auf einmal begriff er. Nicht der Himmel hüllte die Menschen ein, sondern er strahlte aus ihnen heraus. Das war der Unterschied!

Arundelle achtete besonders auf die ‚Frisur‘. Li Mei war anders als sie selbst nicht mit diesem bunten Schopf ausgestattet, vielmehr umhüllte ehrwürdiges Grau von beträchtlicher Länge die Schläfen, was, so folgerte Arundelle, der Grund für das geheime Band der Sympathie sein mochte, das sie in sich fühlte.

Unruhe begann sich zu verbreiten. Alle schienen genug gesehen zu haben. Das Interesse an Li Mei sank in sich zusammen wie die Flamme eines ausgebrannten Feuers.

Die anschließende Nachbereitung der praktischen Übung brachte zu Tage, was Billy-Joe vermutete. Die Mitglieder seines Stammes waren zweifellos Träumer, also somnior veranlagt. Die Professoren erklärten sich die blaue Aura ebenfalls als Reflexion des blauen Himmels, der das Grau überlagert.

„Andererseits ist Seelenwanderung nichts ungewöhnliches bei den Aborigines“, wandte sich Professor Humperdijk an seine Frau. „Da mag das eine, das andere auch schon mal ergänzen oder überlappen.“

„Überhaupt sollte man sich vor allzu scharfer Grenzziehung hüten. Die Übergänge sind fließend und in manchen von euch schlummern vielleicht noch tiefer verborgene Schätze“, stimmte Frau Wiggles ihrem Mann zu.

„Ja, aber was hat es denn nun mit der blauen Farbe auf sich?“

„Würde ich auch gern erfahren...“

„Wie ist es, Li Chang und Li Mei, könnt ihr nicht ein bisschen aus der Schule plaudern?“

„Was treibt ihr denn so?“

„Na ja. Manchmal, wenn wir zu schlafen glauben, schläft vielleicht nur unser Körper...“ –

„Ja, wir schlafen bloß“, stimmte Li Chang zu – „und wenn wir aufwachen, liegen wir in unseren Betten, ganz egal, wo wir gerade herkommen, und was wir erlebt oder gesehen haben!“

„Ich denke, die Unterschiede sind am Ende nicht gar so groß“, ergriff nun Li Mei das Wort: „Bei uns fängt ’s meist so an. Wir sehen uns irgendwo liegen. Danach geht die Reise los...“ –

- „wobei wir mit der Zielbestimmung nicht selten Probleme haben, ich zumindest...“, meinte Li Chang.

„...und vor allem mit dem Zurückfinden“, ergänzte Li Mei lebhaft. - „Das ist überhaupt am schwersten. Stellt euch vor, eure Seele findet nicht wieder heim und irrt ziellos auf der Suche nach ihrem Körper umher! Das ist vielleicht ein Gefühl! Es ist, als habe man sich in einer großen fremden Stadt verlaufen und niemand ist da, der einen versteht und den man fragen kann.“

„Schrecklich, ganz schrecklich – ist mir einmal passiert, danach war ich so fertig, dass ich für Monate die Finger von der Seelenwanderung gelassen habe.“

„Ja, aber wie gelingt euch, aus eurem Körper erst einmal zu entfliehen?“ - erklang eine Stimme aus dem Kreis der Zuhörer. - „Gewöhnlich verlässt die Seele ihren Körper doch erst nach dem Tod“, fügte jemand hinzu. - „Seid ihr etwa so was wie tot, wenn ihr auf eure Reisen geht?“

Die beiden Zwillinge sahen sich an und zuckten die Schultern. Wie sie aus dem Körper fanden, war nicht ihr Problem: „Wie gesagt, ums Heimfinden geht es bei der ganzen Sache, versteht ihr? Alles andere ist schon da.“

„Das ist nun einmal so bei uns, so sind wir wahrscheinlich geboren worden. Unsere Mutter meinte immer, das käme bei uns bestimmt daher, dass wir in ihrem Bauch nicht genug Platz gehabt hatten zu zweit“, lachte Li Mei.

„Ach, und da haben sich eure Seelen schon mal davon gemacht. Klingt irgendwie logisch“, griff Arundelle den Faden auf: „Und ihr brauchtet nicht so was wie einen Zauberbogen? Das ging bei euch ganz von allein?“

Arundelle dachte an ihre eigene Art des Verschwindens, über die sie verfügte, seit ihr Zauberbogen zu ihr gestoßen war. - Sie konnte sich ein Leben ohne ihren Bogen inzwischen überhaupt nicht mehr vorstellen. Damals war es ihr wirklich schlecht gegangen und da hatte sie angefangen, sich nach einem Gefährten in der Not zu sehnen und war auf den Zauberbogen verfallen, von dem sie erfahren hatte. Ihr Wunsch war so stark geworden, dass der Bogen eines Tages Wirklichkeit wurde.

Li Chang und Li Mei schauten Arundelle bei der Erwähnung ihres Zauberbogens verständnislos an. Sie wussten offensichtlich nicht, was Arundelle damit sagen wollte. Sie flüsterten miteinander und warteten schließlich mit einer Erklärung auf, die wiederum Arundelle verblüffte:

„Meinst du so was wie Teddy zu schnuffeln?“ - wollten sie wissen. „Wenn’s losgeht bei einer von uns, dann kuschelt die sich mit ihrem Teddy in eine Ecke...“

„Beleidigt ist sie meistens auch...“

„Ja, und dann schnuffelt sie an ihrem Teddy und wenn sie aufhört, ist sie weg, liegt nur noch leer und still da und wir, die wir zurück bleiben, müssen darauf achten, dass der Körper nicht kalt wird...“

„Ist manchmal nicht einfach.“

„Besonders im Winter – kann man sich ja vorstellen!“

„Zu Hause ist das kein so großes Problem, aber stellt euch vor, als wir herflogen, bekamen wir in der Maschine Streit und Li Chang war so sauer, dass sie es nicht mehr aushielt. Ich hatte vielleicht Angst, als die plötzlich starr und steif wurde. Wie sollte ich das der Stewardess erklären und außerdem wusste ich nicht, wie sie es in einem Flugzeug anstellen wollte, zurück zu kehren. Am liebsten hätte ich mich selbst davon gemacht. Aber zum Glück ging Li Changs Anfall bald vorüber.“

„Mit anderen Worten, ihr empfindet eure Gabe nicht gerade als Segen“, wollte Arundelle wissen und fühlte sich an ihre eigene Weltflucht erinnert, nur dass sie dazu eben ihren Bogen hatte. – Auch wenn sie keinen starren, erkaltenden Körper zurückließ. Das war denn doch ein gewaltiger Unterschied, wollte ihr scheinen.

Li Chang und Li Mei schüttelten erst die Köpfe, so gesehen, brachte Seelenwanderung mehr Verdruss als Vergnügen, jedenfalls, was sie bisher darüber erzählt hatten. Doch sie wussten natürlich, was sich in Wirklichkeit tat, und was für prima Landschaften sich bereisen ließen, und wie herrlich frei und leicht man sich ohne seinen Körper fühlt.

„Verzichten möchte wir beide nicht auf unsere Art zu Reisen.“

„Nur mehr Sicherheit wäre nicht schlecht. Da steht vieles oft auf Messers Schneide...“

„Ein bisschen wie russisches Roulett, manchmal...“

„Aber wie ihr seht, es gibt uns noch“, grinsten die beiden schelmisch. „Unsere Eltern möchten, dass wir eine richtige Ausbildung erhalten. Meine Mutter ging zu einem Schamanen in die Lehre.“ – „Ja, und wir sind nun hier...“

„Es ist schön, so unter seinesgleichen zu sein, denn niemand ist hier wohl ganz ohne...“

Alle wussten, was die beiden sagen wollten.

„Obwohl sich hier alle in mancher Beziehung ähnlich sind“, griff nun Frau Marsha Wiggles-Humperdijk wieder behutsam in die sich entwickelnde Diskussion ein, die ganz in ihrem Sinne verlief – „gibt es doch andererseits gewaltige Unterschiede. Und die wollen wir herausarbeiten und uns selbst dabei besser kennen lernen.“

Besonders die Kleineren fragten wegen der Teddy-Schnüffelei nach, denn insgeheim besaßen viele noch ihre Kuschtiere, von denen sie sich niemals trennen würden, als seien sie die Enden der unsichtbaren Nabelschnüre, die sie mit ihren Müttern verbanden.

Warum die Schwestern kuscheln ‚schnuffeln‘ nannten, wollten ihre Mitschüler wissen. Und die Zwillinge meinten, so hätten sie dies eben immer schon genannt, vielleicht läge ja nur ein Übersetzungsproblem vor.

Professor Humperdijk griff den Faden auf und erläuterte weitschweifig, dass es in manchen Gegenden der Welt üblich sei, sich mit Hilfe bestimmter Kräuter in Trance zu versetzen. Die Animationen seien für derlei Praktiken nun mal bekannt.

Sein unbeholfener Einwurf brachte ihm einen missbilligenden Blick seiner Frau ein, die fürchtete, dass mit einem solchen Hinweis die Diskussion abgewürgt würde.

Tatsächlich konnte der Kreis der jungen Somnioren wenig mit seinem allgemeinen Hinweis anfangen. Möglicherweise aber waren die Teddys der beiden mit einer bestimmten Substanz gefüllt. Aber wie die Zwillinge betonten, besaßen sie diese nun schon ihr ganzes

Leben lang. Da müsste, was immer darin war, doch längst verrochen sein, meinten sie irritiert, denn auch von anderer Seite war der Vorwurf wegen Drogenmissbrauchs schon gekommen.

Nicht zuletzt deshalb waren sie ja auf die Zwischenschule verwiesen worden, nachdem die Schulleitung des Elitegymnasiums sich geweigert hatte, sie nach einem Drogenvorfall, in den sie verwickelt waren, weiter zu unterrichten. – So war es kein Wunder, dass die Zwillinge höchst sensibel auf den Einwurf des stellvertretenden Direktors reagierten. Sie wurden danach sehr einsilbig.

Frau Marsha Wiggles-Humperdijk schlug schnell eine Pause vor. Sie hoffte, damit die Situation zu retten. Die Schüler drängten auf die den Kuppelsaal umrundende Balustrade hinaus, wo die Überdachung zur Hälfte hochgefahren war, wie überhaupt das gesamte Dach der Kuppel geöffnet werden konnte.

Sie befanden sich nämlich auf dem höchsten Punkt der Insel im obersten Stockwerk des zentralen Gebäudes, wo die Lichtverhältnisse optimal waren.

Nicht nur die Grundkurse des „erkenne dich selbst“ Programms, auch Sterndeuter, Astronomen und Astrologen, Maler- und Bildhauerkurse belegten diesen Raum – letztere zumeist an den Nachmittagen, während die Nächte den Sternguckern und die Vormittage den Grundkursen vorbehalten waren, für die sich das Morgenlicht besonders gut eignete.

Und so kam es, dass manche der Anwesenden hier oben beinahe ihre ganzen Tage verbrachten. Denn die astronomischen Kurse bei Scholasticus Schlauberger waren ebenso beliebt wie die Kunstkurse bei Frau Professorin Grisella von Griselgreif, zumal diese zu eigenem schöpferischen Tun ermutigte.

Arundelle und ihre Freunde waren mit den beiden Lehrern auf das engste vertraut. Wie es der Zufall wollte, hatte sie ihr Lebensweg in eben diesem Jahr hier auf der Insel zusammen geführt. Die Familien der beiden Professoren aus Deutschland trafen in diesen Tagen ein.

Scholasticus Schlauberger war es gelungen, sich seiner Altlasten zu entledigen, die ihn immer wieder an seine alte Universität zurückgezwungen hatten. Seine Examenskandidaten hatten ihre Prüfungen – soweit es ihn betrifft – hinter sich gebracht und zwei seiner Doktoranden, die noch nicht soweit waren, könnte er auch aus der Ferne betreuen.

Von der umlaufenden Balustrade des Kuppelsaals hatte man eine fantastische Rundumsicht. Die Insel Weisheitszahn erstreckte sich nach allen Seiten bis zu den scharfen Zacken des Kraterrandes hinter denen der Fels senkrecht ins Meer abfiel. Das unablässig heranflutende Meer hatte den ehemals breiten Sockel des Vulkankegels in zehn Tausenden von Jahren davon gespült. Die Insel erhielt dadurch die für sie charakteristische Form, die ihr den Namen ‚Weisheitszahn‘ eingebracht hatte. Denn wie ein riesiger Backenzahn ragte diese schaumumkränzt aus dem tiefblauen Pazifik auf.

Das scharfe Salzwasser hatte sich bis in den ehemaligen Schlot des Vulkans gefressen und diesen auch innerlich ausgehöhlt, während fruchtbarer Flugsand den Krater bis an seine Ränder von oben her füllte. Die eigentümliche geologische Beschaffenheit der Insel hatten sich die Ingenieure der Zwischenschule zu nutze gemacht, indem sie die natürlichen Auswaschungen in ihren unterirdischen Ausbau mit einbezogen. Nur selten mussten die natürlichen Räume erweitert oder gestaltet werden, wenn auch mitunter der Boden ein wenig uneben war, denn die unter gewaltigem Druck entstandenen Blasen im Gestein entsprachen wegen ihrer Ausmaße, den Anforderungen an Tennis-, Reit- und Sporthallen. Freilich machte ein Gewirr von Gängen zwischen den bewohnten Teilen der unterirdischen kleinen Stadt die Orientierung nicht gerade leicht. Und es gab noch so manche unerschlossenen Geheimnisse.

Seit man wusste, wie vergleichsweise einfach sich der unterirdische Ausbau gestaltete, war man von der Bebauung der Oberfläche abgekommen. So dass nur ein größeres Gebäude gleichsam als Mittelpunkt der ganzen Insel auftrug, eben dasjenige, in dessen Kuppel soeben der Grundkurs zum Thema Selbsterkenntnis stattfand.

Nach der Pause mochte trotz erneuter Vorgaben seitens der beiden Professoren keine rechte Diskussion mehr aufflammen. Die Zeit des Mittagessens nahte ohnehin. Innerlich schickten sich die Anwesenden schon an, Speisepläne zurechtzulegen und sich auf das Nachmittagsprogramm einzustellen.

Billy-Joe war mit seinem Tutor wegen Mathematik verabredet. Arundelle würde wieder hierher zurückkommen, ebenso Florinna, während es Corinia tief unter die Erde zu ihrem meeresbiologischen Seminar zog.

Grisella hielt in der Kuppel an diesem Nachmittag ihren Kunstkurs ab, für den sich Arundelle und Florinna eingetragen hatten.

Danach bliebe noch immer Zeit für ein erfrischendes Bad in der Lagune.

Der südliche Sommer brach nun mit Macht aus. Und wenn auch meist frische Winde die Insel umwehten, stieg das Thermometer doch beträchtlich an. Es würde für die Neuen von der Nordhalbkugel in diesem Jahr ein sehr langer Sommer werden. Sie gedachten, ihn nach Kräften zu genießen.

3. Die Sublimationen⁴

„Heute brauchen wir nicht nur Licht, sondern auch Raum“, eröffnete Frau Professor Marsha Wiggles-Humperdijk den Grundkurs zum Thema „erkenne dich selbst“ in der folgenden Woche. Das Dach der Kuppel, das sonst nur für die Astronomen geöffnet wurde, verschwand in den dafür vorgesehenen Halterungen und erinnerte ein wenig an eine sich öffnende Blüte, zumal von oben die heiße Sommersonne ungehemmt herunter brannte.

„Setzt besser eure Hüte und Kappen auf“, empfahl Professor Humperdijk, der als Tiefseeanhänger dem grellen Sonnenlicht nicht gerade zugetan war. Er selbst ließ sich vorsichtig im Schatten eines riesigen Sonnenschirms nieder und achtete sorgfältig darauf, dass nur ja kein Sonnenstrahl seine schneeweiße Haut traf.

Sein Teint war nun einmal seine Marotte. Seine Frau hatte sich daran gewöhnt. Aber auch sie trug heute einen großen Strohhut, der ihr ganz allerliebste zu Gesichte stand.

Gehorsam zogen die Studierenden allerlei Baseballmützen und Strandhütchen hervor, oder legten sich in Ermangelung einer Kopfbedeckung ihre Hemden über den Kopf. Alle wussten wie gefährlich besonders die südliche Sommersonne war. Das Ozonloch über dem Südpol wuchs von Jahr zu Jahr und ließ die gefährlichen UV-Strahlen ungefiltert zur Erde.

Auch an diesem Tag hatten sie Gäste, denn wieder ging es darum, eine der Gruppen kennen zu lernen, mit denen sie die Insel teilten, zumal ansonsten noch wenig Kontakt zwischen den Angehörigen der verschiedenen Farben bestand.

⁴ Ableitung aus lat. sublimo = emporheben

Aber das würde sich schon bald ändern, prophezeite Frau Wiggles mit bedeutungsvoller Stimme. „Bald schon werdet ihr merken, wie wunderbar ihr einander ergänzt.“

Freilich war bei dieser Ankündigung vor allem ihr Wunsch der Vater des Gedanken. Die Wirklichkeit sah leider anders aus. Irgend etwas verhinderte den allzu engen Kontakt zwischen manchen Farben oder ließ ihn erst gar nicht zustande kommen.

So aufgeschlossen wie bei der letzten Sitzung würde es heute wohl nicht zugehen. Dafür wären die Unterschiede diesmal zu groß. Die Ressentiments standen spürbar im Raum, fingen schon beim ersten Kontakt an. Beide Seiten taten gerade so, als sei die andere mit der Pest infiziert.

Frau Wiggles-Humperdijk schäumte innerlich. Aber auch sie kostete die körperliche Berührung mit der Gruppe, der die heutigen Gäste entstammten, gelegentlich Überwindung. Um so eifriger bemühte sie sich um freundschaftliche Gesten, was sie freilich alsbald hart ankam, spürte sie doch von deren Seiten eine ebensolche Abwehr gegen sich.

Wieder einmal musste sie sich eingestehen, dass sie zu den Somnioren gehörte, denen ihre spontane Zuneigung zuflog. Allenfalls blieb für die nächsten Verwandten – die Animatioren - etwas von ihrer Zuneigung übrig.

Die Trennlinie zu den heutigen Gästen verlief an einer äußerst sensiblen Stelle und hatte wahrscheinlich mit einer seltsamen Eigenschaft zu tun, die ihr wohl immer fremd bleiben würde. Einzig ihr eigener Mann bildete da eine Ausnahme, die sie sich bis heute nicht erklären konnte, denn eigentlich gehörte der ebenfalls mit einem Teil seines Wesens hinter die imaginäre Linie der geheimen Abstoßung.

Die Gäste, eine kleine Gruppe, bestehend aus zwei Jungen und zwei Mädchen, machte denn auch keinerlei Anstalten, sich irgendwie zu öffnen oder Kontakt aufzunehmen. Und das lag keineswegs nur an der Sprache, die freilich exotisch genug klang, denn die Vier stammten je zur Hälfte aus der inneren Mongolei und aus Patagonien. Das bereitete ihnen selbst sprachlich erstaunlicherweise keinerlei Mühe. Dabei war doch anzunehmen, dass sie einander nicht hätten verstehen dürfen. Dem aber war nicht so. Aus den abgehackten kurzen Sätzen, den verhaltenen Zischlauten und Schnalzern ging eindeutig hervor, dass diese der Verständigung untereinander dienten.

Demonstrativ wandte die Gruppe den Seminaristen die Rücken zu. Die Ablehnung stand alsbald körperlich im Raum und Frau

Wiggles beeilte sich, mit ihrer Einführung zum Ende zu kommen, mit der sie die Gäste vorstellte, die sich darum allerdings keinen Deut scherten.

Immer wieder schaute sie missbilligend zu ihrem Mann hinüber, der mit geschlossenen Augen unter seinem Sonnenschirm saß und sich von der Situation nur wenig beeindruckt ließ. Er, als Koordinator der vier Grundkursgruppen, war für die wechselseitigen Einladungen zuständig. Im vorliegenden Falle hatte es freilich wenig zu wählen gegeben. Denn die Gruppe der **Sublimatioren** umfasste nur kaum mehr als die vier Gäste.

Das hätte Frau Wiggles eigentlich wissen müssen. Wahrscheinlich hatte sie es nur vergessen. Sie nahm sich vor, mit der verantwortlichen Lehrkraft ein ernstes Wort über gutes Benehmen zu reden. So durfte und konnte ein Zusammenleben nicht aussehen. Das Verhalten der Vier widersprach dem Geist und den Absichten der Schule gründlich.

Arundelle erkannte in dem Wortführer der kleinen Gruppe den wütenden Jungen wieder, der sich auf dem Eröffnungsfest nach ihr vorstellte und dessen Beitrag in dem Nachhall der Begeisterung für ihre Darbietung völlig untergegangen war. Und der, als sie ihn deshalb hatte trösten wollen, voller Wut auf sie losgefahren war.

Sie fühlte, trotz aller Befremdung, wieder dieses geheime Ziehen und ihr war, als würde etwas in ihr von der kleinen Gruppe nicht nur abgestoßen. Zumal, als diese sich nun im Kreise zu drehen begann und dabei mit stapfenden Füßen einen sich steigernden Rhythmus entwickelte.

Schneller und schneller wirbelte der Kreis herum. Die Arme über den Schultern verschwammen zu einem einzigen Kreis, von den stampfenden Füßen war nun nichts mehr zu sehen. Ein grüner Wirbel verschluckte sie, hob sich vom Boden auf und umhüllte **einen** sich schließenden Körper. Nur die gellenden Schreie, die noch immer den Rhythmus begleiteten, sowie das wilde Kreischen, das sich immer wieder aus dem Singsang hob, Jauchzer schierer Glücks und ungebändigter Lebenskraft, brandeten sehnsuchtvoll und schmerzlich süß an Arundelles Ohr.

Sie wurde soeben Zeuge von etwas Großartigem. Der grüne Wirbel hob sich, längst war der Bodenkontakt preisgegeben. Es war, als zöge eine innere Macht in der Mitte des Kreises an einem unsichtbaren Seil, an dem sich der grüne Wirbel der vier ekstatischen Leiber in die Höhe schraubte, deren Schreie der Lebenslust nun in die weite Welt hinaus drangen.

Professor Humperdijk blinzelte zufrieden, als er sah, wie sich die Köpfe offenen Mundes nach oben reckten, wo sich der grüne Nebel im gleißenden Licht der grellen Sommersonne zu verlieren schien, und das Jauchzen sie wissen ließ, wie das Glück ihren Mitschülern lachte.

Wie kamen sich die Zurückbleibenden nun schwächlich und beschränkt vor! Die mühsam unterdrückte Geringschätzung vom Beginn der Stunde schlug in offene Bewunderung um. Wie gerne hätten auch sie Teil an dem, was diese vermochten!

Auf und nieder wogte der grüne Kreis. Auf ein gellendes Kommando hin erneuerte sich die Energie immer wieder, wenn der Kreis allzu nah zum Boden hinunter sank.

Wie viel Zeit verstrich, vermochte hinterher niemand zu sagen, ob Sekunden oder Minuten war einerlei – was für ein Erlebnis!

Als sich der grüne Kreiswirbel langsam und endgültig dem Boden näherte und allmählich wieder trippelnde Füßen zu hören, wirbelnde Arme zu sehen und verzückte Gesichter zu unterscheiden waren, da brandete frenetischer Beifall auf. Die Kuppel dröhnte und zitterte unter den stampfenden Füßen der Begeisterten. Sie klatschten, brüllten, lachten, als hätten sie selbst soeben mit ‚den Winden getanzt‘.

„So nennen wir unsere kleine Übung“, erklärte Tibor, der Anführer, nach Atem ringend, doch gelöst, mit glücklichem Gesicht und strahlenden Augen. Nichts mehr von Verschlossenheit – kein vermeintlicher Pesthauch. Die Tänzer und Tänzerinnen waren alsbald von Trauben eifrig fragender Mitschüler umlagert. Sie wollten alles ganz genau wissen.

Wie es überhaupt möglich sei, sich derart schnell zu bewegen, weshalb denn ihr Kreis auf einmal wie ein grüner Wirbelwind ausgesehen habe, wie man sich fühle, so über der Erde, ob man davon auch noch etwas mitbekäme, wieso ihnen nicht schlecht würde. -

Fragen über Fragen und der Vormittag war verstrichen, ehe auch nur der größte Wissensdurst gestillt war.

„Es gibt eine Sprache, die vermag mehr als Worte“, nickte Frau Marsha Wiggles ihrem Gatten zu und schmiegte sich dankbar an ihn. „Da hast du uns aber schön an der Nase herum geführt. Ja, wusstest du, was die vorhatten?“ Herr Humperdijk zuckte vielsagend mit den Schultern. „Ich denke, das ist eine Fortsetzung wert, was meinst du? Und nächstes Mal gibt es dann vielleicht wirklich eine Überraschung.“

„Das war wunderschön, wirklich ganz einzigartig – ach, mir fehlen die Worte, ich könnte, glaube ich, vor Glück fast ein bisschen

weinen“, und tatsächlich kullerten Frau Marsha zwei dicke Tränen aus den Augen, die sie verschämt wegwischte.

Sie schalt sich sentimental, aber es half nichts. Sie wusste, heute hatte sie etwas Einmaliges erlebt. „Da wird man nun fast fünfzig, und dann erfährt man, was man immer vor Augen zu haben glaubte und merkt auf einmal, dass man nichts davon verstand, nichts von dem mitkriegte, worum es geht.“

Arundelle, Billy-Joe, Florinna und Corinia hingen an den Lippen des kleinen Anführers. Stolz erklärte dieser, was es mit dem ‚Tanz der Winde‘ auf sich habe, der keinem Zweck diene außer dem, Spaß zu haben.

Tibor war wie ausgewechselt. Aber auch Arundelle hatte sich verändert, selbst wenn sie das nicht merkte.

All ihre zur Schau getragene Überlegenheit war verschwunden. – Sie wirkte auch auf ihre Freunde mitunter beinahe unerträglich arrogant, weil sie sich wegen ihres Zauberbogens anderen überlegen fühlte. Nur weil sie ihre Freundinnen besser kannten, ertrugen sie ihre Allüren.

Auf Außenstehende wirkte Arundelle hingegen ausgesprochen herausfordernd. Und so konnte es geschehen, dass sie ihn aufs Äußerste beleidigte. Denn ihr neugewonnener Freund wart nicht minder von sich überzeugt.

Nun, da sie sich so gut verstanden, begriffen beide nicht mehr, was sie eigentlich gegeneinander aufgebracht hatte. Arundelle schämte sich ihrer leisen Verachtung und Tibor Khan seiner überschäumenden Wut.

„Die Welt steckt voller Vorurteile“, meinte Florinna und Corinia ergänzte: „...und wir Menschen sind ja so dumm“ - „gerade wo wir schlau sein wollen...“, philosophierte nun auch Billy-Joe. Alle verstanden, was gemeint war und alle nickten bedächtig.

„Gesagt ist alles“, griff Tibor Khan seine Ausführungen wieder auf, als keiner mehr etwas fragte, „aber eins habt ihr noch nicht herausgefunden...“ – „was denn?“ - fragten alle und überlegten, was sie zu fragen vergessen haben könnten. „Das erfahrt ihr, so wie ich Professor Humperdijk verstanden habe, beim nächsten Mal. Ich darf nichts verraten. Aber ich freu mich schon drauf...“

Um ihren neuen Freund ein wenig Ehre zu erweisen, begleiteten ihn alle zu seinem Mittagessen. Doch das dort gebotene Menu lud sie nicht sonderlich ein. Schon die Gerüche waren ihnen allzu fremd.

Innerlich rümpften sie schon wieder die Nase. Aber nun waren sie einmal da.

Billy-Joe war der Mutigste und biss herzhaft in das halbbrohe Fleischstück hinein, das Tibor für ihn aussuchte, während die Mädchen zu ihrem Fladenbrot sauren Yoghurt löffelten und vorgaben, keinen großen Hunger zu haben.

Tibor Khan sah sie misstrauisch an und erntete schuldbewusste Blicke. Kleinlaut gestanden sie, das Essen aus seiner Heimat nicht zu mögen. „Aber ihr kennt es doch überhaupt nicht“, polterte Tibor los.

Billy-Joe versuchte zu vermitteln. Ihm schmecke das Fleisch ausgezeichnet, nuschelte er mit blutigen Lippen. Aber er sei so was schließlich gewöhnt. - „Wo die da herkommen, wird das Essen in Fabriken gemacht. Und wenn es nicht nach Plastik oder Papier schmeckt, dann können sie es kaum zu sich nehmen, die Armen.“

Tibor lachte: „’Zurück zur Natur!’ – heißt es bei ihnen nicht so?“ Billy-Joe nickte erneut und grinste fast ein wenig hämisch. „Bevor ihr euch jetzt noch über die angestammte Rolle der Frau auslasst, gehen wir lieber“, meinten die drei Mädchen und lachten ihrerseits, wenn auch ein wenig säuerlich. – „Wir sehen uns“, riefen sie im Entschwinden. „Ihr findet uns an der Lagune...“

Frau Professor Wiggles-Humperdijk war des Lobes voll. Offiziell beglückwünschte sie den Grundkursleiter des Parallelkurses, Moschus Mogoleia, und auch ihr Mann Adrian bekam ein Stück von dem Kuchen ab. Immerhin hatte er sich auf das Experiment eingelassen, hatte ihr nichts vorher verraten und sich wie abgesprochen, wirklich zurück gehalten.

Auch am darauffolgenden Donnerstag morgen bedurfte es einer freien Kuppel im luftigen, sonnendurchfluteten Seminarraum hoch über der Insel. - „Diesmal kommen vielleicht sogar alle“, tuschelten die aufgeregten Somnioren und auch Frau Marsha Wiggles lächelte nun geheimnisvoll, denn sie war von ihrem Mann diesmal noch ein Stück weiter eingeweiht worden. Das zweite Klingelzeichen war noch nicht zu hören gewesen und waren die Sitzreihen im Rund schon dicht besetzt.

Frau Wiggles-Humperdijk marschierte, von ihrem Mann und Assistenten gefolgt, pünktlich mit dem ausklingenden Stundenzeichen durch die Tür. Beide Lehrkräfte begaben sich zu ihren Pulten. Sie sortierten ihre Unterlagen bedeutsam. Sie tuschelten miteinander und schauten immer wieder zur Tür, als warteten sie auf jemand.

Die Spannung stieg. Frau Wiggles-Humperdijk zog ihre eigene Armbanduhr zu Rate. Noch immer war kein eröffnendes Wort gesprochen worden. Schließlich aber nickte Herr Humperdijk und eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Zusammenfassung der vorhergegangenen.

„Kommen wir nun zum Thema, oder sollte ich besser sagen zum Anliegen des heutigen Tages. Wie Sie sich erinnern werden, hatten die tatkräftigen Akteure für diesen Donnerstag einiges versprochen. Wir dürfen also gespannt sein, womit wir nun sogleich überrascht werden. Einstweilen könnten wir die Zeit nutzen, einige der offen gebliebenen Fragen vom letzten Mal zu beantworten.“

Herr Humperdijk schaute in die Runde. Doch da tat sich nichts. Keine Hand hob sich. Niemand wollte etwas wissen.

„Na, da scheinen ja alle Unklarheiten beseitigt. Gestatten Sie mir dann meinerseits einige Fragen an Sie zu richten? – Betrachten Sie dies ruhig als ein Prüfungsgespräch. Ich gestatte mir einige Notizen und werde mir ihre Namen und unsere Leistungsbeurteilung gerne notieren.“

So hatten sich die Studierenden den Verlauf der Seminarstunde freilich nicht gedacht.

Und dann prasselten die Fragen auch schon auf sie nieder. Angefangen vom Drall, über die Druckkraft und die Differenz zwischen Flieh- und Gravitationskraft, bis hin zum Phänomen der Farbe, wie diese wohl entstanden sein könnte. Die naturwissenschaftliche Erklärung des Phänomens als solchem, ob man diese nicht wenigstens versuchen sollte. Der Unterschied zwischen der metaphysischen und der hier eindeutig wohl physischen Art der Bewegung... – und wie man sich diese vorzustellen habe...

Fragen über Fragen, die zu beantworten nicht nur leichtfiel, sondern vielen unmöglich erschien. Über alles, nur darüber nicht, hatten sie sich ihre Gedanken gemacht. So ließ der Protest nicht lange auf sich warten.

„Uns interessieren ganz andere Fragen“ – hieß es denn auch. „Wieso können die sich so freuen und wir nicht?“ – „Woher nehmen sie diese Kraft?“ – „Was ist das für eine Musik? – „Kann man die lernen?“ – „Können wir lernen, auch den Tanz der Winde zu tanzen?“

So ging es immer weiter. Alle schrieten durcheinander. Die Rebellion entsprach in groben Zügen dem didaktischen Konzept, das sich Herr Humperdijk zurecht gelegt hatte. Wenn auch das ausbrechende Chaos anfang, bedrohlich zu werden.

Zum Glück rettete ihn ein heftiger Luftwirbel aus seiner Verlegenheit. Er selbst hätte die Fragen der Schüler nicht zu beantworten gewusst. Seine Antworten wären allzu persönlich ausgefallen. Seine eigene Stunde aber käme erst noch.

Der Luftwirbel verstärkte sich, ließ Papier knistern und Haare fliegen und brachte die Ränge zum Verstummen. Alle Augen richteten sich nach oben, denn von dort näherte sich eine schnell wirbelnde grüne Wolke, die sich langsam nach unten senkte, um dann in der Mitte des Saales zu allmählichem Auslaufen und schließlich ganz zum Halten zu kommen.

Und wieder rief das Kreischen und Jauchzen, das mit der Landung einher ging, Sehnsüchte nach eben solcher Ekstase in den Herzen der Zuschauer hervorgerufen. Schmerzlich fühlte eine jede den Stich, den das Unvermögen verursachte, es ebenso zu treiben, und mit solch reiner Freude sich zu spüren, und durch die Welt zu wirbeln.

Wenn Frau Wiggles-Humperdijk geglaubt hatte, nun hier die ganze Gruppe der Sublimatioren begrüßen zu dürfen, dann sah sie sich enttäuscht. Denn wieder waren es nur die vier vom letzten Mal. „Und wo sind die anderen?“ - fragte sie. „Welche anderen?“ - fragte Tibor Khan, der Wortführer, zurück. „Es gibt keine anderen, wir sind die einzigen!“ Schon wie er es sagte, mit all der möglichen Doppeldeutigkeit, und so voller Stolz, ja Hochmut, weckte er Widerspruchsgeist und leisen Unmut.

„Er ist eben der Sohn des Khans“, flüsterte eine Stimme. Sie gehörte dem einen der patagonischen Mädchen, das bislang noch nichts von sich gegeben hatte. „Wir alle sind edler Abstammung“, sprang ihr der zweite Junge bei. „Tuzla ist die Tochter des berühmtesten Schamanen - der südlichen Erdhalbkugel – wenigstens!“ - hob Sandor Khan hervor, der wie sein älterer Bruder in direkter Linie von Tschingis-Khan abstammte.

„Und hier seht ihr Patagonia, Tochter des großen Häuptlings Patagos, letzter Inka des Landes zwischen den Meeren“, meldete sich nun auch Tibor wieder zu Wort und wies mit einer anmutigen Geste auf die zierliche Patagonia. Alle vier waren übrigens von sehr zierlicher Gestalt.

Wo mochte nur die Kraft herkommen, die nötig war, um derart schnell im Kreis herumzuwirbeln? - dachte Arundelle, und fühlte, wie es ihr in den Beinen juckte. Wie gerne würde sie auch einmal ein solch wildes Tänzchen wagen. Ob die sie mitmachen ließen?

So, als hätte er Arundelles Gedanken gelesen, lud Tibor die Versammelten mit großer Geste ein, sich in Kreisen aufzustellen, um

den ‚Tanz des Windes‘ selbst einmal zu probieren. „Was könnte anschaulicher sein, als die Erfahrung am eigenen Leib“, rief er voll Begeisterung.

Als er dann aber die unregelmäßigen viel zu großen Kreise sah, die nach viel hin und her endlich zustande kamen, merkte auch er, dass es so nicht gehen würde. Zunächst einmal müssten sich die **Sublimatoren** verteilen, jeder auf einen Kreis. Und dann durften die Kreise nicht so groß sein.

„Immer drei mit einem von uns“, rief er und drängte die Überzähligen energisch zur Wand. „Und nehmt euch die Zierlichen, sonst bekommt ihr gleich eine Eierbeule und kommt keine zehn Zentimeter weit...“

Arundelle, Florinna und Corinia hatten Glück. Patagonia wählte sie gleich beim ersten Mal aus, mit ihr zu tanzen. Billy-Joe hingegen war als zu groß und zu schwer befunden worden. Seltsamerweise war er nicht traurig darüber, ausgeschlossen worden zu sein. Anders als den Mädchen lag ihm an dem Tanz des Windes nicht so viel.

Er hatte seine eigenen Tänze und glaubte zu wissen, wie man sich beim Tanzen fühlt. Aber dann machte er sich klar, dass er sich nur nicht eingestehen konnte, wie verletzt er war, nicht aufgefordert worden zu sein.

„Wir Menschen sind schon eigenartige Geschöpfe, bekommen wir etwas nicht, dann tun wir so, als wollten wir es nicht. Dabei sehnen wir uns nach nichts mehr, als eben danach“, sinnierte er, während sich die Tanzenden allmählich warm drehten und erste Jauchzer aus ihrer Mitte empor stiegen.

Vom grünen Wirbel war freilich bei keinem der vier Kreise viel zu sehen, bemerkte er mit einiger Genugtuung. Doch auch so schienen seine Mitschüler viel Spaß zu haben und irgendwie glaubte Billy-Joe nun doch, so etwas wie einen grünen Schimmer bei wenigstens einem der Kreise auszumachen.

Auch der Bodenkontakt schien tatsächlich unterbrochen. Aber er täuschte sich bestimmt, denn beim nächsten Hinsehen wirbelten die Füßen wieder über den Grund und auch der grüne Schleier verlor sich, als verwehe er mit den Jauchzern.

Erhitzt, mit wirrem Haar und roten Gesichtern, lachenden Augen und keuchendem Atem kam ein Kreis nach dem anderen zum Halten. Die jungen Lehrer blickten weniger begeistert, doch als sie merkten, wie gut der Tanz ihren Mitschülern gefallen hatte, ließen sie sich beruhigen.

Immerhin handelte es sich bei diesen um Laien, da durfte man die Ansprüche nicht zu hoch schrauben.

„Das können wir öfters machen!“ –

„Überhaupt, wie wär's mit einer Tanzschule?“ –

„Ach ist das schön, man geht so richtig aus sich raus...“

„Dank, vielen Dank, ihr wisst gar nicht, was für eine Freude ihr uns gemacht habt!“

Zustimmung von allen Seiten. Tibor nickte zufrieden. Stolz sammelte er die seinen, von denen niemand auch nur geringste Anzeichen von Anstrengung zeigte. „Wir lassen euch nun allein. Alles weitere bespricht besser mit euren Lehrern!“

Wieder formten Tibor Khan, Patagonia, Sandor Khan und Tuzla ihren magischen Kreis und wirbelten davon, ehe sich 's die Seminaristen versahen. Den Rest des Vormittags verbrachte diese damit, über den Unsinn von Vorurteilen zu diskutieren und die Wurzeln zu deren Entstehung aufzudecken. Wie man sie am besten überwand, das hatten sie ja gerade am eigenen Leibe erfahren. Im Wirbel der Ekstase waren sie davon geschleudert worden und aus Hochmut war Bewunderung, aus Geringschätzung Hochachtung geworden.

4. Die Divinationen⁵

„Ihr habt nun nicht nur euch selbst, sondern die meisten eurer Mitschüler kennen gelernt“, eröffnete Frau Marsha Wiggles-Humperdijk den Kurs ‚erkenne dich selbst‘ – „jedenfalls, was eure Besonderheiten angeht. Dabei wurde so manches Vorurteil abgebaut. Erst dem genauen Hinsehen zeigt sich mitunter der Zipfel einer verborgenen Wahrheit, von der wir uns nichts träumen lassen – nicht einmal wir.“

Denn auch ich rechne mich zu den **Somnioren**, was nicht heißt, dass damit alles ausgesagt ist, weder über mich, noch über euch. Unsere Farbe ist das Grau. Warum dies so ist, werden wir wohl niemals ganz ergründen. -

Am nächsten sind mit uns die **Animationen** verwandt. Ja, für viele besteht eigentlich kaum ein Unterschied zwischen den Somnioren und den Animationen, auch wenn wir selbst dies vielleicht

⁵ Ableitung aus lat. divinatio = Sehergabe, (Vor)Ahnung.

anders sehen. Bei beiden besteht die Gefahr, oder ist es das Privileg, den ruhenden Körper hinter sich zu lassen, um auf Reisen zu gehen. Etwas ist in uns, dem es gelingt, sich vor der Zeit aus den Banden des Körpers zu lösen. -

Das **Selbst** nennen es die **Somnioren**. Die **Animationen** nennen es die **Seele**. Denn sie geht bei diesen auf Reisen. Animationen müssen ihr Leben lang Sorge tragen Leib und Seele beieinander zu halten. Gewiss erinnert ihr euch an Situationen, die für euch gefährlich wurden, und in denen ihr keineswegs wusstet, wie sie ausgehen würden.“

Ihre letzten Ausführungen waren an die Adresse der Animationen gerichtet. Auf deren Mienen zeigten sich leise Zweifel. Alle waren noch tief vom Tanz der Sublimationen beeindruckt. Und so mochte jetzt niemand in eine ganz andere Auseinandersetzung einsteigen. Außerdem wurde es sowieso Zeit für 's Mittagessen.

„Bis nächste Woche dann – wieder in großer Besetzung, wie gehabt.“ – rief Adrian Humperdijk ins Getümmel des allgemeinen Aufbruchs.

*

Frau Marsha Wiggles-Humperdijk blickte bedeutungsvoll in die Runde. Und Frau Professorin M'gamba rollte ehrfürchtig mit den Augen. Sie konnte, was Frau Wiggles-Humperdijk meinte, nicht so ganz unterschreiben, denn ihr Leib ließ die Seele ohne weiteres los, hatte aber auch keine Probleme bei der Rückkehr. Gleichwohl musste sie dem Ernst der Ausführung ihrer Kollegin, die als Somniorin die Dinge ein wenig anders beurteilte, Rechnung tragen.

Im Seminarsaal unter der gläsernen Kuppel drängte sich an diesem Montag ausnahmsweise spät nachmittags gut die doppelte Anzahl von Studierenden. Ein Blockseminar des gesamten Grundkurses ‚erkenne dich selbst‘ war angesetzt worden, denn es war Semesterhalbezeit und eine erste Bilanz stand an.

Professor Humperdijk, der Koordinator aller Grundkurse, war freilich an diesem Tage unabkömmlich. Er hatte sich mit seinen **Conversioeren** schon zwei Stunden zuvor zu einem Ausflug auf die Nachbarinsel aufgemacht, erklärte Frau Marsha Wiggles-Humperdijk und wieder hörte man Sorge und Ernst aus ihrer Stimme. Wenn diesmal auch ihr lieber Mann den Anlass dafür bildete.

Diese Ausflüge zur Zeit des Vollmondes stellten zwar einen festen Bestandteil der Ausbildung der **Conversioeren** dar, sie waren deswegen aber noch lange nicht ungefährlich. Frau Marsha Wiggles sah in ihnen vielmehr eine äußerst leidige Notwendigkeit. Viel hätte

sie darum gegeben, sie abzuschaffen, denn damit war eine Grenze bei ihr erreicht, die sie nur zu gerne enger gesetzt hätte. Andererseits wusste sie, wie unmöglich dies war.

Penelope M'gamba, die wenigstens jetzt viel genauer wusste, worüber sich Frau Wiggles-Humperdijk sorgte, nickte erneut bedeutungsvoll und tätschelte ihrer Kollegin gleichzeitig begütigend den Arm: „Sieht viel schlimmer aus, als es ist, glaube mir, liebe Marsha, die tun sich schon nichts. Alles Imponiergehabe, und dein lieber Adrian hat schließlich sein weites Meer, wo er sich auskennt. Was glaubst du, wie es Converioren ergeht, wenn ihr Somnioren wie die Leichen in euren Betten liegt, während eure Träume euch sonst wo in der Weltgeschichte umher geistern lassen?“

Aber Marsha war nur schwer zu beruhigen. Sie dachte an all die natürlichen Gefahren dort draußen, die ungeheuerlichen Meeresbewohner, die wilden Stürme, die scharfen Riffe und vor allem die unberechenbaren Menschen. Sie zitterte jedes Mal vom ersten leisen Zeichen des beginnenden Vollmondes bis zu dessen erster Eindellung.

Vier Tage, manchmal auch sechs, blieben die Converioren auf ihrer Insel, wenn sie nicht, wie Adrian, das Meer drum herum bevorzugten.

Frau Penelope M'gamba würde gleich nach dem Seminar zu ihnen stoßen, da sie des Bootes nicht bedurfte, das die kleine Gruppe der Converioren zur Insel brachte. – Ihr Reich war der Luftraum! Sie würde in letzter Minute nachkommen. Sie hatte sich inzwischen soweit im Griff und konnte die Zeichen sehr genau deuten, mit denen sich die **Conversion** ankündigte.

Bereits vor einigen Tagen hatte Professor Humperdijk Billy-Joe zu einem langen Gespräch in sein Arbeitszimmer gebeten. Dort hatten sie ausführlich über die periodisch auftretende Migräne Billy-Joes geredet, die sich seit der Pubertät Monat für Monat verstärkte. „Etwas will aus dir raus, und findet keinen Ausgang, mein lieber guter Junge. Das ist nun mal so, das ist unsere Natur. Die Träumerei war doch nur ein Vorspiel. In dir steckt mehr, - viel mehr, und das will heraus. Du bist noch lange nicht am Ziel, hast deinen Platz noch nicht gefunden. Aber deshalb bist du hier. Zusammen werden wir's schon schaffen...“

Bangen Herzens hatte Billy-Joe sich von Arundelle und den Schwestern am Sonntagabend verabschiedet. Arundelle wollte ihm sogar ihren Zauberbogen mitgeben auf die Insel. Doch Herr

Humperdijk hatte lachend abgewinkt. „Na **den** braucht er nun wirklich nicht, **da** wo **wir** hingehen.“

„Es ist keineswegs ein Zufall, weshalb wir diesen Termin heute so gelegt haben. Wir wussten, dass uns die **Conversioeren** verlassen haben würden – bis auf dich selbstverständlich, Penelope.“ Und Frau Wiggles-Humperdijk griff ihrerseits liebevoll nach der Hand der mächtigen Frau M’gamba, der man die Anspannung der kommenden Ereignisse nun doch auch ansah. Unkonzentriert lächelte sie zurück.

„Ich weiß nicht, ob ich noch bis zur Nacht durchhalte, der Mond geht schon auf“, flüsterte sie und ihre Stimme klang bereits ein wenig nach Vogelkrächzen. „Wenn ihr nicht wollt, dass ich mich vor euren Augen verwandle, dann sollte ich mich lieber davon machen.“

Sprach ’s und schlüpfte eilig durch die Reihen, was für gehöriges Aufsehen sorgte, denn wie immer war sie in eine grellbunte Wolke ihrer heimischen Stoffbahnen gehüllt, die nun hinter ihr drein flatterten, so geschwind suchte sie das Weite.

„Der Grund, weshalb wir uns ohne die **Conversioeren** zusammen fanden, ist ein besonderer. Den möchte ich Ihnen nicht vorenthalten“, setzte Frau Wiggles, sichtlich irritiert über den plötzlichen Aufbruch der Kollegin, ihre Ausführungen fort. Sie hatte sich alles so schön zurecht gelegt. Aber irgendwie kam sie heute nicht in den Fluss.

„Wie dem auch sei, - ehm - und was ich noch sagen wollte...“, Frau Wiggles-Humperdijk hatte doch tatsächlich den Faden verloren!

„Darf ich nun den lieben Gast des heutigen Tages begrüßen“, setzte sie endlich erleichtert an, als die Professorin Grisella, Freiin von Griselgreif zu Greifenklau-Schlauberger, plötzlich aus dem Nichts auftauchte und auf dem Stuhl, auf dem eben noch Frau M’gamba gegessen hatte, Platz nahm.

„Mir wird heute aber auch alles zuviel“, stöhnte Marsha Wiggles-Humperdijk sogleich an Grisella gewandt, „ich bin völlig aus dem Konzept, könntest du freundlicherweise übernehmen?“

Grisella zuckte nicht mit der Wimper. Blackouts wie dieser gehörten zum Dasein eines Lehrers. Allen war so etwas schon passiert, und wie dankbar war man, wenn, so wie jetzt, nicht nur eine Horde grausam kichernder Schüler, sondern Hilfe nah war.

Selbstverständlich würde Grisella in die Bresche springen. In groben Zügen wusste sie ja, worum es ging. Die hier Versammelten sollten sich noch einmal ihrer Gemeinsamkeiten inne werden, nachdem sie sich als verschieden kennen gelernt hatten. Das war das

Programm der Stunde. Versammelt waren die Farben Grau, Blau und Grün und sie hätte ebenso gut mit der physikalischen Farbenlehre beginnen können, um die verwandtschaftlichen Bezüge zu erhellen, doch sie als Philosophin zog einen anderen Weg selbstverständlich vor.

Andererseits hätte sie mit Verweis auf ihre eigene Farbe, die sie nur mit Scholasticus - wenn auch in geringem Maße - teilte, schon manches recht gut verständlich zu machen gewusst. Auch sie spürte die knisternde Spannung, die in der Luft lag und die sich, seit Frau M'gambas überstürztem Aufbruch, bis zur Hysterie zu steigern drohte.

Erst einmal gälte es, die Situation aufzulockern. Aber wie sollte sie dergleichen anstellen, etwa ein Witzchen machen? Das war nicht ihre Art! - Also, doch die Farbenlehre. -Wie war das noch gleich? - Die Summe aller Farben ergab in jedem Falle Weiß. Dann waren da die Grundfarben, die Komplementärfarben...

„Am besten kitzelst du das aus denen heraus...“

Grisella räusperte sich.

„Sicher wundert ihr euch, woher ich so plötzlich gekommen bin. Nun ich kann es euch sagen – aus dem Licht, genauer aus dem weißen Licht. Warum ist Licht weiß, wer kann mir dies sagen?“

„Licht ist die Summe aller Farben, die das Weiß ausmacht...“, ließ sich Tibor vernehmen.

„Richtig, soweit zu mir. Seht ihr noch jemand hier, dem eine lichtfarbene Aura anhängt, denn auf das Weiß möchte ich mich nicht festlegen. Aus Erfahrung wissen wir vielmehr, dass Licht meist gelb oder sogar orangefarben auftritt. Ist nicht auch die Sonne meist golden und der Mond silbrig-bleich? - Wisst ihr denn, wer sich hier im Raum befindet? - Nun, vielleicht ist die Frage falsch gestellt“, Grisella merkte, wie sie Ratlosigkeit verbreitete. Schon der Hinweis auf die Farben des Lichts hatte für Verwirrung gesorgt.

„Sagt mir einfach, welche Farben hier versammelt sind.“

„Grau.“

„Schwefelgrau.“

„Silbern.“

„Grün.“

„Gelbgrün.“

„Blau.“

„Dunkelblau.“

„Violett.“

„Hellblau.“

„Orange.“

- „Rot.“ –

„Wer sieht da rot“, Frau Wiggles sprang auf und blickte erschreckt um sich. Tibor deutete auf Arundelles Kopf. „Da steht ein roter Halm auf ihrem Kopf“, erklärte er. Frau Wiggles nickte. „Das geht in Ordnung. Den vergessen wir jetzt mal - ausnahmsweise.“

Grisella nickte. „Wir wollen nun versuchen, die Aufzählung aller Farben, die ihr gesehen habt, nach Grund- und Komplementärfarben zu ordnen und dann in Beziehung zueinander zu setzen.“

Das Seminar nahm seinen Lauf. Frau Wiggles besann sich darauf, dass sie ja sogar Dias mit den Spektralfarben vorbereitet hatte. Und es gelang ihr, zu ihrem Konzept zurück zu finden. Tatsächlich hatte sie genau die gleiche Idee gehabt, die Grisella gerade verfolgte.

Anhand der Farben war es ein Leichtes, die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Gruppen herauszuarbeiten. Alle würden hoffentlich begreifen, dass sie letztlich im weißen Licht daheim waren.

„Blau und Gelb mischt sich bekanntlich zu Grün. Das ist doch sehr aufschlussreich für die **Sublimatioren**, nicht wahr?“ - betonte Frau Wiggles-Humperdijk und hakte Grisella von Griselgreif unter. „Seht ihr, wie sich unsere Konturen vermischen“, fragte sie weiter. Tatsächlich leuchteten beider Ellenbogen auf einmal grünlich auf. (Frau Marsha Wiggles-Humperdijks Aura war, obwohl sie sich vornehmlich zu den Somnioren bekannte, ein schwaches gräuliches Taubenblau.)

„Wie wär's, verehrte Kollegin, ob auch wir einmal ein Tänzchen wagen?“ Grisella kicherte und schlang ihre Arme um den fülligen Leib ihrer Kollegin. Sie selbst fühlte deren Arme auf den Schultern lasten.

„Na, ob wir wohl ins rechte Lot kommen“, wisperte sie zweifelnd, doch schon begann Marsha sie im Kreis zu drehen. Sie würde sich eben weit nach hinten legen müssen, um die Gewichte auszugleichen, während Marsha sich an die eigene Mitte zu halten hätte.

„Seht ihr, wie das geht?“

Wie ein grüner Wirbelwind flogen die beiden Professorinnen zu dem gläsernen Dach der Kuppel hinauf. Es war wegen der späten Stunde und der physikalischen Vorführungen der Spektralfarben freilich geschlossen. Deshalb tanzten sie nur einige Male auf und ab, um dann unter lautem, ein wenig albernen Kreischen wieder zurück zu kommen und ihre strahlenden, erhitzten Gesichter den Studierenden

zu präsentieren, die ob der gelungenen Vorführung nicht schlecht staunten und in Begeisterungstürme ausbrachen.

Den Rest die Zeit bis zum Abendessen verbrachten die Seminaristen damit, sich den Charakter der Farben vor Augen zu führen und deren Eigenheiten irgendwie mit denen von **Somnioren** oder **Animatioren** in Einklang zu bringen. Aus denen die überwiegende Mehrheit der Anwesenden bestand. Während sich als **Sublimatioren** bislang nur Tibor, Tuzla, Patagonia und Sandor Khan zu erkennen gaben.

Noch seltener waren wohl nur die **Divinatioren**. Außer Grisella fände sich derzeit möglicherweise wohl kein weiterer reiner Divinator auf der Insel, meinte Frau Wiggles ehrfürchtig. „Der Weg ins Licht ist nun einmal weit“, merkte sie sehr geheimnisvoll und ein wenig pathetisch an, zumal sie selbst sicher war, bereits entscheidende Schritte auf diesem Weg zurück gelegt zu haben.

5. Die Insel der Converioren.

Das Boot mit der verlorenen Schar der **Converioren** war natürlich schon längst auf der kleinen Nachbarinsel angekommen. Billy-Joe hatte seine ersten Stunden in dieser Gesellschaft bereits hinter sich.

Kaum dass sie angekommen waren, verabschiedete sich Professor Humperdijk. Er könne nun nicht länger warten, murmelte er und ließ sich rücklings ins Meer plumpsen, wo er augenblicklich verschwand und nicht mehr gesehen wurde.

Die anderen schienen das schon zu kennen, denn sie widmeten dem Verschwinden des Professors keinerlei Aufmerksamkeit. „Und wenn er nun ertrinkt?“ - fragte Billy-Joe besorgt, weil der Professor nicht wieder auftauchte, und verärgert über soviel Gleichgültigkeit. „Der ertrinkt schon nicht. Am Ende der Mondphase ist er wieder da, kannst dich drauf verlassen.“ –

„So pünktlich wie ’ne Eieruhr...“ –

„Kümmere du dich mal um dich...“ –

„Auf dich kommt’s jetzt an...“ –

„Auf sonst gar nichts!“ -

Hier war sich jeder selbst der Nächste! Billy-Joe war entsetzt. In was für einer Gesellschaft befand er sich?

Er kannte niemanden, fast niemanden. Niemanden, den er wirklich kennen wollte! Man sah sich freilich, das war nicht zu umgehen. Aber bei einigen Hundert Schülern und Studierenden brauchte es einige Zeit, bis man einander näher kam. - Falls überhaupt. Und da er keinen der üblichen Schlafsäle teilte, sondern es vorzog, draußen auf der Terrasse zu nächtigen, fehlte auch der Schlafsaal-Kontakt.

Dafür, dass angeblich nur besonders Begabte auf der Insel weilten, war die Gruppe der Convioren ziemlich groß. „Das sind alle, darauf kannst du Gift nehmen, von uns bleibt keiner freiwillig zurück, wir haben unsere Erfahrung – und die andern die ihre mit uns“ – kicherte eines der wenigen Mädchen und ihre Katzenaugen blitzten schelmisch. „Mit einigen ist in der Tat nicht gut Kirschen essen, die sind ganz schön abgedreht“, stimmte ein großer bärenstarker Bursche mit gutmütigem Gesicht zu. – „Was dürfen wir denn hinter dir vermuten?“ - fragte ein pfiffig aussehender Kleiner. „Vielleicht ein süßes kleines Possum“, fragte er mit einem hoffnungsvollen Unterton in der Stimme. – „Nein, dafür sind seine Schulter zu ausgeprägt, das ist ein schneller Läufer...“, entgegnete ein schlanker, großgewachsener Junge: „Wie wär’s mit einem Pferd?“ - fragte er seinerseits voller Hoffnung in der Stimme. –

„Nein ich hab’s – ein Kamel, das würde gut passen...“ - merkte ein Vierter mit schleppender Stimme an und hob die hängenden Schultern, die seinen Buckel ein wenig nach hinter verschoben, so dass er den Kopf heben konnte.

Billy-Joe ballte wütend die Fäuste. Aber der feixende Kreis schlug sich bereits in die Büsche. Jeder schien sein Stammplätzchen zu haben und bald stand er allein auf der kleinen Lichtung, nahe der Anlegestelle des Bootes.

Was nun? – Er könnte das Boot nehmen und zurück rudern. Was sollte er hier? – Auch noch allein? Aber die mussten sich schließlich was dabei gedacht haben, ihn hierher mit zu nehmen. Wäre der Professor nur nicht so schnell verschwunden! - Aber die waren wirklich alle irgendwie außer sich. So, als stimmte etwas nicht mit ihnen. Und der Professor hatte selbst zugegeben, zu ihnen zu gehören!

Warumklärte ihn niemand auf?

Ihm war, als sei Absicht im Spiel. Wie damals, als er nicht erkannte, wer er wirklich war, und jeder Bescheid wusste, nur er nicht. Damals hatte es lange gedauert, bis er darauf gekommen war. Ob sich ihm wieder eine von diesen Aufgaben stellte?

Damals hatte er herausfinden müssen, wer in ihm steckte, und wem er in der Zukunft begegnet war. Sollte es am Ende wieder darum gehen? Aber er wusste doch nun, dass er in über hundert Jahren als Schamane der Churingas im fernen Laptopia seine irdische Laufbahn beenden würde. Freilich war er sich auch über dieses Ende nicht mehr gänzlich im klaren, denn inzwischen schien es, als mischte er auch nach seinem Ableben dort munter weiter mit.

Und wenn nun noch mehr in ihm steckte? Etwas Konkretes, Näheres, das nichts mit dem fernen Abbild zu tun hatte? Was war mit den anderen, die mit ihm zur Insel gekommen waren? Hatte er sich darüber schon einmal Gedanken gemacht? Was bedeutete überhaupt **‚Conversion‘**?

„Das ist, wenn etwas verändert wird, wenn es sich irgendwie umwandelt. Kommt aus dem Lateinischen, verstehst du?“ - hatte ihm Arundelle erklärt, als sie darüber sprachen. Billy-Joe hatte ihr von den langen roten Antennen auf seinem Kopf erzählt, die den Professor Humperdijk so merkwürdig berührt hatten. Arundelle hatte ihn daraufhin näher angeschaut und nach einer Weile bestätigend genickt:

„Inzwischen bist du nur noch an manchen Stellen grau und blau sehe ich überhaupt nicht mehr, stattdessen viel violett. Überall drängt das Rot durch. Merkwürdig - etwas geht mit dir vor. Du veränderst dich.“

Billy-Joe hatte abgewinkt. Er wollte sich nicht verändern. Alles sollte bleiben, wie es war. Doch es stimmte, seit er in der Zwischenschule angekommen war, gingen seltsame Veränderungen in ihm vor. Die viele Arbeit, all das Nachholen von dem Lehrstoff hatten darüber nicht hinweg täuschen können. Und so sehr er sich auch in die Arbeit vergrub, die Zeichen des Wandels ließen ihn nicht los.

Wohin war der Professor verschwunden, als er ins Meer abtauchte? Wieso machte sich keiner darum Sorgen, ob er ertrank?

Wie, wenn in dem Professor etwas steckte, das nun heraus wollte, das ihn nun zwang, sich dem nassen Element zu überlassen, weil dies für einen Teil seines Selbst die angestammte Heimat war?

Hatte er nicht lange Zeit bei den Meermenschen von Melisandrien auf der anderen Seite der Welt im Stammland Bermudia gelebt? Billy-Joe erinnerte sich an den gemeinschaftlichen Auftritt von Professor Adrian Humperdijk und König Melisander auf dem Schulfest.

Dann wäre Adrian Humperdijks Begeisterung für das Meervolk mehr? Gehörte er – wenigstens zu einem Teil – selbst dazu? War es

ihm etwa möglich, sich in einen Nix oder Meermann zu verwandeln? Mit Kiemen zu atmen und statt mit zwei Beinen auf der Erde zu stehen, mit Hilfe des kräftigen Fischschwanzes durch das Meer zu schwimmen?

Angedeutet hatten die **Conversioeren** ja nun von allen möglichen Verwandlungen genug! Zwar hatte in dem Boot keiner je wirklich gesagt, was auf ihn zukam, aber da alle – bis auf ihn - Bescheid wussten, konnte er wohl annehmen, dass darüber zu Reden, sich für sie erübrigte.

Die viele Grübelelei tat seinem Kopf nicht gut. Er fühlte, wie die Kopfschmerzen nun mit Macht über ihn kamen und wollte sich nur noch irgendwo still in eine Ecke rollen und die Wellen des Schmerzens verebben lassen.

So legte er sich unter einen vorspringenden Felssturz und dämmerte leise wimmernd, von seinem entsetzlichen Schmerz gepeinigt, dahin, der diesmal um vieles unerträglicher war als zuvor.

Ihm war, als drückte eine ungeheuerliche Kraft an seinen Wirbeln herum – ausgehend von dem Hinterkopf und nach allen Seiten ausstrahlend. Etwas trieb und drückte mit ungeheurer Gewalt, schob sich über die Augen, veränderte die Sichtweise, drückte die Ohren in die Höhe und streckte die Arme und Beine auf schmerzhaft unnatürliche Weise. So ging das fort, bis dann der Mond aufging, und die Schmerzen mit ihm schwanden. Das bleiche Mondlicht tat ihm unendlich gut, in das er hinausglitt, um sich gleichsam darin zu baden. Er erhob sich torkelnd, kroch ins Licht hinaus und streckte seine Glieder in dem fahlen Abglanz des vollen Mondes.

Welche Wohltat! Mit einem Male fühlte er sich wieder frei und stark, ja auf unerklärliche Weise freier und stärker denn je zuvor.

Und wie gut er sah, und was er nicht alles hörte! Aber am eindrucksvollsten war das Geruchsuniversum, das ihn umgab.

Anhand ihrer Duftmarken konnte er jeden der **Conversioeren**, die mit ihm gekommen waren, identifizieren. Er konnte sich ein genaues Bild von ihm machen. Manche rochen so ausgesprochen gut, dass er sich kaum entscheiden konnte, welche der Spuren er zuerst aufnehmen sollte, die von hier aus in alle Himmelsrichtungen wiesen. Er musste jagen, das fühlte er. Es hielt ihn keine Sekunde länger an einem Ort.

Welche Wohltat, die eigenen Glieder zu spüren, die Sprungkraft der Sehnen, die federnden Gelenke, die geschmeidigen Muskeln... der

Wind sauste ihm in den Ohren, als er die Nase tief am Grund, über Stock und Stein dahinflog auf der süßen, verheißungsvollen Spur.

Was zog ihn an? War es Hunger? – denn zweifellos spürte er Hunger in den Eingeweiden. Er erinnerte sich kaum, wann er das letzte Mal gegessen hatte. Aber es war nicht der Hunger, der ihn lockte. Etwas viel Elementareres zog ihn. Kein Schmerz zog ihn! Vielmehr ein überwältigender Kitzel, den er so noch nie gespürt hatte und der von unvergleichlicher Macht war.

Wie er noch so über sich nachsann, da brach die Spur, der er folgte jäh ab. Und Billy-Joe hätte vor Verzweiflung heulen mögen. Er schnüffelte noch eine Weile im Kreis herum. Entdeckte wohl auch unzählige neue Gerüche, doch die süße brennende Spur fand sich nicht darunter, sie war wie ausgelöscht.

Der Mond brach durch die Wipfel der hohen schwarzen Bäume. Billy-Joe konnte nicht anders, er setzte sich, hob den Kopf und heulte dem Mond sein Elend klagend entgegen.

Die langgezogenen Laute, die sich seiner Kehle entzogen, waren zugleich vertraut und befremdlich. Was war mit ihm geschehen? Woher kannte er diese Laute? Wer nur heulte mit solch langgezogenen schrillen Tönen? Hatte er als Säugling etwa so geweint?

Natürlich erinnerte er sich nicht. Dennoch, vertraut waren ihm diese Töne. Er kannte sie, hatte sie oft gehört und immer waren sie voller Bedeutung gewesen - voll des geheimen, sehnsuchtsvollen Lockens. Irgendwie erinnerten sie ihn auch an die verlockende Spur, die er verloren hatte.

Seine Gedanken begannen sich im Kreis zu drehen. Das Denken fiel ihm schwer. Viel lieber hätte er sich ganz dem Kummer hingegeben, hätte sich ganz der Klage überlassen. Das bleiche Licht des Mondes lud ihn zu dem stimmungsvollen Lied der Wehmut ein.

Worüber war er noch gar so traurig? Was hatte er verloren? Hatte er etwas verloren? Er wusste plötzlich nicht mehr, weshalb er hier saß und den Mond anheulte. War es der Hunger? Denn nun spürte er ihn in den Eingeweiden, stärker und fordernder als zuvor.

Eine Wolke senkte sich über die bleiche Scheibe des Mondes. Die plötzliche Dunkelheit ließ den Wald der Gerüche aufflammen. Eine Spur, eine Spur, fressen, Hunger, jagen, reißen... - und wieder hetzte er durch dornigen Busch und über rauen Grund.

Plötzlich sprang ein Schatten vor ihm auf. Billy-Joe tat einen mächtigen Satz und spürte wie sich seine Hände um einen Körper schlossen. Er packte zu, so fest er es vermochte, doch schon im

Zupacken bemerkte er, wie seine Beute ihm entglitt. Die Hände gehorchten ihm nicht wie gewohnt. ‚Du hättest sofort zuschnappen müssen‘, tadelte er sich.

‚Wie, was? – zuschnappen, bin ich etwa ein Hund?‘ – wollte er sich zur Ordnung rufen, als ihn eine neue Ablenkung die Enttäuschung vergessen ließ. Seine atemlose Hatz hatte ihn aus dem dichten niederen Wald immer weiter heraus und herauf bis an die Baumgrenze geführt.

Die fette Ratte, die er ergriffen und wieder verloren hatte, war empört quiekend zwischen den scharfen Kanten und Spalten der Felsblöcke verschwunden.

Für einen Moment vergaß er den Tumult in seinem Gedärm, denn ein Anblick voll unendlicher Schönheit ließ ihn erneut gebannt in den Himmel aufschauen. Wieder entrang sich seiner Kehle dieser langgezogene Schrei unnennbarer Sehnsucht. Sein Auge nämlich erfasste, wovon er zuvor nur den Duft aufgenommen hatte.

Er wusste sogleich dass das, was er sah und der Duft zusammen gehörten, obwohl die einsame Gestalt in weiter Ferne ihre schmale rotsilberne Silhouette gegen den schwarzblauen Himmel abzeichnete.

Welche Anmut, welch eine Linie! Ins wehklagende Duett, das nun anhub, mochte sich niemand einmischen. Gebannt lauschten die Tiere des Waldes dem geheimnisvollen Gesang der urwüchsigen Sehnsucht, welche die Wesen zueinander führt, als seien sie zwei unvollständige Hälften, die erst die Vereinigung ganz und heil werden lässt.

Davon kündete der Gesang der wilden Hunde, denn um diesen handelte es sich. Tika, die Antwortende, achtete streng darauf, Distanz zu halten. Und wann immer ihr war als käme die Stimme aus dem Dunkeln zu nah, sprang sie behände auf den nächsten Gipfel, um erneut die Schnauze in den Himmel zu strecken und ihre Lockung zum blanken Gestirn hinauf zu rufen.

Die Schreie trieben aus ihr hervor, sie mochte und konnte sich darüber keine Rechenschaft ablegen. Sie wusste sogar, wie gefährlich es war, sich derart zu zeigen und allen Feinden schutzlos darzubieten. Auch wenn die Jäger wenigstens in dieser Nacht und wohl auch in der nächsten und übernächsten, nicht ausschwärmen durften, nach dem Gesetz der Insel.

Aber wer wusste schon, was in den wirren Seelen der **Conversioeren** wirklich voring? Hatte der dort unten nicht soeben beinahe eine Ratte getötet? –

Sie selbst wusste ja nicht, wie ihr geschah...

Der Ruf aus dem Dunkel war neu, nie zuvor war er zu ihr gedrungen. Er stammte von dem Neuen. Sie wusste nun, was sich in diesem verbarg. Der Gedanken an einen so mächtigen und starken Freund und natürlichen Artgenossen ließ ihr Herz schneller schlagen. War es nicht das, was sie sich gewünscht hatte, seit sie auf die verfluchte Insel musste, von der man nie wieder los kam?

Wie denn auch! – Wo sonst übersprang man die Grenzen des engen Daseins so wirklich, so spürbar und bewusst? Wer einmal hinüber geschaut hatte, könnte nie wieder den Blick abwenden, immer wieder würde er es wagen, nie wieder würde er sich mit dem einfachen Menschsein bescheiden.

Aber das wusste der Junge noch nicht. Sein Schrei war noch voller Unverstand, kam aus dem tiefen glutvollen Herzen allein. Aus ihm schrie die unterdrückte animalische Kraft, die endlich einen Ausgang fand. Dass auch das andere Dasein seine strengen Gesetze besaß, denen es gehorchte und die niemand bei Strafe seines Lebens oder doch wenigstens großer Schmerzen widerstehen durfte, spürte man in seinem Schrei noch nicht; solches Wissen war ihm noch ganz fremd.

Drei Tage Hunger und, was viel schlimmer war, Durst, würden sein Mütchen schon kühlen. In ihr war keine Schadenfreude. Zu gerne mochte sie den Neuen. Wenn es doch möglich wäre, sich zu ihm zu gesellen...

Es durfte nicht sein, nicht heute und nicht in einer ersten Nacht. Erst müsste das Ritual vollzogen, die Prüfungen bestanden und die Aufnahme vorgenommen worden sein.

Und selbst dann... vielen wurde nie erlaubt, sich zu einander zu gesellen! Wer nicht für würdig befunden wurde, konnte sich in der Einsamkeit noch so sehr verzehren. –

Und gab es die Erfüllung überhaupt? Konnte es sie geben? Wie war das mit der Entscheidung? Musste sich nicht für immer entscheiden, wer die andere Seite wählte?

Immer wurde nur davon gemunkelt, aber bislang waren noch alle am vierten oder spätestens am fünften Tage nach der Wandlung eingetroffen, hatte reumütig ihre achtlos verstreuten Kleidungsstücke eingesammelt, mühsam geglättet und vielleicht über einem Feuer zu trocknen versucht. Hatten verschämt die Münder ausgewaschen, sich Reste dubioser Substanzen aus den Haaren gestreift, hatten vielleicht über die Schulter geschaut, ob denn der Rücken wieder ganz gerade, die Schultern wieder am angestammten Platz sich fänden...

„Wanderer zwischen den Welten“ hatte sie der Professor genannt. Tragische, einsame Wesen, denen die Zeit nicht viel anhaben konnte, solange sie in der Unentschiedenheit verweilten. „Es ist, als sträube sich etwas in uns, erwachsen zu werden“ - bemerkte Professor Humperdijk einmal, denn er selbst zählte inzwischen weit über siebzig Menschenjahre. Wenn er wollte, könnte er in seiner andern Gestalt gut und gerne vier Mal so alt werden, brüstete er sich. „Aber richtig erwachsen werde ich deshalb noch lange nicht“, kicherte er und rieb sich die Tränen aus den Augen, von denen nicht einmal er hätte sagen können, ob sie der Heiterkeit oder aber dem Traurigsein entsprangen. Beides lag ja so dicht beieinander in diesem Zwitterdasein!

Der Mond verblasste. Die Nacht neigte sich und damit begann die Gefahr. Kein Strahl Sonne durfte den Körper finden. „Junger Neuling – such dir schnell einen guten Unterschlupf“. Aber statt das Ende seines Liedes zu bewirken, heizte dieser warnende Abschied das wehmutsvolle Lied nur an.

So verstummt Tika ganz und trollte sich in ihr erlesenes Versteck, um dort den Tag zu verschlafen.

Billy-Joe fühlte die Unruhe, er wusste, er sollte etwas tun für sich. War es immer noch der Hunger, trieb ihn die unerklärliche Sehnsucht? Doch nein, etwas Neues trat hinzu. Wieder verstand er nicht. Er hetzte von Unruhe getrieben zurück an den Strand. War dort, was er suchte?

Als ihn die Bangigkeit nun zu überwältigen suchte, schlüpfte er, dort angelangt, unter den Felsüberhang. Dort hatte er seine Umwandlung erlebt und erlitten. Er machte sich ganz klein, rollte sich wie ein Säugling zusammen und fiel sogleich in einen tiefen Schlaf, der ihm im Traum noch einmal verstärkt und überhöht bescherte, was ihm die Nacht an Abenteuern und Erlebnissen gebracht.

Für einen gewaltigen Dingo war das Versteck viel zu klein, das Billy-Joe gewählt hatte. Die Sonne wanderte über das Land, und als am frühen Nachmittag ihre Strahlen begannen, unter die Felskante zu tasten, wurde es eng. Wie tausend Nadeln stachen die Lichtblitze durch das rote buschige Fell, das seinen Körper bedeckte. Schließlich stand er, unnatürlich gequetscht, auf allen Vieren, hüpfte, da die Pfoten noch immer dem Licht ausgesetzt waren, abwechselnd und vor Schmerzen wimmernd auf und ab, bis endlich die erlösenden Baumwipfel in die Sonnenbahn traten, und er aufatmend zum Stehen kommen durfte. Völlig erschöpft schlief er so dann bis in die tiefe Nacht hinein.

Die Hitze des Tages setzte ihm nicht nur in der beschriebenen Weise zu. Er schmachtete nach Flüssigkeit. Jede Zelle seines sehnigen Körpers verlangte nach dem belebenden Nass. Und in seinen Eingeweiden rumorte der Hunger.

In seiner Not grub Billy-Joe sich tief ins feuchte faulende Laub unter verrottenden Stämmen. Er kratzte Rinde vom Holz – seine Erfahrungen als Mensch ausgerechnet verhalfen ihm nun zu überleben! Maden und Larven, die er fand, waren ein Hohn für seine reißende Gier, doch immerhin befeuchteten sie die ausgetrocknete Kehle, beschäftigten den knurrenden Magen, so scheußlich der Geschmack auch sein mochte – Menschen haben schon eigenartige Vorlieben, schoss es ihm durch den Kopf.

Als er wieder halbwegs auf den Beinen war, überkam ihn sogleich die Lust am rastlosen Umherstreifen, die ihn schon in der Nacht zuvor über die ganze Insel hatte schweifen lassen.

Ob er **sie** wiedersehen würde? – **Tika**, die zarte goldrote süße Gestalt am fernen Horizont? Er würde immer wieder einhalten, lauschen und nachschauen, ob er sie irgendwo entdeckte, während er, die Nase dicht am Boden, den vielen Gerüchen folgte, die wie ein Netz sich ausladender Wurzeln, um ihn gebreitet waren. Auf der Jagd konnte er ebenso gut nach ihr ausspähen!

Jagen? Durfte er denn jagen? Die Ratte von gestern, wenn die nun einer der **Conversioren** war? In seinen Träumen war die Warnung über ihn gekommen: **Töte nie ein Tier der Insel.**

Wovon sollte er sich ernähren? Galt das etwa für die Würmer und Larven ebenfalls? Er fühlte, wie sein Gewissen ihm Übelkeit bereitete. Nicht auszudenken wenn... doch dann beruhigte er sich – diese Vorstadien fernerer Existenzen kämen für **Conversioren** wohl nicht in Betracht.

Die zweite Nacht entbehrte des Reizes. Die Wolken verhängten die Scheibe des vollen Mondes. Ermattung und Unsicherheit vergällten die Hatz. Tika zeigte sich nicht, ließ nicht den leisesten Ton von sich hören. Drückende Stille lastete über der Insel. Billy-Joe beschloss, diesmal ein geeigneteres Versteck für den Tag zu finden und machte sich alsbald auf die Suche nach einem kühlen, feuchten Ort, den kein Sonnenstrahl traf.

6. Arundelle mischt sich ein.

Der erste Einblick in die verwickelten Verwandtschaftsverhältnisse, die das Licht und die Farben bescherten, ließ das Interesse an der Physik sprunghaft in die Höhe schnellen. Besonders bei den Mädchen galt der Stoff, der Scholasticus Schlauberger in Verzückung geraten ließ, als ausgesprochen trocken und abstrakt. Ihnen fehle der Gefühlsanteil, sagten sie, was Scholasticus u mso weniger verstand, als sein Herz an der Kosmologie hing.

„Gibt es etwas Anrührenderes als die sich bündelnden Strahlen allen Lichtes, unserer Urmutter und Schöpferin? Nichts, aber auch gar nichts, könnte außerhalb ihres Wirkens bestehen. Licht ist der Anfang und das Ende, das A und das O“...

Arundelle döste in der Hitze des frühen Nachmittags – eine ungünstige Zeit für ein physikalisches Einführungsseminar. Sie hatte es aus Verbundenheit mit Schlaubergers gewählt, und weniger, weil sie sich allzu viel davon versprach.

Freilich hatten Grisellas Hinweise auf die Verflochtenheit der Begabungen, die sich auf der Insel Weisheitszahn versammelten, ihr Interesse geweckt. - Ein schweres Essen – Donnerstag war italienischer Tag – und eben die drückende Hitze, führte dennoch zu ihrem Hinwegdämmern in angestammte Gefilde.

Später würde sie sich mit dem Ruf herausreden, den sie von Billy-Joe empfangen habe. Doch in Wahrheit überwältigte sie die Schläfrigkeit. Ihr Traum führte sie jedenfalls zu dem verzweifelt hüpfenden Billy-Joe unter seinem viel zu kleinen Felsendach. Der riesige gelbrote Dingo dauerte sie und sie verwünschte den Tag, an dem sich das verräterische Rot in Billy-Joes Konturen mischte, das seine Zugehörigkeit zu den **Conversioeren** anzeigte.

Aber da war es ohnehin bereits zu spät gewesen. Was mit Macht hervordrängt, ließ sich nun einmal nicht unterdrücken, und wenn es in so klarer Form angezeigt wurde, dann machte ein Umlenken wenig Sinn. „Die nächste Stufe wäre ja bereits das Orange und das Gelb“, hatte ihnen Grisella erklärt „und dafür ist es noch viel zu früh – leider.“

Jeder hatte nun einmal seinen besonderen Werdegang. Billy-Joe jedenfalls hatte es erwischt. Und eben steckte er tief in der Bredouille. - Wenn sie ihm nur helfen könnte! - dachte Arundelle. Sie versuchte, an seinen Träumen Anteil zu bekommen, doch als sie sich darin

vortastete, bemerkte sie, wie geschlossen die Welt bereits war, in der Billy-Joe da steckte.

Billy-Joes Sehnsüchte und Antriebe sagten ihr nichts. Zwar spürte sie den Hunger ein wenig, aber weshalb klopfte das Blut so eigenartig? Gab es etwa nichts zu trinken auf der Insel? – Da war mehr als dieser Durst. Der goldrote Schatten Tikas huschte vorüber – ein weiterer Dingo, - na und? – Arundelle konnte sich von Billy-Joes Traumland kein klares Bild machen.

Immerhin wusste sie nun, wie es um ihn stand. Und als sie erwacht war, nahm sie sich vor, alles Erdenkliche zu tun, um ihn aus dieser Hölle heraus zu holen.

Scholasticus war der Erste, der ihren Elan abbekam. Er verwies sie vorsichtig an Grisella, die ihr dann über **sich** erzählte und auf den jeweils eigenen Weg verwies, den sie alle nun einmal zu gehen hatten.

„Mir blieb die Stufe der Conversionsen zwar einigermaßen erspart“, erklärte Grisella, „dabei weiß ich gar nicht, ob ich mich darüber freuen soll. Penelope erzählt die reinsten Wundergeschichten – muss schon grandios sein – nun, wie auch immer, bei mir ging das alles recht still vor sich. Natürlich kenne ich die Migräneanfälle, aber die schob ich auf ganz was anderes. Ansonsten nahm ich die Dinge eben hin, wie sie waren. Dass ich was besonderes war, brauchte mir keiner zu sagen, das war mir sozusagen in die Wiege gelegt. Von klein auf hieß es, Grisella vorn, Grisella hinten und ohne Dorrie hätte ich wahrscheinlich völlig abgehoben. Aber die holte mich zum Glück immer wieder auf den Teppich runter. – Oh, wie ich sie beneidete wegen ihrer Schönheit. Die konnte in sich ruhen, mit sich eins und zufrieden sein, so, wie sie nun einmal geschaffen war. Aber ich! - ein Blick in den Spiegel genügte, und ich wusste, da muss etwas geschehen, so kann das nicht bleiben. Vielleicht war das der Grund, weshalb ich mich schon früh in die Philosophie vergrub.“

Arundelle hörte Grisella mit wachsender Ungeduld zu. „Wenn das so ist, dann will ich auch zu den Conversionsen“, platzte sie unvermittelt heraus. „Geht doch, oder? Hab genug Rotanteile, brauchst mir nichts erzählen, kann sie mit eigenen Augen sehen.“

Grisella wollte nicht widersprechen. Ihr Hinweis auf ihren eigenen, besonderen Weg hatte eher dazu dienen sollen, Arundelle den – wie sie meinte – Umweg über die Conversionsen auszureden – die, so verhielt es sich leider, nicht selten stecken blieben.

„Viele finden eines Tages überhaupt nicht wieder zurück, sondern bleiben ganz weg. Die arme Marsha hat ja so Angst, ihren Mann auf diese Weise zu verlieren.“

„Billy-Joe bleibt nicht stecken, dafür Sorge ich“, knurrte Arundelle. „Aber vorbereiten will ich mich. Mich soll's nicht kalt - oder vielmehr heiß – erwischen, wie den armen Billy-Joe.“ Und sie erzählte ihrerseits nun auch Grisella, wie sie den Bedauernswerten in ihrem Traum angetroffen hatte. „Der war sogar schon unfähig, sich in seinem angestammten Gebiet zu bewegen. Stell dir vor, der träumte bereits wie ein Tier!“

„Nun, auch das werdet ihr lernen müssen. Nichts von dem, was wir durchlaufen, bleibt uns erhalten. Immer müssen wir auch hergeben, so ist leider das Gesetz... Glaube nur nicht, das fällt uns immer leicht. Auch das solltest du bei deinem Vorhaben bedenken. - Kennst du denn überhaupt dein Totemtier? Vielleicht steckt in dir ja zum Beispiel eine Elster, könnte doch sein? – höchst wahrscheinlich jedenfalls **kein** Dingo, das ist dir wohl klar? Was wäre denn dann? Alles wäre umsonst.“

Arundelle errötete, als sie sich derart durchschaut wusste. Und sie sah ein, dass Grisellas Bedenken Hand und Fuß hatten. Doch auch die Aussicht, vielleicht nie wieder richtig träumen zu können, ließ sie nicht von ihrem Entschluss abweichen.

Sie versuchte sogar, Florinna und Corinia mit hinein zu ziehen. Doch die fühlten sich momentan ganz und gar nicht für ein Conversioren-Dasein geeignet. So blieb ihr nichts anderes übrig, als sich allein auf diese Herausforderung einzulassen.

Erst einmal wollte sie soviel wie möglich über diese geheimnisvolle Insel herausfinden, die der Hauptinsel gegenüber lag und wegen des angeblich nicht ganz erloschenen Vulkans für eine Besiedelung nicht in Frage kam.

Für die Conversioren freilich erwies sie sich als geeignete Zufluchtsstätte. Die Insel lag nah genug und war doch abgelegen. - Selbstverständlich war besonders die Zeit, in der die Conversioren sich auf den kargen Felsen zurückzogen, mit einem besonderen Verbot belegt.

Die Conversioren sollten ungestört sein in ihrem befremdlichen Anderssein. Außerdem waren nicht wenige von ihnen im Zustand ihrer Verwandlung sehr gefährdet. Und oft lauerten die wildesten Raubtierinstinkte in scheinbar friedlichen Menschen.

Arundelle hätte sich natürlich auf die Insel träumen können, das hätte kein Mensch gemerkt, und wäre zudem allen Gefahren enthoben gewesen, doch wie sie bereits wusste, drang sie in die Welt der Conversioren auf diese Weise nicht wirklich ein. Sie würde vermutlich noch nicht einmal merken, was überhaupt vor sich ging,

denn die Consioren schliefen bei Tage, weshalb sie sich ohnehin nur schwer in ihre Träume würde mischen können.

Interessant wurde es auf der Insel erst in der Nacht, wenn die Wesen ruhelos umher streiften und sich in ihrer Zweiten Natur ergingen.

Vielleicht aber machte Arundelle sich auch nur etwas vor, und es kitzelte sie, wieder einmal ein Verbot zu übertreten. Besonders, wenn sie sich glauben machen konnte, aus uneigennütigen Gründen zu handeln. Sie reizte die Übertretung. Dem Zauberbogen täte ein kleines Abenteuer außerdem gut. Der langweilte sich in dem Schrank zu Tode, in dem sie ihn versteckt hielt.

Den Nachmittag könnte sie dazu benutzen, sich vorzubereiten. Zunächst horchte Arundelle den Bogen aus. Doch dessen Erkenntnisse über Consioren hielt sich in engen Grenzen und ging über das Bekannte kaum hinaus.

Er kam sogleich auf die fürchterlichen Werwölfe zu sprechen, die vor allem in Transsylvanien vorkämen. Der Zusammenhang zwischen den roten Konturen und der Begabung, sich in sein Totemtier – wie der Bogen hervorhob - zu verwandeln, hingegen gehöre der untergegangenen Epoche der Stammeskulturen an.

In grauer Vorzeit habe ein jeder Mensch ob Sammler oder Jäger sein Totemtier besessen und sei mit ihm eine enge Verbindung eingegangen. „Manchmal so eng, dass es zu den berüchtigten Verschmelzungen kam. Das hat sich dann – wie wir nun sehen - in geheimen Nischen der menschlichen Vielfalt erhalten.“ –

„Viele können es nicht mehr sein“, meinte Arundelle und meinte die kleine Schar der Consioren hier auf der Insel Weisheitszahn, die in der Tat recht überschaubar war, aber aus allen Teilen der Welt stammte.

Wie es um die Befindlichkeit der Consioren stand, aber wusste der Bogen auch nicht zu sagen. Zwar habe er von tragischen Fällen gehört, selbst aber nie mit einem zu tun gehabt.

„Manche wollen nicht wieder zurück, heißt es, andere tun sich schwer, hinüber zu kommen. Kriegen die fürchterlichsten Schmerzen. Es ist, als ob die jedes Mal neu geboren werden müssen.“

„Scheinbar ist Billy-Joe so ein Fall. Mein Gott, wie der leidet, du kannst dir nicht vorstellen, wie schlecht es ihm ergeht.“

Gemeinsam suchten sie Grisella auf und Arundelle ließ nicht locker, bis sie auch diese so vollständig ausgehorcht hatten, dass die sich vorkam wie nach einem Polizeiverhör. - Hier erfuhr Arundelle

auch den Rest dessen, was sie über die Geheimnisse der Farben und der Wandlungen im System des Lichtspektrums noch nicht wusste.

Scholasticus, den sie als nächsten aufsuchten, wiederum hielt ihnen eine kleine Vorlesung über die roten Riesen, und warum diese rot werden, ehe sie sterben.

„Auch kein schöner Gedanken“, fanden der Bogen und Arundelle. „Rot ist eine vertrackte Angelegenheit“, stimmte Scholasticus zu.

„Und rot ist die Farbe der Consioren, verdammt noch mal – armer Billy-Joe...“, warf Arundelle ein.

Wirklich weiter aber brachte sie auch dieser Ausflug in die Welt der fernen Galaxien nicht.

„Am Ende ist die Umwandlung doch so etwas wie ein kleiner Tod“, sinnierten sie - „Billy-Joes Schmerzen würden dazu jedenfalls passen.“

Frau Wiggles-Humperdijk, die Arundelle als Nächste aufsuchte, war zunächst äußerst zugeknöpft, denn sie fürchtete, zu Disziplinarmaßnahmen greifen zu müssen. Grisella hatte sie vorgewarnt. Doch dann besann sie sich ihrer eigenen Jugendsünden. Sie selbst hatte ihrem guten Adrian ja mehr als einmal nachspioniert.

Sie ließ sich also erweichen, alles, was sie über die Insel wusste, zu offenbaren. - „Vor allem müsst ihr wissen, dass dort ein absolutes Jagd- und Tötungsverbot herrscht. Keinem Lebewesen darf dort ein Haar gekrümmt werden. Ist eigentlich selbstverständlich, immerhin könnte sich ein Mensch hinter jedem Tier verbergen. – Was sich bei den Consioren anderweitig untereinander abspielt, entzieht sich freilich weitgehend unserer Kontrolle. Deswegen keine Waffen, nichts, was auch nur den Anschein von Aggression erwecken könnte“, betonte sie und blickte sorgenvoll auf den Bogen hinter Arundelles Schulter, der ja nun nicht gerade ein Spazierstock war, und alle wussten das.

„Wie schützen sich die Consioren denn nun vor einander?“ - lenkte Arundelle ab, obwohl diese Frage natürlich äußerst wichtig war.

„Das ist das eigentliche Problem. Hin und wieder stand auch schon der Krankenwagen bei der Ankunft des Bootes bereit. Penelope ist so gut, uns jedes Mal vorzuwarnen.“

Frau Wiggles-Humperdijk machte die beziehungsreiche Geste des Fliegens, denn Penelope M'gamba verwandelte sich als Consiorin in einen gewaltigen Greif. Eine Tatsache, die besonders Grisella ziemlich erschreckte, als sie davon erfuhr. In ihrer Familie

nämlich beherrschte der Greif die Geschicke der Ahnen bis in die Anfänge der Geschichtsschreibung. Und so mancher Burgherr hatte seinen Nebenbuhler nächstens in Greifengestalt zerfleischt. Sie konnte nur hoffen, dass Penelope ihre greifischen Instinkte stets unter Kontrolle behielt.

Bislang habe es diesbezüglich keine Klagen gegeben, versuchte sie Marsha zu beruhigen. Worauf Grisella trocken antwortete, Frau M'gamba sei ja auch kaum ein halbes Jahr auf der Insel.

„Nun ja, sechs oder gar schon sieben Verwandlungen – da müsste doch inzwischen heraus gekommen sein, was in ihr steckt“, konterte Marsha, die wegen ihres Mannes den Conversionsen trotz ihrer zwiespältigen Gefühle nahe stand, und wo immer es ging, für diese in die Bresche sprang.

*

Der Abend nahte und Grisella verabschiedete Arundelle heimlich und gab ihr auch Frau Marsha Wiggles beste Wünsche mit auf den Weg. Sie wüsste ja nun, worauf zu achten wäre und würde sich schon vorsehen. „Lass bloß die Pfeile da, oder lass sie wenigstens immer unsichtbar. Wenn von den Wächtern auch nur einer rausfindet, was du im Köcher hast, dann gut Nacht. - Ach ja, die Wächter. – Marsha meint, die sollst du weiträumig umgehen, sie sitzen an den strategisch wichtigen Punkten der Insel und füllen ihre Beurteilungsbogen aus. Sie sind eigentlich nur für die Conversionsen zuständig. Aber selbstverständlich kontrollieren sie auch, ob Eindringlinge versuchen, an Land zu gehen... - selbstverständlich sind die Wächter getarnt, was dachtest du denn“, entgegnete sie, auf Arundelles Anfrage, wie sie die erkennen könnte.

„Höchstens an der Ausstrahlung – es sind Sublimationen, also Grüne. –

Nicht die Kinder, sondern richtige Erwachsene, von denen es demnach noch mehr gibt. -...Das hat mir alles Marsha gebeichtet. Du siehst – wieder kommt die Farbenlehre ins Spiel: Grün entsteht aus der Vermischung von blau und gelb. Zieht man das Gelb ab von dem Grün, dann bleibt Blau übrig.“

- „Ja, richtig, die Animatoren, die haben die blaue Ausstrahlung“, warf Arundelle ein.

„Genau – von der Seele zu den Leibern ist zwar ein qualitativer Sprung, aber im Prinzip lässt sich die Verwandtschaft zwischen grün und blau doch erkennen, nicht wahr?“

Grisella nickte zufrieden. Doch Arundelle war nicht sicher, ob der Hinweis auf die verwandtschaftlichen Bezüge zwischen den

Animatoren und die Sublimatoren ihr wirklich weiter half. Was wäre, wenn sie dort drüben einem ausgewachsenen Wächter gegenüber stünde? Sie wusste ja nun, dass der den Auftrag hatte, alle Eindringlinge sofort fest zu setzen. Abgesehen davon, dass sie dann ihrem Ziel nicht näher käme, führte dies zu disziplinarischen Maßnahmen, vor denen sie weder Grisella noch die Direktorin schützen könnte.

„Auch wir müssen uns den geltenden Regeln unterwerfen. Es darf keine Ausnahmen geben“, und so augenzwinkernd Grisellas Hinweis auch erfolgte, der Ernst war unüberhörbar.

Überhaupt war die Regel, nur Sublimatoren für den Wachdienst zu nehmen, inzwischen aufgeweicht. Es gab ihrer zu wenige und vor allem gefiel den meisten die langweilige Arbeit nicht. Notgedrungen ging der Wachdienst so in die Hände Normalsterblicher über.

Außerdem, wie sollte sie nachts im Dunkeln die grüne Ausstrahlung auch erkennen? - Sollte sie Tibor bitten, sie zu begleiten, überlegte Arundelle ganz zuletzt.

Als Sublimator war er vielleicht fähig, die Wächter schnell zu erkennen und zu umgehen. Doch sie verwarf den Gedanken. Tibor verfügte nur über die Kraft des Tanzes und würde erst allmählich zu einem vollständigen Sublimator heranwachsen.

Arundelle suchte Rat bei ihrem Zauberbogen und der versprach, sie nicht im Stich zu lassen und dafür zu sorgen, dass sie keinem der Wächter zu nahe kam oder gar in die Hände fiel.

Außerdem meinte der Bogen, er sei durchaus in der Lage, eine Karte der Insel mit den Positionen der Wächter zu entwerfen. Gerade wegen ihrer Farbe, seien sie besonders gut dafür geeignet, nachts auf einem Kartenschirm zu leuchten.

Im übrigen, je weniger in ihren Plan eingeweiht wären, um so geheimer bliebe er auch. Dass ausgerechnet die Direktorin und eben auch Grisella Bescheid wüssten, wäre schon belastend genug.

Arundelle musste beiden noch einmal hoch und heilig versprechen, niemals gegenüber irgend jemandem verlauten zu lassen, dass sie von ihr ins Vertrauen gezogen worden waren.

*

Der Abend war da. Ausgestattet mit ihrer Karte, worauf die Wächter als Punkte aufleuchteten, machte sich Arundelle auf den Weg. Der Bogen landete inmitten der düsteren Wildnis, an einem Ort, der auf der Karte von den Punkten am weitesten entfernt lag.

Knisternde Stille umfing sie, kaum dass sie sich aus dem Bannkreis des Bogens begab und diesen wieder schulterte. Die Nacht

drückte unheildrohend und beängstigend auf sie nieder. Zumal sich Unwetter durch schwüle Luft und düsterem, von schweren Wolken verhangenem Himmel ankündigten.

Die Gewissheit, von wilden, aus sich herausgetretenen Geschöpfen umgeben zu sein, die nicht einmal sich selbst verstanden und die in ihrer Unberechenbarkeit von dem Rest der Menschheit aus gutem Grund abgesondert wurden, bereitete Arundelle nun doch einige Schwierigkeiten. So hatte sie sich ihren Einsatz doch nicht vorgestellt. Zumal von Billy-Joe keinerlei Zeichen zu bemerken waren. – Wie denn auch – die Insel war bei Dunkelheit vergleichsweise riesig.

Ein Dingo (und sei er noch so groß) verlor sich in dem dunklen Gestrüpp so leicht wie eine Stecknadel im Heuhaufen.

Mühsam tastete Arundelle sich erst einmal aus dem Dickicht. Auf einer kleinen Lichtung erspähte sie, als die Wolkendecke für einen Moment aufriß, wenigstens die Gipfel, von denen sie bereits aus ihrem Traum wusste. Zielstrebig setzte sie sich in Marsch.

Zwar näherte sie sich auf diesem Wege einem der Wächter, der dort oben wachte, doch je höher sie kam, um so mehr Übersicht gewönne sie auch. Und vielleicht hatte sie Glück, und Billy-Joe hatte den gleichen Gedanken – auch wenn seine Suche jemand ganz anderem galt als ihr.

Arundelle spürte einen Stich. Über ihre Motive wollte sie sich jetzt besser keine Rechenschaft ablegen. Selbstverständlich tat Billy-Joe ihr leid, doch da war noch mehr...

Arundelle entdeckte Tika etwa im selben Moment wie Billy-Joe, der sich dem Gipfel ebenfalls geräuschlos näherte. Wieder stand die Dingohündin an ihrem Lieblingsplatz als eine weithin sichtbare Silhouette. Sie streckte den Kopf gen Himmel und ließ ihren Ruf erschallen. Ihr reiner heller Gesang drang an Arundelles Ohr viel weniger lieblich als an das von Billy-Joe, für den diese Laute alles waren. Arundelle aber spürte Einsamkeit und eine erschreckende Leere heraus, die vergeblich nach Füllung rief.

Sie kletterte hastig voran, dem Gipfel zu. Der Bogen signalisierte ihr Billy-Joes Nähe. Aber auch das Nest des Wächters leuchtete unmittelbar vor ihr auf der Karte. Entweder sie müssten einen riesigen Umweg machen, oder aber dicht unter dem Versteck vorbei schlüpfen. Billy-Joe zu begegnen sei im übrigen nicht weniger ratsam, meinte der Bogen.

Doch Arundelle war nun nicht mehr zu bremsen. Sie überlegte erst gar nicht, was sie hoffte ausrichten zu können. Billy-Joe in seiner

tierischen Gestalt wäre ihren Argumenten sicherlich nicht zugänglich und sich ihrer Rivalin, als die sie Tika sofort ausmachte, zu stellen, war ebenfalls nicht ratsam, jedenfalls nicht für sie als Mensch. Und um sich auch in ein Tier zu verwandeln, fehlten, wie ihr Bogen meinte, doch noch einige Voraussetzungen.

Aber wieso eigentlich? - fuhr es ihr durch den Kopf. Brach sie nicht bereits wie ein Tier durch das lichte Gehölz? Und wenn sie den Bogen nun inständig bäte? Doch der weigerte sich. „Ich kann dich nicht verwandeln“, schnarrte er, „schon gar nicht in einen Dingo. Außerdem gäbe das nur Mord und Totschlag. Billy-Joe würde dich nicht erkennen. Der weiß nicht einmal, dass du hier bist. Außerdem erkennt der sich selber kaum. - Und diese Tika? ... - ich weiß nicht, woher die überhaupt stammt.“

Tika, was für ein Name war das überhaupt? Und woher kannte sie den? Musste wohl auch aus dem Traum sein.

Arundelle nahm ganz selbstverständlich an, auch Tika sei mit dem Boot zur Insel gelangt, und kam wie die anderen Conversioren aus der Schule. Aber vielleicht gehörte sie ja hierher, und war wirklich ein Dingo? Könnte sie nicht sogar eine getarnte Wächterin sein?

„Das nun nicht gerade“, meinte der Bogen ein wenig abfällig. Solch einen Gedanken könnte sie getrost vergessen: „eine Wächterin ist die sicher nicht.“

Keuchend drängte Arundelle voran. Sie fühlte sich schrecklich. Innerlich aufgewühlt und körperlich erschöpft. Ihr Herz klopfte so laut wie eine Trommel und war bestimmt meterweit zu hören. Ein Blick auf ihre Karte überzeugte sie: Das Nest mit dem Wächter müsste jetzt ganz nah sein.

Wieder erschallte Tikas Ruf und diesmal erhielt sie Antwort. Billy-Joes heisere Stimme, die Arundelle meinte wieder zu erkennen, ließ sich in unmittelbarer Nähe vernehmen. Das Heulen würde die Wächter ablenken, hoffte Arundelle und nahm die Gelegenheit wahr, sich weiter an Tika heranzupirschen. Sie erreichte nun bereits den Fuß des Gipfels, den sich Tika zu ihrem Stammplatz erkoren hatte, und brauchte nur noch etwa fünfzig Meter bis hinauf zu überwinden.

Dann? ..., ja, was war dann? Sollte sie sich etwa auf Tika stürzen, ihr die Schnauze zu halten? Sollte sie mit ihr reden, ihr gut zureden, die Finger oder vielmehr die Krallen von Billy-Joe zu lassen, ihn nicht weiter zu verwirren? Sollte sie versuchen, ihr von den Sorgen zu erzählen, die sie sich um Billy-Joe machte?

Sie hielt an und verschnaufte, zumal auch die beiden sehnenenden Tiere gerade innehielten. Eine unnatürliche Stille trat ein, gerade als

der Mond wieder von einer riesigen Wolkenbank verdunkelt wurde. Zwar war ein böiger Wind aufgekommen, doch auch diesem gelang es immer nur für kurze Zeit, das bleiche Gestirn von seinem schwarzen Vorhang zu befreien.

Mit Tika zu reden, hätte überhaupt keinen Sinn, bestätigte der Bogen. Arundelle ließ ihn ärgerlich wissen, dass er damit offene Türen einrenne. „Das habe ich mir selbst bereits gesagt“, dachte sie giftig, denn hier, unmittelbar unter dem Nest des Wächters, verbot sich jedes gesprochene Wort.

Der Mond brach sich erneut Bahn. Ein breiter bleicher Lichtstreif fiel auf den Gipfel und erfasst die geschmeidige Silhouette der goldroten Rivalin. Ein erhabener Anblick zweifellos, musste Arundelle widerwillig bekennen. Wieder hob das Tier die spitze Schnauze in den nachtdunklen Himmel und setzte zu seinem Lied von Einsamkeit und Weltschmerz an, in das Billy-Joe sogleich mit einstimmte.

Dessen Ruf kam nun aus unmittelbarer Nähe. Diesmal also hat Tika gewartet, durchfuhr es Billy-Joe, und er konnte sich nicht entscheiden, ob er antworten oder sich anpirschen sollte.

Während er noch innehielt winselte Tika oben auf dem Gipfel plötzlich laut auf und brach im nächsten Augenblick zusammen.

Arundelle flog die wenigen Meter, die sie von Tika noch trennte, heran. Was war geschehen? Tika lag auf der Seite. Ein Pfeil steckte in ihrer Flanke. Blut quoll pulsierend aus der Wunde.

Aber da war auch Billy-Joe heran und stürzte nicht weniger fassungslos zu Tika hin. Er stieß sie mit der Schnauze, umschlich sie winselnd und fletschte drohend die Zähne, um Arundelle abzudrängen.

„Lass mich die Wunde versorgen, Billy-Joe, sonst verblutet sie, verstehst du das?“

Doch Billy-Joe schnappte nur wütend nach dem Bogen, der sich mit Mühe vor den scharfen Zähnen in Sicherheit brachte, indem er über Arundelles Schulter in die Luft schwang.

„Billy-Joe, das waren wir nicht“, rief Arundelle, nun alle Vorsicht außer acht lassend. „Du glaubst mir doch hoffentlich“, fügte sie hinzu. „Ich bin es, Arundelle, auf mein Wort kannst du dich verlassen!“

War es der Tonfall, oder waren es die Worte, Billy-Joe ließ davon ab, nach dem Bogen zu schnappen und als Arundelle sich erneut über Tika beugte, ließ er sie gewähren. Schnell holte Arundelle einen Druckverband aus dem unsichtbaren Köcher des Bogens, den

sie zu diesem Zwecke freilich ausleeren musste. Die goldenen Pfeile warf sie achtlos in den Grund, denn es galt, keine Zeit zu verlieren. Wenn diese Blutung nicht sofort gestoppt würde, dann wäre es mit Tika zu Ende.

Vorsichtig zog sie an dem Pfeil, doch dann besann sie sich. Hier jetzt sogleich auch noch diesen Pfropfen aus der Wunde zu ziehen, wäre zu gefährlich.

„Wir müssen den Pfeil abbrechen“, sagte sie zum Bogen, der ihr recht gab. „So knapp wie möglich über der Wunde und dann eine feste Kompresse darauf. Dann nichts wie ab ins Hospital.“

„Beeil dich“, antwortete dieser.

Der Pfeil in der Wunde war aus Holz, und so bat Arundelle Billy-Joe mit seinen starken Zähnen den Schaft durchzubeißen, was diesem ohne Mühe gelang.

„Los, los, ab mit euch“, kommandierte sie und legte Tika vorsichtig die Sehne ihres Zauberbogens über die Schulter. „Nein, ich bleibe“, rief sie aufgeregt. „Erstens bist du überhaupt nicht in der Lage, mit uns beiden sicher zu landen, und außerdem will ich herausfinden, was hier gespielt wird. Wer hat diesen verdammten Pfeil abgeschossen?“

Ohnehin fiel der Verdacht auf sie. Alles, was sie hier von jetzt an täte, müsste sie schon sehr genau bedenken.

Der Bogen entschwand und mit ihm die arme Tika – hoffentlich nicht zu spät! Arundelle hatte keine Ahnung, was passieren würde, wenn die Verwandelte als ein Tier ins Hospital käme. Doch die würden das schon begreifen, hoffte sie.

Aber zum Nachdenken blieb keine Zeit. Auf ihrer Karte konnte sie bemerken, wie sich Punkte von allen Seiten zu ihrem Standort hinbewegten.

„Billy-Joe, hilf mir, ich sollte hier verschwinden. Lass uns gemeinsam nach dem Schuft suchen, der deiner Freundin das angetan hat – wollen wir?“

Billy-Joe sprang, statt zu antworten, was ihm ohnehin schwerlich gelungen wäre, durch eine Lücke zwischen den Felsen voraus und Arundelle folgte ihm, hoffend, dass er sie richtig verstanden hatte.

Eine wilde Jagd über die Insel begann. Ohne ihre Karte wäre Arundelle viele Male verloren gewesen, doch so vermochte sie sich stets im letzten Augenblick dem Zugriff der erbosten Wächter zu entziehen. Andere Tiere, Zeugen der blutigen Tat, hatten sie auf die **Menschin** hingewiesen, die sich - mit einem Bogen bewaffnet - auf

der Insel befand. Die Wächter hegten keinen Zweifel, niemand anderer konnte den mörderischen Schuss abgegeben haben.

Auch Penelope, der riesige Greif, schwärmte von weit oben über die Insel. Ihren unglaublich scharfen Augen entging keine Maus, nicht das Aufblitzen eines Tautropfens. Nur war das Wetter in jener Nacht nicht danach. Schwerer Regen setzte ein, und die dunklen Wolken umhüllten nicht nur die Szene der schrecklichen Tat, sondern die ganze Insel mit schwerem nassem Dunst. Selbst als Greif also fühlte sich Penelope überfordert. Immerhin glaubte sie dennoch eine äußerst befremdliche Beobachtung gemacht zu haben, die, falls sie sich bestätigte, ein ganz anderes Licht auf den Vorfall werfen würde.

Am Boden sah man die Hand kaum mehr vor Augen. Die Suche der Wächter nach der Attentäterin wurde deshalb abgebrochen. – Doch auch für Arundelle bedeutete der Regen dennoch nichts Gutes. Wie sollte sie nun den Attentäter finden, der ihr die grauenvolle Tat anzuhängen suchte?

Unter einen Felsvorsprung vor dem Regen halbwegs geschützt, versuchte Arundelle die Reste des Pfeils zu untersuchen, den Billy-Joe abgebissen hatte. Doch leider war beim Zerkauen des faserigen Holzes nicht viel davon übrig geblieben. Immerhin blieben ihr die Federkiele am Schaft-Ende. Sie waren ganz offensichtlich modern verleimt und das ließ auf einen weißen Sportschützen viel eher schließen als auf einen einheimischen Insulaner. Zumal hier im Südpazifik, wo derartige Waffen nur wenig Verbreitung fanden, wäre dies ohnehin unwahrscheinlich gewesen.

Dennoch war Arundelle deswegen erleichtert, auch wenn die Suche dadurch nicht gerade einfacher würde. Wenn hier jemand heimlich mit einem Boot gelandet war, dann gelänge ihm die Flucht bestimmt kaum weniger geheim. Und was dann?

„Billy-Joe, so leid es mir tut, wir können hier nicht rumsitzen und den Regen abwarten. Wir müssen nach einem Boot suchen, das ist unsere einzige Chance!“

Wieder schien Billy-Joe zu verstehen, denn bereitwillig stürzte er sich in den Regen hinaus. Er jagte auch schon in Richtung Strand, als Arundelle noch dabei war, sich zu sammeln, um dann freilich so geschwind sie nur konnte, hinter ihm drein zu rennen. Das war bei der herrschenden Witterung nicht einfach, sah man doch die Hand kaum vor Augen.

Über und über von Schlamm bedeckt, erreichte Arundelle den Strand. Gesicht und Arme waren von Striemen peitschender Zweige gezeichnet. Ihre Knie bluteten, denn sie war immer wieder gestürzt.

Ohne ihren Bogen war sie der Nacht schutzlos ausgeliefert. Wenigstens blieb sie von anderen Converioren unbehelligt. Auch die Wächter hatten sich auf ihre Posten zurückgezogen, nachdem ihnen ihre Jagdbeute mehrmals entwischt war.

Vom Meer aus war die Insel der Converioren noch abweisender als die Insel Weisheitszahn. Eine Landung wäre nur an wenigen Stellen möglich. Und so hetzten Billy-Joe und Arundelle von der Anlegestelle, wohin sie sich zunächst gewandt hatten, und wo von einem fremden Boot natürlich nichts zu sehen war, weiter über die steilen Klippen die felsige Küste entlang. Bis sie zu einem kleinen Stück Sandstrand gelangten, der ebenfalls für eine Landung in Frage kam.

Und richtig, sie näherten sich kaum dem weißen Stück Strand, da hörten sie auch schon das Aufbrausen eines Motors. - Sie kamen zu spät. Wer immer die Insel betreten hatte, jetzt entfloh er. Mit aufheulendem Motor verschwand das Boot in der Dunkelheit.

Wenigstens wussten sie nun, dass der Überfall nicht von einem Phantom ausgeführt worden war. Und hätte Billy-Joe noch Zweifel gehabt, eben wurden sie endgültig beseitigt. Arundelle hatte nicht auf Tika geschossen!

Frierend, durchnässt und zerschlagen wie sie waren, schleppten sich die beiden zur Anlegestelle zurück. Dort krochen sie unter einen Felsvorsprung und versuchten, so gut es ging, sich gegenseitig zu wärmen. Dabei war Billy-Joe mit seinem dichten roten Fell ganz ohne Zweifel im Vorteil. Nach einer Weile spürte Arundelle, wie die Lebensgeister in sie zurückströmten, die Wärme des Fells wirkte Wunder.

Im Regen draußen war es nicht eigentlich kalt, nur der Wind, zusammen mit der Nässe, führte zu einer Unterkühlung der Haut.

Geborgen schlief Arundelle ein, und wachte erst auf, als die Morgensonne ihre goldenen Strahlen unter den Fels schickte. Nun war Billy-Joe auf ihre Hilfe angewiesen. So schnell sie konnte, raffte sie alle Zweige, deren sie habhaft werden konnte zusammen und baute für Billy-Joe ein Sonnendach, das ihn vor den schmerzenden Strahlen bewahrte.

Das schlechte Wetter war gegen Morgen weiter gezogen. Für die Converioren brach der dritte Tag auf der Insel an und Arundelle, die nicht wusste, wann ihr Bogen sie abholen würde, machte sich auf einen langen Tag gefasst. Freilich konnte sie, solange die Sonne schien, einigermaßen gefahrlos die Insel erkunden, denn auch die

Wächter mussten einmal schlafen und die Convioren hüteten sich vor den Sonnenstrahlen.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit konnte sie mithin die Insel einigermaßen gefahrlos durchforschen. Sie hoffte, Spuren des nächtlichen Angreifers zu entdecken, die ihr über dessen Identität Aufschluss gaben. Vielleicht hatte er etwas gegessen und die Verpackung fortgeworfen, oder ein Pfeil war ihm aus dem Köcher gefallen. Vielleicht hatte er auch mehrere Schüsse abgegeben, ehe er traf! Am besten, sie begann wieder an dem Felsgipfel zu suchen.

Arundelle machte sich sogleich auf den Weg. Unterwegs pflückte sie Beeren von den Büschen, denn der Hunger nagte an ihr und Durst verspürte sie auch. Vorsichtig trank sie aus einer großen Pfütze, die vom Regen der Nacht übrig geblieben war und stillte ihren ersten Durst. Schade, dass sie kein Behältnis hatte, dann könnte sie auch für Billy-Joe das kostbare Nass sammeln. Denn bis der gegen Abend erwachte, wäre die Pfütze bestimmt ausgetrocknet. Die Sonne nämlich brannte wieder in gewohnter Intensität.

Am Gipfel angelangt, untersuchte sie jeden Zentimeter rund um den Standplatz der armen Tika, deren Blutflecke noch nicht einmal der heftige Regen hatte vollständig wegwaschen können. Ein weiterer Pfeil fand sich allerdings nicht.

Arundelle versuchte, in großen konzentrischen Kreisen, die sie um den Ort des Geschehens zog, Spuren zu sichern. Nach einer ermüdenden Stunde des Wanderns in dem steinigen Gelände unter der gnadenlosen Sonne – Arundelle wollte schon aufgeben – entdeckte sie zu guter Letzt doch noch etwas. Eine Münze blinkte im Sonnenlicht. Es war ein englischer Penny von der alten Sorte, - groß, rot und kupfern; nicht weit davon entfernt fand sich eine zerquetschte Coladose sowie eine halbvolle Bierflasche einer australischen Brauerei. Weiterhin sichtete sie Kaugummipapiere und viele verwischte Fußabdrücke auf einer Stelle. Dort hatte der Attentäter augenscheinlich längere Zeit gestanden und auf eine Gelegenheit zum Schuss gewartet.

Sorgfältig sammelte Arundelle die Beweisstücke zusammen und band sie in ihre Bluse, die sie über dem T-Shirt trug. Eventuell würden die Fingerabdrücke Aufschluss über die Identität der Person geben können, hoffte sie. Scholasticus wäre sicher in der Lage, eine kriminaltechnische Untersuchung zu veranlassen, selbst wenn auf der Insel direkt keine Einrichtung zur Spurensicherung bestand.

Die Sonne hatte den Zenit längst überschritten als Arundelle erschöpft von ihrer Untersuchung zur Anlegestelle zurückkehrte.

Billy-Joe schlief noch immer friedlich. Er sah nun überhaupt nicht furchterregend aus, wie er so dalag und leise im Traum fiepte. Oder störte ihn das Licht? Arundelle ließ schnell die Zweige fallen, die sie aufgehoben hatte, um in den Unterschlupf zu spähen.

Wenn doch bloß der Bogen bald wieder kommen würde! Wie sollte sie nur eine weitere Nacht auf dieser unwirtlichen Insel überstehen? Vermochte Billy-Joe sie vor den anderen Conversionsen oder auch vor den Wächtern zu beschützen?

Sie beschloss, jetzt darauf keinen Gedanken mehr zu verschwenden. Stattdessen machte sie sich auf die Suche nach etwas Essbarem und vor allem nach Wasser. Am Strand fand sich denn auch eine große Muschelschale, mit der sie wenigstens etwas von dem kostbaren Nass würde sammeln können, um es zu Billy-Joe zu bringen.

Ein Zischen entthob sie aller weiteren Sorgen. Der Bogen sauste wie ein Blitz aus heiterem Himmel neben ihr nieder. – Tika habe sich noch im Fluge zurück verwandelt, erzählte er, kaum dass er den Boden berührte und Arundelle ihn liebevoll in die Hände nehmen konnte. Er selbst habe sich in dem Hospital ganz dünn und so gut wie unsichtbar gemacht. Tika war sogleich operiert worden. Bei der Ermittlung ihrer Identität stellte sich heraus, dass sie zur Gruppe der Neuankömmlinge gehörte – ein unauffälliges schüchternes Mädchen aus Australien, das niemand zu kennen schien.

Noch befand Tika sich auf der Intensivstation, doch als der Bogen vor wenigen Minuten aufbrach, überlegte der Arzt bereits, auf welche Station sie zu überweisen war. „Das Mädchen ist über den Berg“, fasste der Bogen seinen Bericht zusammen.

„Na, Gott sein Dank“, Arundelle atmete auf. – „Die im Krankenhaus Schwestern drehen durch, wenn die sich jetzt wieder in einen Dingo zurückverwandelt. Da wird sich Frau Wiggles schon was einfallen lassen. Oder weiß die etwa nicht Bescheid?“

Der Bogen gestand, in seiner Aufregung nichts als die Operation im Auge gehabt zu haben. „Irgendwann werden die schon dahinter kommen, dass auf der Insel was nicht stimmt. – Aber wegen der Rückverwandlung machst du dir übrigens unnötige Gedanken. Jedes Lebewesen kehrt in seinen Normalzustand zurück, wenn es vom Tode bedroht wird. Dieser Selbstschutz hält einige Zeit vor. Und da die Mondphase ohnehin ihren Zenit überschritten hat, gehe ich davon aus, dass Tika sich nicht wieder in einen Dingo zurück verwandelt – jedenfalls nicht in dieser bestehenden Phase. Fragt sich, ob sie es

überhaupt je wieder kann. Solch ein traumatisierendes Erlebnis will erst einmal verarbeitet sein“, erklärte der Zauberbogen nachdenklich.

Arundelle berichtete ihrerseits, was sie auf der Insel gefunden hatte, und wie es ihr ergangen war, und wie sie mit Billy-Joes Hilfe den Wächtern hatte entschlüpfen können.

„Nun, dann auf schnellstem Wege zurück“, kommandierte der Bogen. Arundelle stellte die Muschelschale mit dem Wasser vorsichtig neben Billy-Joes Schnauze und hoffte, er würde sie nicht schon im Schlaf umstürzen. Dann deckte sie sein Versteck sorgfältig ab und kehrte auf die Insel Weisheitszahn zurück, wo sie sich sogleich bei Scholasticus anmelden ließ, dem sie am ehesten zutraute, mit den Beweisstücken richtig umzugehen.

7. Die Verhandlung.

Scholasticus erfasste den Ernst der Lage sogleich. „Es ist gut, dass du so umsichtig gehandelt hast. Nichts ist fataler, als in dieser Situation die Nerven zu verlieren. Alle Achtung! Das hätte ich selbst kaum besser machen können“, sagte er, nachdem Arundelle mit ihrem Bericht zu Ende war. „Davon werden sogleich mehrere Aufzeichnungen gefertigt und den zuständigen Gremien überantwortet. Um eine Verhandlung wirst du trotz allem nicht herum kommen. Was habt ihr euch aber auch gedacht? Niemand stört die Convioren ungestraft, das weiß doch jeder. Wie konntest du nur... Und selbst wenn dich sogar jemand ermutigt haben sollte - (Scholasticus hatte den Hintergedanken an Frau Wiggles als eine Art Trumpfkarte nicht vergessen) so warst doch **du** diejenige, die allein wegen ihrer vagen Gefühle ein solches Risiko eingegangen ist. Bitte künftig nicht mehr diese Alleingänge. Grisella hätte es eigentlich wissen müssen – die kennt doch die Bestimmungen. - Nun ja, wird schon so schlimm nicht werden. Billy-Joes Aussage wird den Ausschlag geben. Der sagt ja wohl zu deinen Gunsten aus?“

„Nehme ich doch an, geglaubt schien er mir zu haben“, murmelte Arundelle kleinlaut. Sie schämte sich. Warum nur hatte sie Billy-Joe nicht mehr vertraut? War er nicht alt genug? Weshalb nur mischte sie sich immer wieder in die Angelegenheiten anderer?

„Die statistische Wahrscheinlichkeit, dass sich jemand bei seinen ersten Conversionen im Reich der Tiere verliert, ist eins zu einer Million, liebe Grisella“, schimpfte Scholasticus Schlauberger, als seine Schwägerin ihm erklärte, welche Gefahren sie gesehen hatten, und weshalb sie und auch Marsha Wiggles Arundelle nicht heftiger von ihrem Vorhaben zurückhielten, sie vielmehr in ihren Empfindungen und Sorgen bestärkten.

„Lieber wäre mir schon gewesen, wenn Arundelle erst einmal abgewartet hätte. Aber andererseits wirkt sie so gefestigt, und als dann Marsha auch noch von ihren Ängsten wegen Adrian anfang, da war ich beinahe selbst davon überzeugt, dass Arundelles Vorhaben der einzige richtige Weg war.“

Auch Grisella schämte sich nun und fühlte einmal mehr die schwere Verantwortung auf den Schultern lasten, die sie auf der Insel Weisheitszahn übernommen hatte. Sie kam mit ihrer Rolle noch nicht zurecht, das merkte sie immer wieder. An der Universität genügte es, brillant zu sein. Hier sollte man brillant **und** einfühlsam **und** überlegt **und** weitsichtig sein. Das war manchmal wirklich zu viel verlangt.

Die Conversionen kamen zurück - tief besorgt und verstört, besonders Adrian Humperdijk, dessen Ausflug ins Unterwasserreich ihm nachträglich gründlich vergällt wurde, denn er hatte ihn zunächst wie immer sehr genossen.

Schon Billy-Joe erklärte, was geschehen war, und die Wächter erstatteten ihre unabhängigen Berichte. Allerdings stand darin nichts von einem Motorboot, vielmehr beschränkten sich alle Ausführungen zum Tathergang auf einen unbekanntem Eindringling, dem es im Schutze der Regennacht gelungen war, unerkannt zu entkommen. Über den Fluchtweg hatten sich die Wächter ebenso wenig Gedanken gemacht, wie über den unerlaubten Zugang. Aber Mutmaßungen waren auch nicht ihre Aufgabe.

Ansonsten erhielt Billy-Joe eine heftige Rüge dafür, dass er eine Ratte angegriffen und zu Tode erschreckt hatte. Ein Umstand, der nicht gerade seine Glaubwürdigkeit unterstrich, sondern seine Zeugenaussage nachhaltig überschatten sollte. Auch Tikas aufreizendes Heulen wurde erwähnt, das den Angriff möglicherweise herausgefordert hatte.

Arundelles Spurensuche war den Wächtern ebenso entgangen, wie die Sammlung von Beweisstücken. Die Wächter selbst hatten sich deswegen keine Mühe gemacht. Ihnen war nur aufgefallen, dass sich an der Bluttränke diesmal erstaunlich wenige der großen Raubtiere

eingefunden hatten. Nach Meinung der Wächter ließ sich das vielleicht mit der unangenehmen Witterung erklären.

Adrian Humperdijk erklärte auf die fragenden Blicke einiger der Anwesenden, was es mit, wie er sich ausdrückte - „dieser unschönen Einrichtung“, auf sich hatte. Seit für Converioren ein absolutes Jagd- und Tötungsverbot ausgesprochen worden war, griff man auf diesem Ersatz zurück.

„Entweder Chaos oder Bluttränke, da galt es sich zu entscheiden. Mir ist die jetzige Lösung allemal lieber“, betonte Adrian Humperdijk, für den im Meer die strengen Gesetze der Insel ebenso galten. Wenn es auch niemanden gab, der sie überwachte. Und so konnte Adrian, (wie übrigens auch Penelope in den Lüften) tun und lassen, was er wollte. Beide waren sie einzig ihrem Gewissen verantwortlich, sobald sie aus dem Bannkreis der Insel der Converioren gelangten.

„Da wird dann schnell mit zweierlei Maß gemessen“, hob seine Frau immer wieder empört hervor, wenn sie von den verschwiegene Orgien ihres Mannes in einer seiner schwachen Stunden erfuhr. Aber sie saß in der Zwickmühle. Einerseits konnte sie froh sein, wenn er sie überhaupt Anteil an seinem Doppelleben haben ließ, andererseits wollte sie doch Gerechtigkeit und so kam es, dass sie lieber ein Auge zudrückte und mit einem Sünder nicht allzu streng ins Gebet ging.

Solange es bei oberflächlichen Kratzern und harmlosen Rauferein blieb, ließ sich zweifellos so verfahren. Ein Mordanschlag freilich war etwas anderes. Zumal der Attentäter sich eigens zu diesem Zweck auf die Insel gemogelt hatte.

Unauffällig untersuchten einige von Scholasticus Vertrauensschülern bereits die Boote im kleinen Hafen, inwieweit diese in der fraglichen Nacht benutzt worden waren. Leider war Scholasticus die Idee dazu ein wenig spät gekommen. Immerhin schälte sich ein Verdachtsfall heraus. Wer das fragliche Boot genommen hatte, wurde deshalb freilich noch nicht deutlich.

Auch die Untersuchung der von Arundelle eingesammelten Gegenstände durch das kriminaltechnische Labor von Sidney führte nicht sogleich auf eine heiße Spur. Die Fingerabdrücke auf der zerdrückten Coladose ließen sich zwar auswerten, sie waren jedoch in keiner einschlägigen Datei registriert.

In der Schule erging Anweisung, auf Fremde zu achten, Unbekannte sofort zu melden. Anzeigen ließen darauf schließen wie wenig manche Schüler miteinander zu tun hatten. Sogar Lehrkräfte wurden als Eindringlinge gemeldet. So sagte die Aktion zugleich

einiges über die Struktur des Insellebens aus. Eine Reform schien dringend geboten.

Arundelle kam um ihre Verhandlung nicht herum. Zu viele Fragen blieben unbeantwortet. Sie hatte ohne jeden Zweifel gegen die Schulregeln verstoßen.

Der Tag der Verhandlung war da. Das ehrenwerte und feierliche Konzil der Schule trat zusammen, das sich aus der Lehrerschaft und seitens der Studierenden aus den Vertretern aller Fraktionen zusammensetzte. Die Somnioren und Animatioren entsandten jeweils sechs Delegierte, davon drei Lehrkräfte, da sie zahlenmäßig die stärksten Gruppen bildeten. Die Conversioren und Sublimatioren schickten je zwei Vertreter aus ihrer Mitte ins Konzil, während sich Grisella, gleichsam selbst vertrat und als einzige, voll ausgebildete Divinatorin zugleich den Vorsitz übernahm.

Zwar gehörten einige der heranreifenden Studierenden, nicht zuletzt die Angeklagte, in den divinatorischen Dunstkreis und auch im Lehrkörper zeigten sich ein, zwei divinatorische Ansätze.

Aus seiner Mitte bestimmte das Konzil zunächst einen Ankläger und einen Verteidiger, deren Aufgabe darin bestand, all die belastenden beziehungsweise entlastenden Momente zusammen zu tragen, und in der Verhandlung einzubringen.

Scholasticus übernahm die Rolle des Verteidigers, während ein gewisser Moschus Mogoleia zum Ankläger bestimmt wurde.

Moschus Mogoleia war ein mürrischer, rechthaberischer Mensch. Ihm oblag es, zunächst das geschehene Verbrechen und die Umstände, unter denen es begangen worden war, zu schildern.

Die große Aula war bis zum letzten Platz besetzt. Die Verhandlung erfolgte öffentlich und niemand wollte sie versäumen. Wer keinen Platz im Sitzungssaal fand, verfolgte die Verhandlung auf dem großen Monitor in der Mensa.

Die ermüdenden Ausführungen des Anklägers wollten und wollten zu keinem Ende kommen. Mit einschläfernder Stimme schilderte er in aller Ausführlichkeit, was in jener Nacht geschehen war. Er verlas die weithin gleichlautenden Protokolle aller zehn Wächter. Und er zog aus jeder Aussage eindeutige Schlüsse, die diese Protokolle freilich nahe legten. Es gelang ihm dabei, den Eindruck zu festigen, dass Arundelle der Attentäter war, und dass niemand anders als sie den Anschlag auf Tika verübt hatte.

Scholasticus verfolgte die Verhandlung mit wachsender Sorge. Er würde es im Anschluss schwer haben, diesen Eindruck wieder aufzuziehen. Die Zeit arbeitete gegen die Verteidigung. Der falsche Eindruck verfestigte sich bei den Zuhörern, je länger die Rede des Anklägers dauerte. Als sich seine Ausführungen endlich dem Ende näherten, war es bereits Mittag und so wurde die Verhandlung für zwei Stunden unterbrochen.

Schon während alle zum Essen strömten, war von nichts anderem als von der heimtückischen Attentäterin die Rede. Arundelles Auftritt beim Eröffnungsfest wurde ihr nun zum Verhängnis. Ihr großer Erfolg rief die Neider auf den Plan, welche den Stimmungsumschwung weidlich nutzten. Am Ende der Pause war die Vorverurteilung perfekt.

Niemand zweifelte mehr ernstlich an Arundelles Schuld – eine Entwicklung, die vielleicht in Niemandes Absicht gelegen hatte, die sich aber für die Verteidigung äußerst erschwerend im weiteren Gang der Verhandlung auswirken sollte.

Der Auftritt von Scholasticus stand mithin unter einem schlechten Stern. Zwar erläuterte er Arundelles Version von dem zweiten Eindringling in aller Deutlichkeit. Er hob Arundelles Einsatz bei Tikas Rettung hervor, ließ die umsichtige Spurensuche nicht aus, hatte aber doch allzu große Mühe, Arundelles Anwesenheit auf der Insel zu erklären, die allein schon strafbar genug war und allein schon für einen Schulverweis ausreichte.

Das wurde spätestens bei der Zeugenvernehmung deutlich. Einer nach dem anderen der Wächter sagte das aus, was alle bereits hinlänglich wussten. Dafür hatte Moschus Mogoleia mit der endlosen Verlesung der Anklageschrift gründlich gesorgt. Die Wächter berichteten, wie sie den Eindringling über die Insel verfolgten und mit welcher verbrecherischer Intelligenz er sie an der Nase herumführte.

Das Boot, von dem die Verteidigung spreche, sei doch nur eine Erfindung, schimpfte einer nach dem anderen der aufgebrachten Wächter. Und obwohl Grisella diese Aussagen nicht gelten ließ, die deshalb aus dem Protokoll gestrichen werden mussten, hatten alle sie doch gehört und verstanden.

So wirkte dann auch die Auswertung der Indizien, die Scholasticus mit so viel Mühe vorbereitet hatte, irgendwie fadenscheinig. Zwar ließ er seine Gutachter aus Sydney aufmarschieren. Und er wertete die Aussagen der Schüler aus, die den Bootshafen untersuchten. Er ließ sich von Penelope M'gamba bestätigen, dass auch sie aus der Luft ein Boot gesehen hatte. Dennoch

wirkte sein zusammenfassendes Plädoyer im Anschluss an seine Zeugenvernehmung irgendwie an den Haaren herbei gezogen.

Die Stimmung war bereits so weit gekippt, dass er eher die Wände überzeugt hätte als das Publikum oder dieses Konzil.

Grisella schickte ein Stoßgebet nach dem andern zum Himmel, von wo sie eine Eingebung erbat, die freilich ausblieb.

Wenn es so weiterginge, bliebe ihr nichts anderes übrig, als Arundelle der Schule zu verweisen und sie den Behörden zu überantworten.

Alles käme nun auf Billy-Joe und auf Tika selbst an. Grisella beriet sich kurz mit ihren Beisitzern. Bevor Billy-Joe auch noch alles verpatzte, so ihr Gedanke, bräche sie die Sitzung lieber jetzt ab. Hoffentlich nutzte die Verteidigung die Nacht dazu, die Argumente und Fakten zu ordnen, um sie anderntags ein wenig beweiskräftiger erneut vorzutragen.

Angesichts der fortgeschrittenen Uhrzeit, so die Begründung der Vorsitzenden, werde die Sitzung auf den nächsten Morgen neun Uhr vertagt.

Arundelle wurde wenigstens nicht eingesperrt, noch nicht! Sie wankte, von ihren Freundinnen Corinia und Florinna gestützt, bleich und schuldbewusst aus dem Saal. Sie sah wie das leibhaftige Schuldbekennnis aus und so fühlte sie sich auch.

Niemand hatte ihr geglaubt, und da sie sich über ihre Motive, die sie auf die Insel getrieben hatten, nun auch nicht mehr im klaren war, hingegen sehr gut die Eifersucht erinnerte, erschien ihr das, was alle glaubten, nur logisch. Hatte sie den Schuss nicht tatsächlich vielleicht selbst abgegeben?

Der Bogen, der in der Asservatenkammer zwischen den anderen Beweisstücken schmachtete, konnte ihr keine Auskunft geben. Ihn wäre sie in jedem Fall los, hatte sogar Scholasticus ernst erwähnt. „Noch können wir das Schlimmste vielleicht abwenden.“

Nun war guter Rat teuer. Scholasticus übernahm es, die Niedergeschmetterte zu betreuen. Grisella durfte sich nicht dem Verdacht der Parteilichkeit aussetzen, so gerne sie auch bei Arundelle gewesen wäre, die ihrer Hilfe so sehr bedurfte.

Eine Trumpfkarte hatte Grisella noch im Ärmel und die gedachte sie im äußersten Notfall und erst in aller letzter Minute auszuspielen, denn damit brächte sie letztlich das ganze Verfahren zum Platzen. Sollte es sie auch ihre lichte Gloriole kosten, was durchaus möglich war. Die göttliche Vorsehung erlaubte dergleichen

Einblicke in ihr Wesen eigentlich nicht. - Aber vielleicht käme Scholasticus von allein auf die richtige Spur. Sie hoffte es inständig.

Florinna, Corinia und Scholasticus saßen bei Arundelle, hielten Händchen und versuchten, die am Boden zerstörte aufzurichten. Dabei zermarterten sich alle die Köpfe auf der verzweifelten Suche nach der richtigen Strategie.

„Ja, wenn ich das Geständnis des wahren Attentäters hätte“, sagte Scholasticus immer wieder, „der kann doch nicht von Erdboden verschluckt worden sein.“

„... oder sich in Luft auflösen!“

„Und wenn er sich noch auf der Insel befindet?“ - fragte Corinia – „oder ging inzwischen eine Maschine Richtung Festland?“

Scholasticus schüttelte den Kopf. „Nicht dass ich wüsste – aber was bringt uns das? Wie sollen wir unter den vielen hundert möglichen Verdächtigen den einen herausfiltern? Natürlich haben wir die Fingerabdrücke. - Na und? ...wie kriegen wir den Vergleich? - und dann – wer immer die Dosen und das Zeug dort fortwarf, hat der deshalb wirklich geschossen? Wir wissen, dass dies höchst wahrscheinlich der Fall ist, aber ist dies deshalb beweiskräftiger? Nein, nein, der Aufwand lohnt nicht, das geht garantiert ins Leere.“

„Bleibt einzig Billy-Joe.“

„Und der ist so durcheinander, dass der praktisch nicht zurechnungsfähig ist.“

„Den nimmt der Ankläger doch im Nu auseinander, wenn der erst einmal sein Kreuzverhör beginnt.“

„Was weiß so ein Tier schon? - erinnert sich ja kaum an sich selbst, da muss doch seinerseits so viel verdrängt werden.“

„Und das wissen diese Sublimationen ganz genau. Der Ankläger braucht nur auf dem Überfall auf die fette Ratte rumreiten und schon zieht Billy-Joe den Schwanz ein.“

„Und Tika? – Tika wird ja wohl auch noch gehört werden?“

„Selbstverständlich, die steht sogar ganz oben, aber als Zeugin der **Anklage!**“

„So ein Mist!“

„Na klar, woher soll ausgerechnet Tika wissen, wer auf sie schoss? - die weiß das am allerwenigsten.“

„Von der haben wir überhaupt nichts zu erwarten“,

„...und von ihrer Rettung hat sie ja wohl nichts mit bekommen“

-

„...denk ich auch.“

„So kommen wir nicht weiter – die Lösung muss von außen kommen, wir müssen den wahren Täter präsentieren, möglichst mit Geständnis und allem Pipapo.“

„Das sagt sich so leicht.“

„Und wenn wir Walter um Hilfe bitten?“

„Das müsstet ihr dann aber allein machen, ihr wisst, ich bin im Traumreisen eine absolute Niete“, winkte Scholasticus ab. „Außerdem, was soll Walter ausrichten? Der hat ja nun wirklich keine Ahnung von den Vorgängen auf der Insel der Conversioeren.“

„Immerhin könnte er Spuren suchen und vielleicht doch den Kontrollvergleich der Fingerabdrücke durchziehen. Wenn wir jemanden hätten, der die Sachen auf der Insel angefasst und fortgeworfen hat, dann wäre zunächst immerhin klar, dass außer Arundelle da noch jemand gewesen ist, der zumindest nicht dahin gehört hat.“

„Richtig, mit der Hilfe des Zaubersteins dürfte die Überprüfung kein so großes Problem sein. - Und irgendwas müssen wir doch tun“, stöhnte Florinna verzweifelt, sie glaubte selbst nicht recht an das, was sie beredeten.

„Arundelle, nun sag du doch auch mal was.“ Arundelle aber schüttelte nur stumm den Kopf. Sie verfolgte die heftige Diskussion wie hinter einem Schleier. Die Worte drangen schwach und zumeist eher unverständlich an ihr Ohr, so tief war sie in ihrem Kummer verloren.

Was würde nur werden? Sie konnte sich ein Leben außerhalb der Zwischenschule nicht mehr vorstellen. Sollte sie etwa zu ihren Eltern zurück? Auch noch allein? Die Vorstellung war so befremdlich, sie ließ sich nicht einmal ins Auge zu fassen.

„Arundelle, nun reiß dich zusammen. Du bist unschuldig, verdammt noch mal. Im Gegenteil, du hast Tikas Leben gerettet. Ohne dich wäre die jetzt tot, ist dir das nicht klar? Wenn du nicht auf der Insel gewesen wärst, hätte dort womöglich ein schreckliches Massaker unter den Conversioeren stattgefunden. Tika war vielleicht nur die Erste. Du hast den Eindringling verjagt – ihr beide, du und Billy-Joe, das muss euch klar sein.“ Florinna wurde ganz rot vor Empörung. Sie nahm Arundelle bei den Schultern und rüttelte sie kräftig.

Wenn sie nur da schon gewusst hätte, wie recht sie mit ihrer Idee hatte!

„Das ist es“, rief Scholasticus, „das ist der richtige Ansatz, jawohl, **so** müssen wir die Sache angehen.“

8. Walters Verwandlung.

Walter veränderte sich, daran bestand kein Zweifel. Niemals hatte Pooty ihn derart unausgeglichen erlebt. Seine Veränderung hing womöglich damit zusammen, dass die Freunde, die sie unter den Menschen hatten, auf einmal überhaupt keine Zeit mehr zu haben schienen. Gerade Jetzt, wo sie ganz in der Nähe waren! Damals, am anderen Ende der Welt, hatten sie keine Mühe gescheut, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen. Doch jetzt, kaum zwei Flugstunden entfernt, taten sie, als wären sie nicht länger von dieser Welt. Wie konnte man nur so ich-bezogen sein!

Trotzdem – Walters Benehmen ließ sich allein durch das Verhalten der Menschenfreunde nicht erklären. Früher waren sie auch wochenlang ohne Menschen ausgekommen, mitunter war es ihnen dabei sogar viel besser ergangen. Und nun das! ... Pooty wusste sich keinen Rat.

Eines Tages war Walter plötzlich umgekippt. Hatte auf einmal mit zuckenden Gliedern und Schaum vor dem Mund am Boden gelegen. Pooty lief erst einmal in Panik davon, versteckte sich hinter dem nächsten Busch, wo er sich Ohren und Augen zuhielt. Doch Walter stand nicht wieder auf. Immer weiter wälzte er sich und sah bald nicht mehr wie Walter aus. Eine furchtbare Veränderung fand mit ihm statt. Walter wandelte sich nach und nach zu einem Menschen!

Dann stand der Mensch auf rannte, nackt wie er war, davon. Pooty natürlich hinterher. Ein nackter Mensch rennt durch den Busch, welch ein Anblick! Walter rannte, bis er die nächste Schafsfarm erreichte, in die er einbrach, sich Kleider, Waffen und einen Jeep besorgte, um damit im Busch zu verschwinden. Pooty konnte natürlich nicht folgen, denn der Jeep war viel zu schnell für ihn. Aber als Walter mitten in der Nacht aus dem Busch kam, da war die Pritsche des Wagens voller toter Kängurus und Walter, der Mensch, ließ sich damit stolz von dem Farmer fotografieren, der mit ihm anschließend eine Flasche Gin leerte.

Der Farmer schien wegen Walters Eigenmächtigkeit keineswegs böse zu sein – im Gegenteil. Am nächsten und übernächsten Abend fuhr Walter wieder hinaus und wieder kehrte er mit einer Wagenladung voller Känguruleichen zurück, die er jedes Mal stolz

dem Farmer präsentierte, der sie zählte und ihm für jeden Leichnam eine zehn Dollarnote gab. Wieder tranken sie Gin, spielten Karten und redeten laut und trunken über Kängurujagd.

Sobald die Mondschnatten lang wurden und die Morgenkühle herauf zog, wurde Walter unruhig. Er gähnte und ehe der Morgen herauf zog, verschwand er im Stall. Die Tage verbrachte er nicht im Haus, sondern lieber im Schafstall, wo er sich unter die Brutlampe legte, die eigentlich für die zu früh geborenen Lämmer gedacht war, weshalb er sich auch ganz klein machte, um halbwegs unter den Schein der Lampe zu passen.

Am vierten Tag, als der Farmer draußen bei seinen Schafen war, wandelte Walter sich wieder zurück in ein Känguru.. Er schien sich an nichts zu erinnern, sondern sah Pooty, der ihn aufsammlte, nur verwirrt und hilflos an. Sie machten, dass sie im Busch verschwanden, eher der Farmer zurück war. Walters Kleider versteckten sie im Stall, damit der Farmer keinen Verdacht schöpfte.

Der zurück verwandelte Walter wusste auch Stunden nach seiner Verwandlung nicht, was mit ihm geschehen war. Die vergangenen vier Tage fehlten in seinem Erinnerungsvermögen, als seien sie nicht gewesen. Pooty hütete sich, auch nur ein Wort von dem Grauensvollen verlauten zu lassen. So gut er konnte, versuchte er, sich nichts anmerken zu lassen von seinem Entsetzen, was ihm indessen nur unzureichend gelang.

Walter ahnte, das etwas nicht mit ihm stimmte. „Was ist mit mir? Du hast doch was, heraus mit der Sprache!“ - drang er in Pooty. Er fühlte einen Stich, denn das Entsetzen in den Augen seines kleinen Freundes, der stumm den Kopf schüttelte, sprach eine deutliche Sprache.

Zum Glück trafen in dieser Nacht Florinna und Corinia ein, die sie im Traum besuchten und die von den befremdlichen Umständen auf der Insel der Conversionsen berichteten. Sie schilderten auch den Verlauf der Verhandlung gegen Arundelle und die ausweglose Lage, in der diese sich befand.

Walter wurde beim Thema Conversion plötzlich hellhörig. Scheinbar ahnte er doch inzwischen etwas von dem, was mit ihm geschehen war.

Pooty ergriff die nächste Gelegenheit und schnappte sich Corinia, während Florinna mit Walter ein wenig auf und ab spazierte. „Im Laufen überlegt sich besser“, meinte sie zu diesem. Jetzt, wo sein Rat gefragt war, fühlte er sich beinahe wieder in seinem Element. Probleme waren für ihn das wahre Lebenselixier. Mit Begeisterung

stürzte er sich auf die Herausforderung, die da hieß, Arundelle aus ihrer Bedrängnis herauszuhauen.

„Wäre doch gelacht, wenn wir dem Attentäter nicht auf die Spur kämen“, meinte er. Nur leider könne er zur Zeit seinen Zauberstein nicht finden. Er müsse ihn irgendwo verlegt haben. „Aber der kommt schon wieder, ist noch jedes Mal zurück gekommen.“

In Wirklichkeit hatte Pooty den Stein an sich genommen. Er war Walter bei seiner Umwandlung zu dem fürchterlichen ‚Wer-Mensch‘, zu dem er sich wandelte, aus dem Beutel gerollt, als dieser zu einem Bauchnabel zusammenschnurte.

„Bei einem solchen Ungeheuer bleibe ich keine Sekunde länger“, hatte der Stein Pooty wissen lassen.

Um Schonung bemüht, erzählte der arme Pooty, was für schreckliche Erlebnisse hinter ihm lagen. „Ich weiß nicht, wie es weiter gehen soll“, fügte er abschließend hinzu. „Ich kann doch mit keinem Massenmörder zusammenleben.“

Corinia fühlte sich nicht weniger hilflos. Was konnte sie ihm raten? Sie wusste es nicht, sondern schüttelte nur stumm den Kopf. Statt Hilfe zu bekommen, sah sie sich von einem verschlingenden Morast umgeben, aus dem es keinen Ausweg gab.

„Wann sagst du, fand Walters Umwandlung statt“, fragte sie schließlich nachdenklich. „So um den fünften, sechsten Dezember rum? Das war, als Vollmond war, genau zu dem Zeitpunkt also, als auch unsere Conversioren auf ihrer Insel unterwegs waren.“

„Billy-Joe verwandelt sich in einen Dingo und geht auf eine Ratte los. Walter verwandelt sich in einen Kängurujäger, nimmt sich das nächste beste Gewehr und knallt alles ab, was ihm vor die Flinte kommt. Und das beinahe zeitgleich - wenn das kein Zufall ist!“

„Schade, dass du kein Foto von dem Killer hast. Aber auf die Insel kann der ja wohl kaum auch noch gefahren sein,“ überlegte Corinia. Pooty fand ihren Versuch, Walter auch noch das Attentat auf Tika anzuhängen, allzu bemüht.

„Davon hat man ja nun auch noch nichts gehört, was?“ - fragte er: „Ein Känguru, das sich zu einem menschlichen Monster wandelt?“

„Im Prinzip durchaus stimmig: die liebsten, friedfertigsten Geschöpfe bringen plötzlich eine grausame Bestie aus sich hervor. Es ist, als ob diese nach all der Unterdrückung, die sie zwangsläufig erfährt, besonders wütend ist.“

„Meinst du wirklich, in Walter steckt ein solch grausamer Mensch?“

„Na ja, er ist gern mit Menschen zusammen, denkt wie ein Mensch, ist intelligent wie ein Mensch...“

„Sogar meist intelligenter...“

„Da hast du zweifellos recht...“

„Und nun ist der Mensch in seiner ganzen Grausamkeit in ihm erwacht – klingt irgendwie logisch...“

Pooty schüttelte sich, „wie soll ich weiter mit einem solchen Ungeheuer leben?“ - fragte er und schaute wieder ganz verloren drein. „Das geht über meine Kraft...“

Corinia blickte ihn mitfühlend an. „Es gibt für alles eine Lösung, wirst sehen! Wenn ich es richtig sehe, ist für die nächsten drei Wochen Ruhe – falls Walter überhaupt noch mal verwandelt wird.“

Florinna hatte inzwischen mit Walter ausgemacht, dass der so schnell wie möglich zur Insel Weisheitszahn kommen sollte. Walter schüttelte bekümmert den Kopf: „Hätte ich doch bloß den magischen Stein noch, wo habe ich ihn nur verloren?“ Aber Pooty wusste Rat. Er erklärte, Walter habe einen Schwächeanfall gehabt. Dabei sei ihm der Stein aus dem Beutel gefallen, weshalb er ihn an sich genommen und nur zurückzugeben vergessen habe.

Als Walter allerdings seine Hand begierig nach dem Stein ausstreckte, wich dieser geschickt aus. Walter zuckte zusammen. Bekümmert überließ er Pooty für dieses Mal Not gedungen die Reiseführung.

Corinia und Florinna kehrten inzwischen auf der Traumstraße zur Insel Weisheitszahn zurück, während Pooty mit Walter den Weg über die Sternenbrücke des Zaubersteins nahm.

Scholasticus und Arundelle schliefen noch immer nicht, als Florinna und Corinia im Traum heimkehrten und sich dabei in ihren Betten gemütlich auf die andere Seite wälzten, um weiter zu schlafen und sich erfreulicheren Träumen hinzugeben.

Die beiden brüteten weiter über der Verteidigungsstrategie. Sie hatten dazu für Billy-Joe einen sehr sorgfältigen Fragenkatalog ausgearbeitet.

Pooty und Walter landeten wenig später auf der Insel und fanden sogleich den richtigen Weg. Arundelle und Scholasticus nämlich saßen noch immer in dessen kleinem Büro. Und das einzige Licht, das noch brannte, wies ihnen den Weg.

Erfreut begrüßte Scholasticus das kluge Känguru. Dessen Bedrücktheit entging ihm freilich nicht. Aber da Walter sichtlich

bemüht war, sich nichts anmerken zu lassen, unterdrückte Scholasticus den Impuls, ihn zu befragen. Er weihte Walter vielmehr in den Stand der Dinge ein, soweit dies nicht schon durch Florinna und Corinia geschehen war.

Walter pflichtete Scholasticus bei, der Prozess stand und fiel mit dem Auffinden des Attentäters. Und wenn schon dieser nicht gefunden werden konnte – vor allem nicht in der Kürze der Zeit – dann sollten wenigstens Zeugen her, die von ihm berichten konnten. Oder wo schon nicht vom Attentäter selbst, so wenigstens davon, wie er zu seiner Waffe und zu dem Boot gekommen war. Irgend jemand sollte doch gesehen haben, wie eines der Boote für die halbe Nacht entwendet worden war. Immerhin war es nicht nur abgefahren, sondern auch zurückgekehrt, und das in den frühen Morgenstunden!

„Wir müssen diese Wendung einfach hinkriegen. Florinna hat mich auf die Idee gebracht: Ohne Arundelles Eingreifen hätte höchstwahrscheinlich ein Massaker unter den Conserioren stattgefunden – und die Gefahr ist noch nicht vorüber. Wenn wir Arundelle der Schule verweisen, dann hat der Attentäter freie Bahn, das müssen wir einfach rüber bringen, so vernagelt können die doch nicht sein.“

„Angriff ist die beste Verteidigung!“ - pflichtete Walter bei – „jedenfalls in diesem Falle“, ergänzte er einschränkend.

„Genau“, rief Arundelle. Sie schien aus ihrer Lethargie erwacht.

„Raus aus der Defensive! Nicht Arundelle hat etwas zu verbergen – auf der Insel verbirgt sich vielmehr das Unheil, und unsere Aufgabe ist es, einem Dunkelmann die Maske vom Gesicht zu reißen“, resümierte Scholasticus.

„Oder einer Dunkelfrau...“, merkte Pooty spitzfindig und pffiffig an.

„Warum nicht...“, pflichtete Arundelle ihm bei.

„ – offene Karten, keine Heimlichtuerei mehr“, fügte Scholasticus hinzu. - „Was tun wir als Nächstes?“

Pooty und Walter wollten sich vor Ort einen Eindruck verschaffen und ließen sich vom Zauberstein zur Insel der Conserioren bringen. Als sie weg waren, bat Scholasticus Arundelle, die Schwestern zu holen. Beiden war Walters bedrücktes Wesen aufgefallen. Vielleicht wusste eine der Schwestern, was mit dem - sonst so besonnenen - klugen Känguru los war.

Corinia erzählte, was ihr Pooty Dramatisches berichtet hatte. Scholasticus merkte auf, als sie auf die Conversion zu sprechen kam,

die aus Walter ein menschliches Monster gemacht hatte, das grausam über seine Artgenossen hergefallen war.

„Wann war denn das ungefähr“, wollte Scholasticus wissen. Da war Corinia freilich überfragt. „So wie Pooty klang, war das noch ganz frisch“, meinte sie.

Arundelle warf aufgeregt ein: „Sieht ganz so aus, als bestehe ein Zusammenhang. Zwar ist der Ort des Geschehens von der Insel einigermaßen weit entfernt, aber so weit dann auch wieder nicht. Außerdem, was spielt in der Magie Entfernung schon für eine Rolle!“

Ein solch finsternes Gespinst war nach dem Geschmack von Scholasticus und Arundelle, die am liebsten universelle Probleme angingen.

„Ich schlage vor, du versuchst bei nächster Gelegenheit, von Pooty noch mehr zu erfahren. Vielleicht hat er etwas vergessen, oder dir ist irgend ein Detail entgangen, das vielleicht wichtig ist“, schlug Scholasticus vor und Arundelle ergänzte: „Wenn es Pooty recht ist, würde ich gern mit dabei sein. Vier Ohren hören mehr als zwei.“

„... Und ich fände es ziemlich wichtig, Walter mit Billy-Joe zusammen zu bringen, damit die sich über ihre Zeit der Verwandlung austauschen. - Ach so, geht ja nicht, Walter darf davon nichts wissen, der hat das wohl total verdrängt. Kein Wunder, was der sich auch geleistet hat“, warf Florinna ein.

„Ich sehe schon“, sagte Scholasticus – „vor allem brauchen wir mehr Zeit. Als Erstes werde ich morgen früh eine Vertagung der Verhandlung zu erreichen suchen. Ehe wir nicht allen Spuren nachgegangen sind, darf das Urteil auf keinen Fall gesprochen werden. Ich bin sicher, dass es mir gelingt, das Konzil auf die Tragweite seiner Entscheidung aufmerksam zu machen. - Fassen wir noch einmal zusammen: Was haben wir denn alles? Erstens sind da die Fingerabdrücke, die es zu unterscheiden gilt... - zweitens...“

„Wenn du wieder mit den Fingerabdrücken anfängst, lehnen die eine Vertagung sofort ab. Der Ankläger wird sagen, dass solch eine Untersuchung nichts als Zeitverschwendung und Verschleppungstaktik ist. – Nein, der Angriff muss in den Vordergrund. Als Erstes muss die gewaltige Verschwörung umrissen werden, die uns bedroht. Der Angriff auf die Schule als Ganzes. Denn das steckt dahinter. Jemand will die Schule ruinieren. Deshalb muss ich aus dem Weg, ich bin und bleibe eine Schlüsselfigur – tut mir leid, aber so ist es nun mal“, warf Arundelle ein.

„Ganz recht, Arundelle, bist wieder ganz die Alte, so ist's recht. Wir fangen mit den vielen sogenannten Zufällen an, stellen Fragen: Warum wurde Billy-Joe ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt...“

„Tut mir leid, aber auch das hielte ich nicht für den richtigen Einstieg“, widersprach Arundelle und Scholasticus wäre beinahe beleidigt gewesen. Was war denn nun schon wieder, fragte er sich. Doch die Lage war viel zu Ernst, als dass er sich solche kleinlichen Gefühle leisten konnte.

„Wir müssen bei den Farben ansetzen. Das ist mir völlig klar geworden. Die Farben sind der Schlüssel zu allem, denn die Farben können nicht lügen! Wir müssen erreichen, dass sich alle auf der Insel einem Farbentest unterziehen – nur so ist die Spreu vom Weizen zu trennen. Da kann das Konzil nicht passen, niemand kann diesen Test verweigern, und sollte er auch noch so aufwendig sein.“

„Wie, was, Farbentest, was meinst du?“ - fuhr Scholasticus verwirrt dazwischen.

„Na dieser Grundkurs ‚erkenne dich selbst‘“, sprang Florinna ihrer Freundin bei und Corinia nickte eifrig: „Wozu lernt man denn ‚das ganz andere Sehen‘? Endlich mal eine Gelegenheit, es praktisch anzuwenden. Nur mir leuchtet nicht ganz ein, was das bringen soll.“

„Meinst du etwa, so ein Attentäter hätte eine bestimmte Aura? Eine Farbe, die er nicht unterdrücken oder verbergen kann?“ – Scholasticus dämmerte, wie recht Arundelle wieder einmal hatte. „Natürlich, das ist es, niemand kann aus seiner Haut, die Farben lügen nie, was einer im Innersten verbirgt, das drückt sich in seiner Ausstrahlung aus. Ich hoffe nur, wir haben genügend Experten, die in der Lage sind, all unsere Ausstrahlungen richtig zu interpretieren ... mein Gott, was für eine Schlammschlacht, da wird aber auch das Unterste zu oberst gekehrt, Geheimnisse gibt's dann jedenfalls keine mehr, fürchte ich, oder vertu ich mich da, ich hoffe es, hoffe es im Sinne aller!“

Keiner kannte die Antwort. „Wer A sagt, muss auch B sagen“, meinte Arundelle ungerührt. „Ich bin sicher, dass wir damit das Konzil bei seiner Ehre packen. Wenn es diesen Test ablehnt, dann gibt es indirekt zu, an der Wahrheitsfindung nicht wirklich interessiert zu sein.“

Alle nickten betroffen und reichlich beklommen. Eine Lawine würde losgetreten und wieder einmal stand Arundelle mitten drin. Wenigstens hatte sie die Initiative wieder.

9. Der Farbentest

Der Vormittag stand ganz im Zeichen von Arundelle. Geschickt gelang es Scholasticus, diese in den Zeugenstand zu laden und ihr Gelegenheit zu geben, die Verschwörungstheorie in allen Einzelheiten vor den entsetzten Ohren des Konzils und der noch zahlreicher erschienenen Zuhörerschaft auszubreiten. Selbstredend fand auch an diesem Tag kein Unterricht statt. So gut wie alle Aktivitäten auf der Insel ruhten.

Scholasticus malte dann die fürchterliche Vision eines Massakers auf der Conviorensen-Insel an die Wand. Den Zuhörern stand bald das blanke Entsetzen in den Gesichtern. So hatte man die Dinge freilich nicht betrachtet. Die Stimmung schlug um, das war nicht zu übersehen.

Und als sich dann auch noch Adrian Humberdijk meldete, auch er habe eine wichtige, vielleicht entscheidende Aussage zu machen, da herrschte im Saal eine atemlose Stille, die in den Ohren knisterte. Man hätte eine Stecknadel zu Boden fallen hören. Die Anspannung, die sich ausbreitete, war beinahe körperlich zu greifen.

In der letzten Nacht habe er von seinen Freunden aus Melisandrien eine Botschaft zugeschickt bekommen. Auch im Palast von König Melisander, ja überhaupt im ganzen Meervolk wurden die Vorgänge auf der Conviorensen-Insel und der Prozess gegen Arundelle aufmerksam verfolgt.

Eine Gruppe Jugendlicher, die sich erst jetzt mit der Wahrheit herausraute, da sie sich verbotswidrig verhalten hatte, berichtete von Bootsgeräuschen, die sie in jener Nacht vernommen hatte, als sie sich ganz in Inselnähe unerlaubten Spielen hingab. Neugierig geworden, tauchten die Teenies auf und beobachteten die Landung eines Bootes auf der Insel. Sie machten sich sogar anheischig, den Menschen wieder zu erkennen, der mit einem Bogen bewaffnet an Land gestiegen und etwa eine Menschenstunde später aus dem Wald gestürzt war und in höchster Eile mit seinem Boot das Weite gesucht hatte. Wenige Augenblicke später sei an der nämlichen Stelle ein großer roter Wolf, gefolgt von einem Mädchen aufgetaucht.“

Adrian verbürgte sich für die Echtheit der Aussage. „Zumal kein Grund seitens des Meervolks besteht, in den Konflikt einzugreifen“, betonte er – „im Gegenteil, die Jugendlichen müssen ihrerseits nun

mit Bestrafung rechnen.“ Da sei er gefordert, für sie unten ein gutes Wort einzulegen. Immerhin gäbe diese Aussage dem Prozess ja wohl die entscheidende Wendung.

Frau Marsha Wiggles-Humperdijk traten Tränen in die Augen. Zärtlich und voller Stolz blickte sie auf ihren Mann herab. Das Konzil nickte zustimmend, wenn auch nicht gerade begeistert, jedenfalls war Begeisterung nicht in allen Gesichtern zu erkennen.

Für den Nachmittag wurde eine Gegenüberstellung mit den Zeugen aus dem Meer arrangiert. Sie musste in dem großen Festsaal unter dem Meer stattfinden, da nur dort die großen Panoramascheiben Ausblick nach draußen ins Meer boten. Und wo man nun schon alle zusammen waren, könnten dort auch gleich die Fingerabdrücke genommen werden, schlug Scholasticus vor, dem man die Genugtuung ansah, mit der er seinen mehrfach verworfenen Vorschlag nun doch noch durchzudrücken hoffte.

Arundelle war sich inzwischen sicher: es handelte sich bei dem Anschlag nicht um die Tat eines fehlgeleiteten Einzelnen, sondern um eine großangelegte und gut organisierte Verschwörung – und sie trug deutlich die Handschrift von Malicius Marduk.

Diese Wendung ging selbst Scholasticus zu weit. „Du siehst Gespenster“, schüttelte er den Kopf.

„Ganz recht“, sagte Arundelle „ich sehe Gespenster! Und hoffentlich ist es noch nicht zu spät und ich bin dabei nicht mehr lange allein!“

„Für den Fingerabgleich werden die Lichtverhältnisse im großen Unterwassersaal ganz sicher nicht ausreichen“, verkündete Grisella abschließend laut und dachte sich etwas dabei, was sie aber für sich behielt.

Ein weiterer Termin für den kommenden Morgen wurde anberaunt, „vorausgesetzt, die Sonne macht mit“, schränkte Marsha Wiggles-Humperdijk auf ein unauffälliges Zeichen von Grisella ein. „Was nach Lage der Dinge kaum der Fall sein dürfte.“ Das Wetter war auch an den dem Attentat folgenden Tagen stets wechselhaft geblieben – ganz ungewöhnlich für die Jahreszeit!

Aber erst einmal summte und brummte der ganze große Festsaal mit der gläsernen Außenwand und dem tiefen Meerblick so aufgeregt wie ein Bienenstock, bevor eine junge Bienenkönigin mit ihrem Volk zu neuen Ufern aufbricht.

Adrian Humperdijk, der stellvertretende Direktor, versuchte zusammen mit dem Hausmeister vergeblich den der Situation

angemessenen Ernst und vor allem Ruhe und Würde für das Konzil zu erwirken, das schließlich in den allgemeinen Tumult hinein auftrat. Einer nach dem anderen schritten die Mitglieder des Konzils feierlich zu ihrem Podest, wo sie sich auf die dort bereit gestellten Stühle setzten.

Eigentlich war es üblich, dass sich die Zuhörerschaft bei ihrem Eintritt von den Plätzen erhob, aber da die meisten ohnehin keinen Stuhl ergattert hatten und entweder herumstanden oder auf allen möglichen Balustraden, Geländern, Treppenstufen oder sogar auf Schränken saßen, wurde die Respektlosigkeit hingenommen.

Noch einmal verkündete Grisella den Zweck dieses Termins und bat um Ruhe, Disziplin und Kooperationsbereitschaft. Die Schüler und Studierenden sollten sich nun bereithalten. –

„Am besten geht es wohl Schlafsaalweise, dann wird vielleicht am ehesten bemerkt, wenn jemand fehlt. Die Zeugen werden unsichtbar hinter der verspiegelten Glasscheibe warten. Bitte schauen Sie deshalb direkt in den Spiegel. Lassen Sie sich nicht irritieren und verlassen Sie auf ein Zeichen des stellvertretenden Direktors den Platz vor dem Spiegel in der bezeichneten Richtung. Ich hoffe, wir kommen auf diese Weise an einem Vormittag durch. Im nächsten Raum werden sie von Professor Schlauberger empfangen, der ihnen die Fingerabdrücke nehmen lassen wird. Damit schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. Alle, die schwarze Finger haben, sind zugleich registriert. Ich hoffe, Sie sind in Ihrem eigenen Interesse mit diesen Maßnahmen einverstanden. Sie sind leider zu Ihrem eigenen Schutz nötig und deshalb unumgänglich.“

Zustimmendes Gemurmel zeigte die Bereitschaft an, sich der Prozedur zu unterziehen. Die ersten Gruppen warteten bereits ungeduldig. Der Hausmeister öffnete auf ein Zeichen hin den Vorhang, der das Fenster zum Meer verdeckte. Die Wartenden sahen sich plötzlich in gleißendes Licht gehüllt und erblickten ihr Konterfei in der riesigen Spiegelwand.

Grisella und die Konzilsmitglieder sahen einander an, nickten sich zu und nahmen sich die entsprechenden Bögen der wartenden Schlafzimmerbelegschaften vor. Die Bögen waren eigens zu diesem Zweck über Nacht gedruckt worden. Fein säuberlich fanden sich darauf neben den Namen, der Herkunft und des Alters, die Begabungsrichtung und die bislang entwickelte Ausstrahlung der einzelnen Schüler und Mitglieder der Zwischenschule.

Das war vielleicht ein Blätterrascheln, ein Hin und her - manch fragender Seitenblick zum Nachbarn oder ein hilfloses Schulterzucken zeigte an, wie schwer die Aufgabe des Konzils war.

Grisella befand die Lichtverhältnisse selbstverständlich für ausreichend, um zugleich geheim und unauffällig auch den Farbentest durchzuführen.

Eine Gruppe nach der anderen stellte sich vor der Spiegelwand auf. Die ganze Prozedur dauerte keine fünf Minuten. Die Teenies aus dem Meer hinter der Scheibe lachten anfangs. Feixten und hatten ihren Spaß, doch nach einer halben Stunde bereits verging ihnen das Lachen, denn die Identifizierung wurde bald langweilig.

Immer und immer wieder das gleiche Schema und immer wieder allgemeines Köpfe schütteln – „nein, der Gesuchte war nicht dabei!“

Die ‚Fingerabteilung‘ arbeitete auf Hochtouren. Kaum waren die Proben genommen, da wanderten sie auch schon in den Computer, wurden eingescanned und mit den dort von den auf der Conversioren-Insel abgespeicherten, verglichen. Zur Kontrolle überflog Scholasticus anschließend die eingegebenen Daten.

Alle Einwohner der Insel wurden ein weiteres Mal erfasst. Die Kontrolle war mithin wirklich lückenlos. Gegen Mittag wurde deutlich, dass dieses Verfahren doch noch wenigstens den ganzen Nachmittag in Anspruch nehmen würde.

Am Abend war es dann geschafft. Den Meerwesen fielen vor lauter Kopfschütteln bald die Köpfe von den Schultern. Sie fanden, der Tag war Strafe genug für ihre kleine Verfehlung. Adrian versicherte ihnen denn auch, dass er ihre Ausdauer und Kooperation an entscheidender Stelle gebührend erwähnen würde.

Keiner der Menschen dort draußen war ihnen verdächtig erschienen. Der Gesuchte war nicht dabei gewesen.

Mit diesem bedauerlichen Ergebnis wurde die Verhandlung erneut vertagt. Immerhin war die Stimmung auf der Insel nun wieder weit von einer Vorverurteilung Arundelles entfernt.

Erschöpft und hungrig begaben sich alle zu den Speisesälen. Scholasticus hakte sich kollegial bei Adrian unter, dem seine Zeugen nicht aus dem Kopf gingen: „Dann muss der Attentäter eben maskiert gewesen sein“, beschwichtigte Scholasticus den frustrierten Konrektor. Adrian Humperdijk ergriff den Strohalm: „Das wäre überhaupt **die** Idee. Dass ich da nicht selbst drauf gekommen bin.“ Er beschloss, die Jugendlichen noch einmal intensiv zu befragen und

ihnen die verschiedenen Möglichkeiten zu zeigen, die Menschen zum Maskieren wählen.

Da auch die Überprüfung der Fingerabdrücke zu keinem Ergebnis geführt hatte, sah es so aus, als hätten sie sich alle geirrt. War der Attentäter überhaupt nicht von der Insel Weisheitszahn gekommen? Andererseits war da das Boot. Inzwischen stand zweifelsfrei fest, welches Boot entwendet worden war.

Anhand des Dieserverbrauchs konnte bewiesen werden, dass eins der Boote die zweifache Strecke zur Nachbarinsel zurück gelegt hatte. Also, war der Täter von hier gekommen. Doch wie war er nach seiner Ankunft auf Weisheitszahn wieder verschwunden?

Der kleine Krisenstab, der sich zu Arundelles Verteidigung um Scholasticus gebildet hatte, traf sich nach dem Abendessen, um die Resultate des Tages zu besprechen. Es fanden sich Scholasticus, Arundelle, Billy-Joe, die Schwestern Florinna und Corinia, sowie als Gäste Pooty und Walter ein, die inzwischen unverrichteter Dinge von der Insel der Conversionsen zurück gekehrt waren.

- „Und wenn nun doch die Miserioren die Hand im Spiel haben?“ - fragte Corinia geradeheraus.

„Du weißt doch, die sind nicht nur über zwei Jahrhunderte von uns entfernt, sondern auch wieder ins Zwischenreich abgedrängt worden“, entgegnete Florinna.

„Da machst du einen ganz schönen Denkfehler, in einhunderteinunddreißig Jahren werden sie ins Zwischenreich abgedrängt worden sein. Wo sie jetzt sind, und was sie gerade treiben, wissen wir nicht“, gab Arundelle zu bedenken.

„Stimmt, Grisella ist bei ihrem Projekt auch von Malicious Marduk ganz schön angegangen worden. Sie kann ein Lied davon singen. Und auch wenn Marduk vielleicht noch ganz am Anfang steht und heute noch nicht so ausgekocht wie in Laptopia ist, hat Grisella sich doch grün und blau über den Schurken geärgert.“

„Das waren wohl die Farben, die ihr zum Weiß noch fehlten?“ - scherzte Arundelle und alle lachten: „aber Spaß beiseite, was wäre, wenn wir es mit einem Angriff der Miserioren zu tun hätten? Würden dann für uns nicht die gleichen Maßstäbe gelten, wie für Laptopia?“

„Wäre zumindest überlegenswert“, stimmte Scholasticus zu – „hat für mich Hand und Fuß.“

„Und was ist mit dem Motiv? Ich sehe nicht, wie die bei uns auf Seelenfang gehen können, denn das ist ja wohl ihr Ziel, die ernähren sich von Seelenstoff, war es nicht so?“

„Jedenfalls jagen sie verlorene Seelen, das ist richtig.“

„Nun ja, gibt’s nicht auch ganz altmodische Verfahren, wie eine Seele verloren gehen kann? Ich meine moralische Fragen, wie Bosheit, Mord, und dergleichen – Sünde eben.“

Als Arundelle Mord sagte, zuckte Pooty zusammen. War Walter nun auch ein Mörder? Welch furchtbarer Gedanke, wenn der seine Seele für immer verloren hätte!

„Die Diskussion über Miserioren ist ja recht interessant, aber dennoch sehe ich nicht, wie sie uns bei unserem Problem helfen kann. Was haben wir, vielmehr, was haben wir **nicht**? -

Die Gegenüberstellung mit den Zeugen aus dem Meer hat nichts gebracht. Keiner der Inselbewohner hat das Boot gefahren, mit dem der Attentäter zur Insel gelangte. Soviel steht halbwegs fest, zumal der Erkennungsdienst ebenfalls zu keinem Ergebnis gelangt ist. Die Fingerabdrücke auf den Gegenständen in der Nähe des Tatorts stimmen mit den Abdrücken keines der Inselbewohner überein. Und auch die geheime Farb-Überprüfung hatte keinen Erfolg, nach Grisellas Kopfschütteln zu urteilen. Ganz abgesehen davon, dass sich die Konzilsmitglieder nicht immer einig wurden und einige strittige Fälle verblieben sind.“

„Was sollte dieser Test überhaupt? Mir leuchtet schon ein, dass ein böser Mensch auch in seiner Ausstrahlung von sich etwas zeigen muss, aber wie wirkt sich dies auf die Farbgebung aus?“ - wollte Florinna wissen.

„Da fragt ihr am besten eure Lehrer im Grundkurs ‚erkenne dich selbst‘, die verzwickten Verbindungen hier jetzt darzulegen, würde zu weit führen, fürchte ich, dazu reicht die Zeit nicht. Nur soviel: Wenn die Summe aller Farben in strahlendes Licht mündet, dann kann man sich auf der Gegenseite die negative Entsprechung vielleicht vorstellen.“

„Ach und die wird dann sichtbar?“ - fragte Corinia.

„Eher schon **nicht** sichtbar“, warf Arundelle ein. „Vielleicht reicht ’s ja schon, wenn **nichts** zu Tage tritt.“

„Aber was wäre dann mit all den vielen Leuten ohne jede Ausstrahlung? - die wären nach dieser Theorie von vorn herein verloren.“

„Da kann etwas nicht stimmen“, nickte Scholasticus: „Wie gesagt, besprecht das bitte im Unterricht, ich fühle mich mit solchen Fragen eindeutig überfordert.“

Die Nachbesprechung der Verteidigung gelangte an einen toten Punkt. Was die Schüler wissen wollten, erfuhren sie nicht, und mit den Problemen, die sie hatten, kamen sie nicht weiter.

„Sieht ganz so aus, als müssten wir auf den nächsten Vollmond warten. Na, jedenfalls scheint der Schulverweis erst einmal vom Tisch. Nachdem endlich alle den Ernst der Lage begriffen haben und nun langsam einsehen, dass es hier um mehr geht als um einen Schülerstreich. Morgen werden wir die offiziellen Ergebnisse des heutigen Tages erfahren“, schloss Scholasticus das Treffen.

Im Hinausgehen drängte Pooty sich an Arundelle. Er wisperte ihr zu, dass er mit ihr dringend allein reden müsse, was Walter nicht recht zu sein schien, denn er rief ihn zu sich. „Heute Nacht, ich komm zu dir“, flüsterte Pooty, ehe er gehorsam zu Walter trottete.

Alle machten sich auf den Weg zu ihren Schlafsälen. Pooty und Walter begaben sich ins Freie und suchten sich ein ruhiges Plätzchen für die Nacht.

10. Die Fotos

Die Nacht senkte sich herab, doch zum Schlafen fehlte die innere Ruhe. So gingen die drei Freundinnen zum Wasser hinunter, um sich im kühlen Nass zu ergehen. Billy-Joe gesellte sich zu ihnen. Die körperliche Tätigkeit tat allen gut nach dem langen Tag und all der Anspannung. Und doch gelang es ihnen nicht abzuschalten. In ihren Köpfen kreisten die Gedanken. Sie blieben in sich gekehrt und einsilbig auch dann, als sie wie gewohnt auf ihrer Insel lagen.

Die verschwundene Sonnenscheibe im schwarzen Spiegel des Meeres schickte ihre letzten Strahlen aus, während die Nacht ihre dunkelblaue Decke ausbreitete, in die sich erste Sternbilder woben.

Pooty fiel Arundelle ein. Sie hatte seine geflüsterte Bitte ganz vergessen. Wie er getan hatte, ging es um etwas sehr Wichtiges. Hoffentlich wartete der nicht bereits in dem Schlafsaal. Nun, er hätte seine Tarnkappe, selbst wenn die anderen schon dort waren!

Sie machte dennoch, dass sie fort kam, hielt es aber für besser, den anderen nicht zu sagen, was sie vorhatte. Erst einmal sollte Pooty sich erklären, dachte sie und täuschte Müdigkeit vor. Auch Florinna und Corinia meinten, für sie werde es Zeit. Sie sprangen Arundelle alsbald nach und Billy-Joe blieb nichts anderes übrig, als ihnen zu folgen, wollte er nicht allein auf der Badeinsel zurückbleiben.

Es war dort zwar nicht kalt, denn das Meer erwärmte sich über Tage auf stolze 30 Grad Celsius hier an manchen Stellen in der Lagune, doch er fühlte sich allein, und trotz der Umtriebe des Tages zog es ihn in die Gesellschaft von seinesgleichen.

Vorübergehend hatte er seinen einsamen Schlafplatz auf der Terrasse aufgegeben und wohnte in einem gemischten Schlafsaal, den sich die wenigen Sublimatoren mit einigen Convertoren teilten. Er hatte sich mit Tibor und dessen Bruder Sandor Khan, den stolzen Nachfahren von Dschingis Khan, angefreundet, was gar nicht so einfach gewesen war. Trotzdem zog es ihn noch immer zu den Freundinnen. Ein Teil von ihm gehörte nun einmal zu ihnen.

Die beiden Brüder aus der mongolischen Steppe bemerkten schnell, wie schwer sich Billy-Joe in seiner neuen Rolle tat und so war das Band der Außenseiter alsbald geschlungen. „Wenn es wirklich dein echter Wille ist, dich von dem Geist, der in dir wohnt, zu befreien, dann werden wir dir helfen. Wir kennen den sicheren Weg“, ließen sie ihn wissen.

Ihr Angebot beruhigte Billy-Joe sehr. Wäre Tika nicht gewesen, er hätte es wohl sogleich angenommen. Denn so vage seine Erinnerung an die Zeit auf der Insel auch war, Tika konnte er nicht vergessen. Das unscheinbare Mädchen, das so scheu zu ihm herüber blickte, wann immer es glaubte, er bemerke es nicht, hielt die Erinnerung an die Insel wach.

Arundelle gelang es, noch vor Corinia und Florinna in den Saal zu huschen, wo sie Pooty tatsächlich unter ihrem Bett sitzend fand. Wie hatte der sie nur wieder gefunden?

Er starrte verzückt aus dem Fenster. Boetie, das Meermädchen und Corinias Freundin, wartete seit geraumer Zeit auf diese. Die Beiden trafen sich auf diese Weise wohl zwei, drei Mal jede Woche. Und manchmal zog es Corinia auch hinaus, und auch sie spürte dann bisweilen das heftige Verlangen, sich verwandeln zu können, statt mit Schnorchel und Sauerstoffflasche unbeholfen hinter der eleganten Schwimmerin drein zu hetzen.

Wenigstens klappte die Verständigung auf telepathischem Wege. Aber ganz so, wie sie es sich wünschten, vermochten sie sich nicht verstehen. Die Schwelle zwischen Lungen- und Kiemenatmern schien unüberwindlich.

*

Arundelle führte Pooty durch die endlosen Gänge bis in unerschlossene Bereiche, hier hoffte sie ungestört zu sein. Pooty kam

unter seiner Tarnkappe hervor und beide ließen sich auf den Vulkanquadern nieder, die noch recht roh und wenig behauen darauf warteten, für Bauzwecke abtransportiert zu werden.

Ein wenig Licht drang durch einen Schacht herein, sodass sie einander – wenn auch nur schemenhaft - erkannten. Aber auch so hätte Arundelle gewusst, wen sie vor sich hatte und Pooty natürlich ebenfalls.

„Was brennt dir auf der Seele, kleiner Freund?“ - eröffnete Arundelle das Gespräch. – Viel zu laut hallte ihre Stimme durch den Raum, wie sie bemerkte. Sie schrak zusammen – was, wenn jemand sie hören konnte oder gar belauschte? Auf einmal war es Arundelle, als hätten hier die Wände Ohren. ‚Ob sie besser ins Freie gingen? – Ach, Unsinn‘, rief sie sich zur Ordnung – ‚Arundelle, du siehst Gespenster!‘

Pooty fühlte sich nicht weniger unbehaglich. Er hatte ein schlechtes Gewissen wegen Walter, und doch konnte er sein schreckliches Geheimnis nicht länger mit sich herum schleppen. Er würde sonst daran ersticken.

So erzählte er auch Arundelle, erst stockend, dann immer flüssiger, was mit Walter beim letzten Vollmond geschehen war. Seine Verwandlung in einen ‚Wermenschen‘ und die entsetzlichen Dinge, die er dann angerichtet hatte. Seine Sauferei mit dem Farmer. „Sogar fotografieren hat er sich lassen, in dieser ekelhaften Pose des Großwildjägers, so mit einem Fuß auf dem Leichenberg seiner Artgenossen – einfach entsetzlich, ich kriege das Bild wohl nie wieder aus dem Kopf.“

Pooty weinte und barg seinen Köpfchen in Arundelles Schoß, die vergeblich versuchte, ihn zu trösten. „Rede dir nur alles von der Seele. Geteiltes Leid ist halbes Leid“, flüsterte sie, und die Wellen der Verzweiflung wollten und wollten nicht verebben, die Pooty armen kleinen Körper erschütterten.

„Ein Foto, sagst du?“ - fragte sie endlich nach, denn das war die erste Neuigkeit, die sie erfuhr. Von Walters Unglück hatten die Schwestern bereits berichtet. Pooty nickte schniefend. „Der Farmer hat Fotos gemacht“, bestätigte er - „wenn Walter von der Jagd zurückkam, jedes Mal. Und Geld hat er ihm auch gegeben, zehn Dollar für jede Leiche.“ Und wieder fing Pooty zu heulen an, denn er sah die Leichenberge auf der Pritsche des Landrovers wieder vor seinem geistigen Auge.

„Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll, ich kann nicht länger bei ihm bleiben – nicht mit dem, was ich weiß!“

Arundelle wusste da freilich auch keinen Rat. Sie selbst schüttelte es bei dem Gedanken an ein solches Monstrum. „Und du bist sicher, dass keine Verwechslung vorliegt?“ - fragte sie hoffnungslos, denn sie wusste natürlich, dass Pooty nur zu gerne geglaubt hätte, all das Schreckliche sei nicht wirklich.

Pooty schüttelte denn auch nur stumm den Kopf.

Eine Weile saßen sie schweigend da. Arundelle wiegte Pooty leise im Arme und sumnte ihm ein Liedchen ins Ohr, bis er sich entspannte. Ratlos war sie freilich noch immer. Was sollte sie tun? - Wie dem armen Kerl helfen? Auf jeden Fall Walter mit Vorsicht behandeln – ihn nicht weiter ins Vertrauen ziehen!

Grisella müsste Bescheid bekommen, sie sollte auch Walters Ausstrahlung mal prüfen, von einer solchen Verwandlung musste einfach was hängen bleiben. Auch wenn Walter seine Conversion noch so sehr verdrängte und sich an nichts erinnerte, was man ihm freilich zugute halten konnte.

Der arme Walter war ja nicht weniger Opfer. Niemals hätte der freiwillig so etwas unvorstellbar Grauenhaftes wie die Abschachtung seiner eigenen Artgenossen begangen. Was war nur in ihn gefahren? - In ihn **gefahren?** -

„Ja, das ist es“, rief sie: Was war in ihn **gefahren**, oder vielmehr, **wer** war in ihn gefahren? Wie es sich anhörte, steckte in ihm ein böser Geist. Das klang ganz nach den Miserioren und nach Malicious Marduk. Wie, wenn Walter sich bei seiner hingebungsvollen Hilfe in Grisellas Projekt infiziert hatte?

Marduk war nach seinem Streich mit der Veröffentlichung von Grisellas Forschungsergebnissen verschwunden. Niemand hatte ihn hinterher wieder zu Gesicht bekommen. Und das, nachdem er sich erst so erfolgreich in Grisellas Institut hinein geschmuggelt hatte.

„Meinst du, wir können so ein Foto vom verwandelten Walter besorgen?“ - fragte sie Pooty, der in ihrem Schoß beinahe eingeschlafen war und auf ihre Frage hin empor schreckte: „Wie, was besorgen“, fragte er.

„Ob wir von dem bösen Jäger ein Foto besorgen können, das dieser Farmer geschossen hat, fragte ich.“

Pooty nickte eifrig: „Klar, kein Problem, schlimmstenfalls klaue ich dem die Kamera.“

„Aber wie kommen wir hin“, fragte Arundelle, die ihren Bogen schmerzlich vermisste, der nutzlos irgendwo in der Asservatenkammer verstaubte und sich womöglich noch mehr als sie ärgerte. Sie könnte ihn auch da jetzt nicht herausholen, dazu wurde er

zu gut bewacht. Einer der Wächter saß Tag und Nacht bei ihm und ließ ihn nicht aus den Augen.

„Ich habe noch immer den Zauberstein, denn der will nicht mehr zu Walter zurück. Dem Stein geht es so wie allen, wenn sie die Wahrheit kennen.“

„Na, dann nichts wie weg“, rief Arundelle und Pooty nahm den magischen Stein zur Hand, der auch sogleich vor Energie zu leuchten begann. Im Nu waren sie auf der Farm, standen vor dem Fenster des Wohnzimmers, wo der Farmer betrunken am Tisch saß, und den Kopf auf die Arme gelegt, vor sich hin schnarchte.

Die Bilder waren anscheinend noch nicht entwickelt, denn sie ließen sich nirgends finden. Dafür entdeckten sie die Camera und Arundelle nahm den Film heraus und legte einen neuen ein. „So merkt er nichts und wir haben trotzdem, was wir brauchen“, meinte sie. „Hoffentlich ist das auch der Richtige.“ - „Müssen wir riskieren, schlimmstenfalls kommen wir wieder. – So, nun lass uns abhauen, der Film muss schließlich auch noch entwickelt werden vor der Verhandlung morgen.“

Arundelle nämlich hatte eine Idee, die zunächst wirkte, als sei sie völlig an den Haaren herbei gezogen. Aber je länger sie darüber nachdachte, um so sicherer wurde sie, dass etwas an ihr war. „Los dann“, sagte Pooty und sie kehrten im Handumdrehen zur Insel Weisheitszahn zurück.

Dort war es inzwischen immerhin elf Uhr nachts geworden. Ob sie es wagen sollte, Scholasticus noch einmal zu belästigen? Arundelle wusste, wie wenig sie sich noch erlauben durfte und beschloss, ihre Ungeduld diesmal zu zügeln. Morgen wäre auch noch ein Tag. Und wenn sie früh genug bei ihm anriefe, dann würde der Film vielleicht rechtzeitig zur Verhandlung entwickelt sein.

11. Die tausend Gesichter des Malicius Marduk

Vor lauter Aufregung konnte Arundelle nicht einschlafen. Sie wälzte sich im Bett herum, und da sie ohnehin hellwach war, ließ sie sich noch einmal alles, was heute geschehen war, durch den Kopf gehen. Waren ihre Schlussfolgerungen überhaupt richtig? Verknüpfte sie nicht völlig unvereinbare Umstände? – Was wäre, wenn sie unrecht hatte, wenn der Schlüssel zu allem nun doch ganz woanders

lag? Oder war sie durch Zufall jetzt erst auf die richtige Fährte gestoßen?

Waren all die Anstrengungen, die ganze Arbeit des vergangenen Tages müßig und wiesen in die falsche Richtung?

Die Fotos auf dem Film, den sie unter dem Kopfkissen fühlte, waren freilich nur auch nur ein Indiz. Aber sie wären immerhin ein neuer Anfang. Denn, wenn es stimmte, was sie vermutete, dann könnte sie von hier aus, den ganzen Fall ganz neu aufrollen. Sie könnte die Verschwörung aufdecken und die Gefahr aufzeigen in der sich nicht nur die Insel Weisheitszahn mit all ihren Bewohnern, sondern die ganze gegenwärtige Welt befand.

Immer wieder musste sie sich eben klarmachen, dass die fernen Ereignisse in Laptopia die Zukunft der Menschheit darstellten, nicht etwa ein in sich geschlossenes fernes Kapitel eines fremden Planeten! Der Zünder der Zeitbombe tickte längst, auch wenn gerade hier jetzt die Zeit überhaupt keine Rolle zu spielen schien. Es sah vielmehr aus, als ginge es um etwas ganz anderes.

Der kaiserliche Advisor hatte es immer wieder betont: – Zeitverlust ist nicht das eigentliche Problem, vielmehr entstehen erst bei dem Versuch, die Zeitprobleme in den Griff zu bekommen all die unangenehmen Begleiterscheinungen! In Wahrheit geht es um sehr viel mehr als um den Bestand eines einzigen kleinen Sonnensystems.

– Wer bestimmt den Lauf der Dinge? Wer herrscht in der Unendlichkeit? Welche Farbe hat das Licht? So lauten die Fragen, um die es wirklich geht!

Arundelle schwindelte. Die Gedanken zerfaserten – träumte oder wachte sie? Sie fühlte, wie sie hinüber glitt, wie sie versank und sich gern sinken ließ, denn Schlaf und Traum waren ihre guten Freunde.

Zum ersten Mal seit langem führte sie der Traum ins ferne Laptopia. Sie spürte, wie sie Sehnsucht bekam, noch ehe sie die bleigrauen Wolkenbänke unter sich fühlte, auf denen sich so unvergleichlich weich sitzen ließ. Die grauen Türme grüßten herüber, die Zinnen des alten Palastes, die Plätze unten, die Menschen und ihre Helfer, die weiter entwickelten Laptops – kleine und große Roboter, fähig, alle nur denkbaren Aufgaben zu erfüllen. – Helfer und Gefahr zugleich, denn wie ein süßes Gift sickerte Bequemlichkeit in die Gesellschaft ein, die sich auf den Lorbeeren längst vergangener Anstrengung ausruhte und bald nichts anderes mehr erstrebte als ein langes – allzu langes, ja ewiges Leben.

Dazu waren dann auf einmal alle Mittel recht. Eine Klasse der Mächtigen beherrschte die große Zahl der Habenichtse und der zu

kurz Gekommenen. Sie stahl ihnen das einzig, was ihnen noch verblieben war – ihre Lebenszeit.

Nun, die ungute Entwicklung war durchbrochen worden. Die Aufstände hatten aufgehört – Zeit war wieder für alle da. So war der Stand der Dinge gewesen, als Arundelle und ihre Freunde sich aus Laptopia zurück zogen. Der junge Prinz Nichtgernfern, vom fernen Kaiser zum neuen Prinzregenten von Laptopia bestimmt, regierte weise und gut beraten von den Oberhäuptern der freien Stämme und von seinem treuen General Armelos, der ihm in der schweren Zeit zur Seite gestanden hatte.

Des Prinzen armer Vater hingegen, unter dessen Regime die schlimmsten Gräuelp begangen worden waren, hatte den Verstand verloren. Er erholte sich nicht wieder und verstarb schließlich. „Vielleicht war es besser so“, tröstete der General den Prinzen, immer wenn er die Wolken der Schwermut in dessen Augen heraufziehen sah.

Vom Tod des prinziplichen Vaters erfuhr Arundelle freilich erst in dieser Nacht. Prinz Nichtgernfern freute sich so sehr über Arundelles Besuch, dass er trotz der späten Stunde ein Festmahl bereiten ließ, das bei Arundelle zum ersten Mal Anklang fand.

„Alles reine Natur, wie du uns geraten hast. Du siehst, wir haben gelernt.“

Der Prinz selbst freilich zog die synthetische Nahrung noch immer vor, auch wenn er so tat, als munde ihm das harte Schrot und Korn ungemain, von dem Arundelle ihm immer vorgeschwärmt hatte und das nun nach deren Willen die Nahrungsgrundlage für viele bildete.

„Gezwungen wird freilich niemand“, hob General Armelos hervor, der es sich nicht hatte nehmen lassen zu erscheinen. Ein wenig verschlafen sah er schon aus. Inzwischen sah man ihm sein fortgeschrittenes Alter an. Was hatte der Mann nicht alles geleistet!

Noch immer konnte er es nicht lassen, Arundelle die Hand zu küssen und die Hacken dabei zusammen zu knallen. „Mein lieber General, wie freue ich mich, Sie zu sehen“, säuselte Arundelle, während der General sein anzügliches Grinsen aufsetzte. „Und wie geht es meinem lieben Ahnen, Scholasticus Schlauberger? Ich hoffe doch, er erfreut sich bester Gesundheit?“ - fragte der General. Arundelle nickte und bestellte Grüße – „auch von allen anderen!“

„Oh, die beehren uns selbst gelegentlich – nur auf dich haben wir vergeblich gewartet“, warf der Prinz ein.

„Leider versteht sich Scholasticus nicht aufs Traumreisen“, wandte Arundelle ein.

„Das sehen wir hier aber anders, gerade Scholasticus steht uns mit Rat und Tat zur Seite.“

„Da hat er aber mächtig geübt. Dachte gar nicht, dass der so lernfähig ist.“

„Offensichtlich. Die Saat ist endlich aufgegangen, von der du gerade isst und ohne die Unterstützung von Professor Schlauberger wären wir längst noch nicht so weit. Er hat uns gelehrt, wie man Wasserstoff rückgewinnt und den Sauerstoff aus dem Oxydationsprozess herauslöst. Uns steht wieder genügend Wasser zur Verfügung. Der Planet ist dabei, sein ursprüngliches Gesicht zurück zu erhalten. Immerhin haben wir es geschafft, die Meere zu einem Drittel zu füllen und täglich steigen die Pegelstände. Überall sprudeln frische Quellen. Wo zuvor unwirtliche Wüste war, blüht das Land. Die Zeit spielt dabei freilich eine entscheidende Rolle.

Wie uns der Advisor wissen ließ, sind wir, zum Faktor zwei des Zeitverlusts zurück gekehrt. Die Natur kann endlich wieder aufatmen. Das dringend benötigte Sonnenlicht strahlt wieder auf die Erde herab. Ozonschilde filtern die UV-Strahlung. Und die Wolkenbänke, die dir so ans Herz gewachsen sind, hängen nur noch über Laptopia-City.“

Arundelle freute sich ehrlich über diesen knappen Erfolgsbericht. Das Diner ging seinem Ende entgegen. Der General gähnte verstohlen. Arundelle fühlte, dass es für sie Zeit wäre aufzubrechen. Da entrang sich ihrer Brust ein tiefer Seufzer. Er ließ sowohl den Prinzen wie den General aufmerken.

„Arundelle, mein liebes Kind, dich bedrückt doch etwas?“ - fragte der General väterlich besorgt und der Prinz legte die Stirn in Sorgenfalten und blickte ihr liebevoll in die Augen. „Du weißt, für dich würden wir alles tun“, sagte er. „Du bist unser Leitstern der glücklichen Erneuerung“, setzte der General noch eins drauf. „Heraus damit, wo drückt der Schuh?“

Noch einmal seufzte Arundelle, dann erzählte sie von ihren Sorgen und von dem schrecklichen Verdacht, den sie hatte. Sie erzählte, in welche Gefahren nun auch die Menschen auf der alten Erde gekommen waren und wie man dabei war, sie auszuschalten. „Da steckt System dahinter, ich bin ganz sicher“, hob sie hervor. „Auch wenn ich manchmal meinen eigenen Gedanken kaum glauben will. Doch ich bin nicht verrückt, ich leide keineswegs an Verfolgungswahn.“

Der Prinz und der General gaben ihr recht. „Nur allzu deutlich erkenne ich die Handschrift dieses Schurken Marduk“, rief der General „und der arme Walter, wie konnte das geschehen – nicht auszudenken - und das geschieht ausgerechnet ihm, der keiner Fliege was zuleide tun kann.“ Der junge Prinz schüttelte sich. Auch ihm war jedes Blutvergießen zutiefst verhasst, weshalb er seine Scheu vor Billy-Joe nie ganz überwand, weil dieser – wenn auch in Notwehr - seinem Vater einst den Kopf vom Rumpf schlug. Und obwohl dieser Schlag nicht tödlich war, sein Vater nach einer Operation vielmehr zunächst genesen konnte, blieb doch ein Rest Grauen.

Da war nun guter Rat teuer. So könnten sie ihre Freundin nicht ziehen lassen. „Und wenn ich versuche, den Advisor aufzuspüren?“ - schlug der Prinz vor, als er merkte, dass dem General zu Arundelles Problemen ebenso wenig einfiel, wie ihm selbst. „Ich habe da doch den geheimen Kanal – unser rotes Telefon. Damit kann ich mich direkt an den kaiserlichen Rat wenden“, erklärte der Prinz. Arundelle hatte keine Einwände, so verzweifelt wie sie war.

Zum ersten Mal verkehrten sich die Umstände. Nicht sie half, sondern ihr wurde geholfen! Und sie würde jeden Rat aus der fernen Zukunft nur allzu dankbar annehmen!

Es dauerte keine Minute bis die Verbindung stand und nach einer weiteren Minute tauchte auch schon der Advisor auf. Wie immer verbindlich lächelnd und voll ungeteilter Aufmerksamkeit.

Arundelle schilderte nun noch einmal, was für ein Unheil sich über ihrem Kopf zusammen braute. Der Advisor interessierte sich sehr für Grisellas Farbenlehre, die sie ganz am Rande und nur beiläufig erwähnte, was Arundelle einigermmaßen irritierte. Er nannte die Lehre ein bedenkenswertes Modell.

Nach einem Moment der Besinnung widmete er sich dann sogleich wieder Arundelles Sorgen. Ihr Verdacht, hinsichtlich der Identität der Attentäter schien ihm keineswegs an den Haaren herbei gezogen.

„Ihr Umkehrschluss ist nichts weiter als logisch, wertes Fräulein Arundelle“, bestätigte er, als sie ihre Mutmaßungen wegen des Aufenthaltsortes der Bösewichte äußerte.

„Und Sie sind die Einzige, die das Ausmaß der Wahrheit erkennt und die Folgen abzuschätzen vermag?“, fragte er besorgt.

„Da müssen wir unbedingt eingreifen – höchste Zeit den Kaiser zu alarmieren! Jeder Patzer in der Vergangenheit bedarf der ständigen Ausbesserung. Nicht dass wir den Lauf der Zeit grundsätzlich verändern können oder wollen, ganz abgesehen davon, dass dies

niemand darf, aber wir müssen doch dafür Sorge tragen, dass sich die Dinge tatsächlich so entwickeln, wie sie nun einmal in den Geschichtsbüchern festgehalten worden sind. Und da gilt es schon, nachzuschlagen, ob es sich hier um eine boshafte Ungehörigkeit handelt, die womöglich von der Gegenseite nachträglich arglistig hineingemogelt werden soll.

Verwirrung und Chaos sind nun einmal die Attribute des Malicius Marduk. – Darf ich deshalb einen Vorschlag machen?“ - endete der Advisor seine längere Rede, während der er bereits den Nachrichtenstrang heftig bearbeitete, der ihn mit der kaiserlichen Rauminsel – irgendwo Lichtjahre entfernt in fernen Galaxien - verband.

Arundelle nickte eifrig. Sie hatte nichts zu verlieren. Was immer der Advisor verschlug, sie wäre dabei, meinte sie forsch und der Advisor lächelte. „Ganz die stolze Arundelle, kühn und wagemutig, so ist's recht, das freut den Erhabenen.“

Der General und der Prinz schauten ein wenig besorgt drein, als Arundelle allzu leichtfertig den Vorschlägen des Advisors zustimmte. Immerhin würde sie gleich um einige Lichtjahre, wenn nicht Äonen, versetzt werden.

Sie hatten recht mit ihren Sorgen.

„Nun gut denn“, ließ sich der Advisor wieder vernehmen. „Ich nehme Sie mit ins Zentrum der Macht. Dort werden Sie sich die Kartei der tausend Gesichter des Malicius Marduk ansehen und hoffentlich gut einprägen. Sollten Sie ihm in einer seiner Masken begegnet sein, dann werden Sie dies zumindest wissen. Er hat, wenn ich nicht ganz falsch liege, im 20. Jahrhundert noch nichts zu suchen – oder sollte seine Macht gegen Ende des 20. Jahrhunderts doch schon aufkeimen? Wir werden sehen. Sind Sie bereit? – Gut, dann los. Bitte hier herüber und halten Sie sich ganz nah an mich.“

Das war leichter gesagt, als getan. Der Advisor war ja nicht aus Fleisch und Blut sondern ein holografisches Bild. Da Arundelle selbst auch nur im Traum zugegen war, gelang ihr aber schließlich doch, den richtigen Platz zu finden. Mit der Kraft und der absoluten Geschwindigkeit eines Gedankens gelang es ihnen, die Zeit und den Raum zu überwinden. Wodurch Laptopia, die Erde, und überhaupt die Galaxie des Sonnensystems vom unendlichen Universum getrennt wurde. Es galt, die Hülle zu durchbrechen, in der dieses System nun einmal steckt.

Wenn sie auf ein erregendes Erlebnis gehofft hatte, dann wurde Arundelle enttäuscht. Anders als sonst, wenn sie mit dem

Zauberbogen reiste, bemerkte sie von dem Transfer zur kaiserlichen Weltrauminsel nichts. Vielmehr fand sie sich plötzlich in einem sehr merkwürdigen Raum wieder, der sofort ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Wir befinden uns hier in der transgalaktischen Verbrecherdatei“, erklärte ihr Begleiter und zeigte auf die flimmernden Wände, die, sobald man den Blick auf sie heftete, zu einem Bild gerannen. „Wo, wenn nicht hier, wäre ein geeigneterer Ort, um nach den tausend Gesichtern des Malicius Marduk zu fahnden?“ - fragte der Advisor. Freilich ohne eine Antwort zu erwarten, denn er hatte selbstverständlich Recht. Die transgalaktische Verbrecherdatei enthielt eine unendliche Bilderfolge aller Täter, die je ein schweres Verbrechen begangen hatten, vom Anbeginn der Zeit bis zu deren Ende. Sorgsam sortiert nach den einzelnen Sonnensystemen und ihren unterschiedlichen Zeitmaßstäben.

„Dabei finden Sie hier nur einen Bruchteil des Universums versammelt – nur die von vergleichbaren Zivilisationen belebten Systeme treffen hier aufeinander. Dies hat den Vorteil, auch intergalaktische Schurken, wie Malicius Marduk, zu verfolgen, die, wenn sie in dem einen System abgeschoben werden, sogleich das nächste heimsuchen. Nur leider bedienen sich die Schurken der verschiedensten Masken. Marduk zum Beispiel verfügt über gut tausend Gesichter. Deshalb ist es gar nicht so einfach, ihn zu erkennen.“

„Es sei, er selbst gibt sich zu erkennen. Wie in Grisellas Institut“, warf Arundelle ein.

„Davon weiß ich ja gar nichts“, entgegnete der Advisor. „Wie war das und in welchem Institut, sagten Sie?“

Und Arundelle erzählte, was sie in jenem Zeitungsartikel gelesen hatte und wie die Untersuchung gelaufen war, die Grisella in Laptopia im Auftrag des neuen Prinzregenten durchgeführt hatte. Dass da ein gewisser Malicius Marduk aufgetreten sei und in einem Zeitungsinterview mächtig angegeben habe. Sehr zum Ärger von Grisella, deren Forschungsgeheimnisse er hinausposaunte. Anschließend sei er freilich verschwunden. Die Ereignisse auf dem Mond hätten sie dann aber so in Anspruch genommen, dass sie diesem Auftritt von Malicius Marduk keine Bedeutung mehr beigemessen hatten, erklärte Arundelle: „Außerdem sind wir ja dann alle in die neue Schule gekommen, also nicht nur wir, die Jugendlichen, - Grisella und Scholasticus auch, die hatten da nämlich bereits unterschrieben. Sie sind jetzt unsere Lehrer in der Zwischenschule,

müssen Sie wissen“, erklärte sie und der Advisor nickte bedeutungsvoll.

„Nun, dann wird mir so einiges klar. Sieht ganz so aus, als verkehrten sich die Dinge. Wir werden sehen. Noch haben wir nicht verloren. Aber festsetzen darf er sich mit seinen höllischen Heerscharen nicht, dafür müssen wir sorgen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin. Meine Aufgabe ist nämlich nicht leicht, muss ich dazu anmerken. Marduk ist wohl der schlaueste unter den Aufrührern. Seine Findigkeit grenzt oft ans Wunderbare.“

Arundelle verstand nur die Hälfte von den nachdenklichen Worten des Advisors.

„Wie wär’s? Könnte ich ein paar von den Fotos mal sehen?“ - fragte sie.

„Aber selbstredend, deshalb sind Sie schließlich hier. Wenn morgen der Film, den Sie in ihren Besitz gebracht haben, entwickelt wird, sollen Sie vorbereitet sein. Prägen Sie sich die Gesichter nur gut ein. Ich zeige Ihnen jetzt die Zeitspanne, die für Sie in Frage kommt, so ab der Mitte des 20. Jahrhunderts bis ins 21. Jahrhundert hinein. In einem Zeitraum von 50, 60 Jahren hat Marduk sein Aussehen so oft und so radikal verändert, dass ihn seine eigene Mutter nicht wieder erkennen würde. Schauen wir mal, was wir da haben.“

„Schade, dass Grisella nicht hier sein kann. Mitnehmen lassen sich die Bilder wohl nicht?“ - fragte Arundelle, während sie ein Foto nach dem anderen an sich vorüber ziehen ließ.

„Nur mit Hilfe Ihres fotografischen Gedächtnisses“, antwortete der Advisor.

„Schon, schon, aber das ist so wenig beweiskräftig! Was ist, wenn meine Feinde im Konzil mir nicht glauben? Die Stimmung dort ist zur Zeit ziemlich unerträglich. Malicius Marduk hat mal wieder ganze Arbeit geleistet, fürchte ich.“

„Wenn das so ist“, entgegnete der Advisor. „Vielleicht erhalte ich eine Ausnahmegenehmigung – aber höchstens für zwei, mehr auf keinen Fall. Ich lasse sie dann ausdrucken und rüberbeamen, wenn Sie Ihre Wahl getroffen haben“, sagte der Advisor, während er dazwischen bereits immer mal wieder in sein Intercom nuschelte und anscheinend grünes Licht bekam.

„Lassen Sie sich bloß nicht unterkriegen. Keine Schwäche zeigen, stark bleiben“, riet der Advisor, als Arundelle kleinlaut meinte, selbst mit den Abzügen hätte sie noch die größte Mühe etwas zu beweisen. „Wie soll ich die Herkunft der Bilder denn erklären?“ - fragte sie verzweifelt. Doch der Advisor lächelte nur und es schien

Arundelle, als löste er sich allmählich auf. Auch der Raum verschwamm nun im Nebel. Hatte sie überhaupt die beiden Bilder identifiziert? Sie musste es wohl getan haben, denn noch während sie sich hilfeschend umsah, löste sich die Umgebung in wallende Nebel auf.

Die Farbe der Somnioren deckte alles zu und umfing Arundelle als eine tröstliche Wolke des süßen Schlafes. Der Traum war vorüber, kein Zweifel, sie war zurück auf der Erde. Kopfschüttelnd setzte sie sich auf in ihrem Bett. „Das war vielleicht ein Traum“, murmelte sie schlaftrunken.

„Ach Arundelle, na endlich, wir dachten schon, du wachst überhaupt nicht mehr auf. Höchste Zeit, wenn wir rechtzeitig zur Verhandlung wollen.“

„Aber der Film?“ – „Welcher Film?“ Statt zu antworten, sauste Arundelle aus dem Zimmer, raste die Gänge hinauf und stand wenige Minuten später aufgelöst und schwer atmend vor Scholasticus Türe. Zum Glück war der noch da. Sie erklärte sich mit überstürzenden Worten, hielt ihm das Röllchen mit dem zu entwickelnden Film hin und stammelte immer wieder, „noch vor der Verhandlung, ist wirklich wichtig, darauf findet sich womöglich der Beweis, der uns fehlt, ich bin fast sicher.“

Scholasticus war schon halb überzeugt, so sehr er auch Arundelles Vorgehen zunächst missbilligte. Immerhin durchbrach sie schon wieder eine eiserne Schulregel und das in ihrer Lage!

„Nu mach, husch, mach, dass du nach unten kommst, ich entwickle den Film, vielmehr, ich lass ihn entwickeln, er wird rechtzeitig zur Verhandlung fertig sein, verlass dich auf mich. Und nun eil dich, wir sehen uns gleich in der Verhandlung.“

Arundelle sauste bereits wieder nach unten.

Atemlos durchwühlte sie ihr Bett, sah unter dem Kissen nach, schaute sogar in die Schuhe und zwischen ihre Schulsachen. Der Advisor hatte es ihr doch versprochen! Wo waren die verdammten Abzüge?

„Arundelle, nun komm doch, lass uns frühstücken, in zehn Minuten geht die Verhandlung los.“ Aber Arundelle fühlte, wie ihr schlecht wurde. Allein der Gedanke, jetzt auch noch etwas zu essen, ließ sie würgen. Sie würde sich nur schnell die Zähne putzen und dann nachkommen, ließ sie Corinia und Florinna wissen, die ungeduldig warteten.

„Aber bestimmt“, sagte Florinna zweifelnd. „Wir treffen uns im großen Saal. Meint ihr, ich verpasse meine eigene Show?“ - fragte sie

herausfordernd und der kämpferische Mut des Vortages klang an, wenn auch ein wenig trotzig und aufgesetzt.

Nur halb beruhigt eilten die Schwestern zum Speisesaal, wo auch sie nur hastig einen Kaffee schlürften und dann machten, dass sie nach unten in den großen Saal kamen. Denn von allen Seiten strömte es bereits herbei, und wenn sie auch nur einen halbwegs guten Platz ergatterten wollten, dann sputeten sie sich besser.

Arundelle putzte sich inzwischen die Zähne. Dabei schaute sie gedankenverloren in den Spiegel, ohne sich viel dabei zu denken. Sie kontrollierte den Erfolg ihrer Bemühungen, bleckte die Zähne, fuhr mit der Zungenspitze über die Schneidezähne. Und da sah sie es.

„Nein, so was, dieser Advisor, das ist mir vielleicht einer!“, Arundelle kicherte in sich hinein. Sie entdeckte zwei schwarzen Punkte in den Lücken zwischen ihren Schneidezähnen. Das war kein Dreck, das waren keine Essensreste, die sich in der Zahnspange verfangen hatten, welche sie inzwischen nur noch nachts tragen musste. Vorsichtig nahm sie die Zahnspange heraus, und betrachtete die beiden Gesichter eingehend. Sie setzte die Spange wieder ein und die Bilder im Spiegel verschwanden.

„So ein Kerl“, auf was für Ideen so einer kommt, ausgerechnet in ihrer Zahnspange, und wenn sie sich nun nicht die Zähne geputzt hätte?“ – Hatte sie aber und das tat sie immer, jeden Morgen! „Da scheint mich jemand ja gut zu kennen!“

Guter Dinge und mächtig erleichtert, schlenderte auch sie nun in Richtung Sitzungssaal. Die Zahnspange klapperte leise in ihrem Behältnis in der Hosentasche. Na, die würden Augen machen. Wenigstens klänge ihre Aussage, von wo die Bilder stammten, dann nicht mehr ganz so haarsträubend. Immerhin war es eine technische Meisterleistung, Apparate, die so scharfe Bilder wiedergaben, in eine Zahnspange einzubauen. Das könnte wohl niemand auf der Insel. - und wenn dann noch Übereinstimmung herrschte... - aber das wäre mehr, als sie zu hoffen wagte. An der Theorie würde sich so oder so nichts ändern.

Jetzt bedauerte sie, den Advisor nicht mit ihren Überlegungen vertraut gemacht zu haben. Aber dafür war einfach keine Zeit gewesen. Von den vielen Gesichtern hatte sie vielleicht hundert eingesehen. Das waren nicht gerade viele und diese hundert hatte sie sich nicht merken können. Ohne die beiden Abzüge wäre ihr Traum überhaupt nichts wert, das merkte sie jetzt. „Alles, was im Traum passiert, geht schnell verloren, wenn wir wach sind,“ sagte sie sich, „selbst bei uns Somnioren.“

Arundelle drängte gerade noch zur rechten Zeit kurz vor dem Auftritt des Konzils zu ihrem Platz auf der Anklagebank. Scholasticus, als ihr Verteidiger, erwartete sie bereits. Er signalisierte ‚alles klar‘ und deutete auf den Tisch vor sich, wo ein weißer Umschlag leuchtete. Seine übrigen Zeichen konnte Arundelle freilich nicht deuten. Und zum Reden war keine Gelegenheit, denn alles erhob sich beim feierlichen Auftritt des Konzils.

Die Vorsitzende des Konzils, Frau Professor Grisella von Griselgreif zu Greifenklau-Schlauberger, gab ihre Erklärung ab und fasste die Ergebnisse des gestrigen – wie sie betonte –,‚äußerst turbulenten‘ - Tages zusammen. Trotz des großen Arbeitsaufwandes war man leider nicht viel weiter als zuvor.

Die Tests hatten keine greifbaren Ergebnisse gebracht. Grisella versuchte zwar, das Ergebnis positiv zu deuten, indem sie darauf hinwies, dass nun keinerlei Zweifel an der Schulgemeinschaft mehr bestünden, alle gleichermaßen unschuldig und deshalb auch befreit und beruhigt aufatmen könnten: „doch die Gefahren sind deshalb noch lange nicht gebannt. Im Gegenteil, jetzt weiß die Verschwörerschaft immerhin, dass wir zusammen stehen und uns nichts verwirren und entzweien kann.“

Doch der Ankläger, Moschus Mogoleia, mochte so schnell nicht nachgeben, was das anhängige Verfahren betraf. Er ergriff nach der Zusammenfassung der Vorsitzenden des Konzils das Wort und hob noch einmal hervor, dass man sich in erster Linie mit einer groben Übertretung der Schulregeln zu befassen habe: „Selbst wenn der daraus resultierende Mordanschlag nicht nachgewiesen werden kann, bleibt der Regelverstoß als solcher doch bestehen. Ich fordere deshalb ein weiteres Kreuzverhör der Beschuldigten. Mit vagen Andeutungen werde ich mich keinesfalls zufrieden geben. Ohnehin sieht mir die Verschwörungstheorie ganz nach einer Schutzbehauptung der Beschuldigten aus, mit deren Hilfe sie versucht von sich abzulenken.“

Scholasticus schloss sich dem Antrag des Anklägers sogleich an, wenn auch aus anderem Grund. Ein kurzer Seitenblick auf Arundelle genügte. Sie fieberte darauf, auszusagen. Und da der Ankläger, Moschus Mogoleia, seine Fragen allzu eng fassen würde, wäre es besser, Arundelle erhielte durch Scholasticus die Gelegenheit, sich in aller Breite zu äußern.

Die Vorsitzende Frau Grisella von Griselgreif zu Greifenklau-Schlauberger durchschaute die Absicht der Verteidigung und erlaubt ihrem Schwager mit der Befragung zu beginnen. Auf diese Weise erhielt Arundelle die Gelegenheit, ausführlich über die Reise nach

Australien zu dem Farmer zu berichten. Außerdem brachte sie ihren Ausflug zur intergalaktischen Verbrecherdatei ein, wo sie die tausend Gesichter des Malicious Marduk habe einsehen dürfen. Freilich sei sie nicht allzu weit gekommen bei der Durchsicht der Datei, aber die wichtigsten Gesichter habe sie immerhin angeschaut.

Der Ankläger, der nun das Wort erhielt, ging prompt in die Falle. Er verstieg sich in eine langatmige Tirade über die blühenden Pflanzen der Fantasie. Ein schlimmeres Gespinnst aus Wunschdenken und Größenwahn sei ihm schon lange nicht mehr begegnet, führte er höhnisch aus.

„Beweise liegen wie üblich wohl mal wieder nicht vor. Da heißt es Glauben, Glauben, Glauben: - grauer Somniorenebel – nichts als Schall und Rauch...“

Die letzte Bemerkung hätte er lieber nicht machen sollen. Im Saal erhob sich ein Murren, denn die viele Somnioren unter den Anwesenden ließen sich nicht gern als wirre Traumtänzer beschimpfen.

Grisella, als die Vorsitzende des Konzils, hieb kräftig mit ihrem Hämmerchen auf den Tisch und bat sich Ruhe aus. Innerlich freilich grinste sie. Selbst die Sublimatioren im Saal schüttelten ärgerlich die Köpfe, ob der Entgleisung des Anklägers, der doch einer der ihren war.

Scholasticus erfasst die Situation blitzschnell und ergriff das Wort, nur um es sogleich an Arundelle weiter zu geben, die, so betonte er, keineswegs nur Schall und Rauch vorzuweisen habe. Auffordernd schob er Arundelle den Umschlag hin und diese zog auch sogleich die darin enthaltenen Abzüge heraus, die auch sie noch nicht gesehen hatte und die ihr, kaum dass sie einen Blick darauf warf, den Atem nahmen.

Das war mehr, als sie zu hoffen gewagt hatte. Die Verblüffung überwältigte sie, ließ sie stottern und verstummen. Wortlos hob sie die Bilder zu Grisella hinauf, die ihrerseits vom Sitz sprang:

„Das ist er, das ist dieser impertinente Kerl, der unser Projekt sabotierte, wie seid ihr zu diesen Fotos gelangt?“ - rief sie mit sich überschlagender Stimme.

Arundelle fand die Sprache wieder, jetzt wo Grisella sich dermaßen ereiferte. Sie berichtete in aller Ausführlichkeit, wie sie sich mit Pooty heimlich auf die Reise zu dem Ort einer schrecklichen Verwandlung gemacht hatte und was dort geschehen war. Der grausige ‚**Wermensch**‘ habe, wie unschwer zu erkennen, mit seinen Opfern posiert.

„Können Sie uns denn die wahre Identität desjenigen mitteilen, der auf diesen Fotos abgebildet ist?“ - fragte der Ankläger, Moschus Mogoleia. „Das fällt mir nicht schwer“, rief die Vorsitzende. „Hier handelt es sich eindeutig um Malicious Marduk, ein bössartiger Intrigant und Hochstapler.“

Arundelle aber schüttelte den Kopf. „Die wahre Identität ist bis auf Weiteres geheim. Ganz gleich, was für ein Eindruck entstanden sein mag. Erst brauchen wir mehr Hinweise. Nur soviel ist gewiss. Hier handelt es sich höchst wahrscheinlich um den Kopf der Verschwörerbande, die auch auf der Insel der Conversionsen zugeschlagen hat. Ich glaube jetzt zu wissen, wo wir nach der Bande zu suchen haben. Die Verschwörer befinden sich hier auf der Insel, mitten unter uns – jawohl, unter uns, ganz ohne Zweifel, auch wenn sie selbst vermutlich nichts davon wissen, so gut sind die nämlich hier getarnt!“

Der Ankläger war mit Arundelles Aussage natürlich nicht zufrieden, sondern witterte wieder eine Finte. Zumal die Vorsitzende den Mann auf dem Foto identifiziert hatte. Auf ein leises Zeichen von Scholasticus ergriff diese das Wort: „Wir werden umgehend einen Untersuchungsausschuss einsetzen. Und dieser wird seine Arbeit erst dann veröffentlichen, wenn die Gefahr gebannt ist. Hiermit wird dieser Punkt der Verhandlung sofort abgebrochen. Er ist nicht länger Gegenstand der Untersuchung. Bitte das zu Protokoll zu nehmen. In meiner Eigenschaft als Vorsitzende des Konzils mache ich Sie auf die unabsehbar verheerenden etwaigen Folgen jedweder Indiskretion aufmerksam – denn ich gehe davon aus, dass das Konzil zugleich den Ausschuss beschicken wird. Sehe ich das richtig, meine Damen und Herren?“

Die Konzilsmitglieder nickten eifrig und blickten dem Ernst der Lage angemessen drein. Es sah ganz so aus, als stand der schreckliche Vorfall kurz vor seiner Auflösung, was freilich keineswegs bedeutete, dass die Gefahren deshalb gebannt waren. Im Gegenteil, jetzt sah es nach offenem Krieg aus. Die Verschwörerbande saß hier mitten unter ihnen, gut getarnt und womöglich jederzeit bereit zuzuschlagen! Eine vertrackte Situation - in der Tat!

Der Ankläger, Moschus Mogoleia, begriff die Wendung in dem Lauf der Verhandlung noch immer nicht. Wie ein wütender Terrier stürzte er sich, nachdem ihm dieser Knochen entrissen war, auf die, wie er sagte, nun aber wirklich haarsträubend fantastische Märchengeschichte von einem Besuch in der inter-galaktischen Verbrecherdatei. – „Und das natürlich wieder mal in einem jener

berühmten Träume, auf die sich hier so mancher auch noch allerlei zu Gute hält, nur weil es ihm nicht gelingt, seine schweren Glieder anzulüften.“

Wieder durchbrauste ein Sturm den Saal, vielleicht weniger ein Sturm als ein munter plätscherndes Bächlein der glockenhellen Heiterkeit, ob solch bodenloser Ignoranz. Die Stimmung war ohnehin schon gegen den Ankläger gerichtet. Seine fortgesetzte Ungeschicklichkeit aber gab ihm der Lächerlichkeit preis. Er wurde denn auch mit strafenden Blicken seitens der Sublimatioren bedacht, die um ihren guten Ruf bangten. Waren sie doch ungemein stolz darauf, sich leibhaftig in die Lüfte schwingen zu können, während Somnioren und Animatioren den Körper bei ihren Ausflügen nun mal zurücklassen mussten.

Allen war freilich klar, dass Arundelle aus ihrem Traum selbstverständlich keinerlei Beweise hatte mitbringen können. Das entsprach nun einmal nicht der Natur der Sache; und um so unfairer empfanden sie den Spott des Anklägers.

„Wir müssen uns schon aufeinander verlassen können“, betonte Frau Marsha Wiggles, die einzige Voll-Somniorin unter den Konzilsmitgliedern, „wenn wir uns nun überhaupt nichts mehr glauben, wohin führt denn das?“

Allgemeines Kopfnicken bei der großen Mehrheit der Anwesenden, unterdrücktes Grinsen bei wenigen anderen, die dem Ankläger, Moschus Mogoleia, wohl bis zu einem gewissen Punkt zustimmten.

Arundelle fummelte bereits an ihrer Zahnspange herum. „Ich fürchte, die Freude des Herrn Anklägers ist etwas verfrüht. Wenn wir Somnioren auch hilflos erscheinen, ganz so ohne sind wir denn doch auch wieder nicht. Mitunter legt uns das Sandmännchen ein Korn ins Auge – oder sonst wohin, und dann können wir vielleicht doch ein wenig von dem beweisen, was wir erlebten. Wenn Sie alle nun bitte mal schauen wollen“, rief Arundelle an den Saal gewandt und schritt direkt auf den großen Spiegel zu, vor dem sie halt machte und ihre Zähne bleckte.

In ihrem Spiegelbild zeigten sich verschwommen die Bilder, die sie beim Zähneputzen so deutlich und scharf wie Fotos gesehen hatte.

„Mist“, dachte sie. Was war geschehen? Immerhin, die Fotos waren wenigstens da, nur völlig verschwommen. Man erkannte kaum, dass es sich um Gesichter handelte. Von dem kleingedruckten Datum und der Namensbezeichnung, das alias und so weiter, eben die ganze

Beschreibung des Abgebildeten zu dem Zeitpunkt der Aufnahme ganz zu schweigen.

Die Datei wurde wirklich mustergültig geführt, erinnerte Arundelle sich. Doch was war mit den Fotos geschehen?

Scholasticus, trat zu ihr. Er glaubte das Problem zu erkennen. „Wahrscheinlich das Licht“, meinte er. - „und die Bilder sind da drin?“ Er wies zweifelnd auf die Zahnsperre, die Arundelle wieder aus dem Mund genommen hatte und gegen das Licht hielt, um sie ihm dann nickend hinüber zu reichen.

„Tatsächlich, da ist etwas“, murmelte er, während er das Ding gegen das Licht hielt und die Augen zusammenkniff.

Im Saal setzte unterdessen erregtes Murmeln ein. Alle wollten Anteil an der Entwicklung haben und drängten nach vorn, um womöglich dadurch besser zu sehen. Dabei waren die vagen Abbilder in den Spiegelscheiben längst wieder verschwunden, die einige Wohlmeinende tatsächlich kurz bemerkt haben wollten.

„Wahrscheinlich liegt es am Abstand. Das haben wir gleich. – Gibt’s hier einen Overheadprojektor?“ - rief Scholasticus. Der Hausmeister winkte von der Tür bestätigend und wies auf eine Nebenkammer, in die er sich aufmachte, um das Gerät unter Ächzen hervorzuziehen.

Mit Hilfe einiger Schüler wurde es in die Mitte des Saals gebracht. Scholasticus legte die Zahnsperre ein und dann flammten auch schon zwei riesige Gesichter auf, scharf und klar, als blickten Menschen durch die Wand auf die erstarrte Menge im Saal.

Unter dem ersten Foto konnte man lesen, dass die Aufnahme von diesem Jahr stammte. Sie zeigte einen jungen, gutaussehenden Mann mit intelligenten Augen und einem freundlichen Lächeln um den Mund. Alles andere als unsympathisch, fanden besonders die weiblichen Anwesenden, auch wenn sie sich davon nichts anmerken ließen.

„Da ist er ja wieder“, rief Grisella und deutete erregt auf den Tisch vor sich. „Genau das gleiche Gesicht. Nun ist kein Zweifel mehr möglich. Und dieses Bild stammt aus der intergalaktischen Verbrecherdatei, während das andere von einem australischen Farmer aufgenommen wurde. - Ist ja sehr interessant. Da schließt sich der Kreis. Nun ist kein Zweifel mehr möglich. Wenn ich mir vorstelle, wie nah der uns die ganze Zeit war, denn ich nehme nicht an, dass er sich sein Versteck erst kürzlich gesucht hat“, sagte Grisella mehr zu sich selbst. Denn sie konnte ja schlecht Walters Identität preisgeben, noch bevor der selbst erfuhr, wer sich in ihm eingenistet hatte.

Immerhin verdankten sie ihm einiges. - Der arme Walter! - Was würde nun aus ihm werden? Es war klar, dass der nicht länger frei herumlaufen durfte.

„So ein raffinierter Kerl, da braucht man sich über nichts mehr zu wundern.“ Grisella schüttelte verstört den Kopf. Ihre Kolleginnen und Kollegen des Konzils beugten die Köpfe vor. Sie verstanden überhaupt nichts mehr. Grisella würde sie wohl oder übel einweihen müssen. Trotzdem wollte sie den Kreis der Mitwisser so klein wie möglich halten. Vielleicht gab es ja doch noch eine andere Lösung.

Hatte man nicht von erfolgreichem Exorzismus gehört? Jedenfalls galt es alles Menschenmögliche zu versuchen. Danach könnte man dann immer noch radikalere Methoden erwägen.

So ordnete sie erst einmal eine Beratungspause an und zog sich mit dem Konzil zurück. Scholasticus freilich zog sie hinzu, auch wenn dies nicht ganz den Verfahrensregeln entsprach, denn eigentlich hätte sie dann auch den Ankläger gerechterweise ins Bild setzen müssen.

Doch da die Angelegenheit den Anlass nun bei Weitem überschritt, glaubte sie sich zu dessen Ausschluss berechtigt. Zumal sie ernstlich daran zweifelte, dass auch die ganze Wahrheit diesen von seinem einmal eingeschlagenen Kurs abbringen würde. Irgendwie machte der sich mit seiner Vehemenz inzwischen selbst verdächtig.

Noch immer war der Attentäter nicht dingfest gemacht. Malicius Marduk konnte schlecht gleichzeitig an zwei Orten auftreten. Oder vermochte er dies doch? Wahrscheinlicher wäre, dass er hier auf der Insel Helfershelfer hatte. Und warum nicht sogar in der Person des Herrn Anklägers, Moschus Mogoleia, der alles daran setzte, Arundelle auszuschalten?

Gerade Arundelle, die sich als so tüchtig und weitblickend erwies und die den Keim zu ferner Größe in sich barg. Das wusste Malicius Marduk nur zu gut! Wäre es da nicht mehr als einleuchtend, wenn er sich die unliebsame Verfolgerin beizeiten vom Hals zu schaffen suchte?

12. Florinnas Traum

Während das Konzil hinter verschlossenen Türen tagte, trat eine Pause ein und die Versammelten in dem großen Saal erhoben sich von ihren Plätzen, einige gingen hinaus, manche besorgten Getränke. Jedenfalls entstand einige Bewegung. Arundelle suchte ihre

Freundinnen in der Menge, und fand sie alsbald im Gespräch mit Billy-Joe und Tibor, der sie freundlich begrüßte und sich verlegen für seinen Professor entschuldigte.

Florinna berichtete, welch merkwürdigen Traum sie in der letzten Nacht geträumt hatte, zumal der Bezug zu der Verhandlung mehr als offensichtlich war. „Ich bin auf Walters Spuren gereist“, erklärte sie. „Walter und Pooty waren übrigens auch dort, auf dieser Farm“, unterbrach sie sich, als Arundelle zu ihnen trat.

„Und dann war da noch dieser fürchterliche Farmer. Ein Trunkenbold und Faulenzer, der seine Schafe verkommen lässt und ständig über die Kängurus schimpft, die angeblich alles Futter wegstehlen.“

Arundelle fiel sofort der Farmer ein, den sie zusammen mit Pooty besucht hatte, um diesen Film zu holen. „Walter verwandelte sich unter schrecklichen Qualen“, fuhr Florinna fort. „Es war zu Beginn der Vollmondnächte. Während hier dieses Attentat geschah. Ich sah ihn dann wie er nackt durch den Busch rannte und schließlich bei dem Farmer als Kängurujäger angeheuerte, der ihm sogar seinen Jeep lieh und sein Gewehr.“

Walter raste derart ausgerüstet los. Zum Glück ist die Steppe flach in dieser Gegend, denn ohne Brille ist Walter in jeder Erscheinungsform hilflos. Er kurvte wild hupend durch die Nacht, johlte und sang und schoss mit dem Gewehr um sich, als befände er sich im Krieg.

Gegen Mitternacht dann prallte sein Jeep gegen ein weiches Hindernis. - Zum Glück ein weiches, sonst wäre der Wagen noch kaputt gegangen. Als Walter ausstieg, bemerkte er, dass er in einen Leichenberg gefahren war.

Eine illegale Jagdgesellschaft hatte totgeschossene Kängurus gestapelt. Sicher wollte sie diese später als Trophäen abholen lassen.

Wermensch Walter witterte seine Chance. Mit diesem Berg Känguruleichen könnte er ein hübsches Stück Geld verdienen. Denn pro Känguru zahlte der Farmer zehn Dollar, so war es vereinbart.

Walter lud also die Känguruleichen auf den Wagen. – So viele er nur schaffte und der Wagen tragen konnte. Den Rest versteckte er unter Zweigen, denn er gedachte, in der nächsten Nacht wieder zu kommen. Er fuhr mit seiner Beute zur Farm zurück, die er, wenn auch mit Mühe erreichte.

Der Farmer war hoch erfreut. Der Wermensch ließ sich mit seiner Beute fotografieren. Mit dem Farmer trank er bis zum

Tagesanbruch, danach legte er sich unter die Brutlampe in den Schafsstall.

In der kommenden Nacht fuhr er wieder los und auch in der darauf folgenden, bis alle Känguruleichen geholt waren. In der nächsten Nacht dann verwandelte er sich in seine normale Gestalt zurück.

- Ich sah dann noch uns selbst – also Corinia und mich anreisen. Das war vielleicht ein Durcheinander, denn in dem einen Traum träumte ich ja einen anderen. Wir kamen wegen Arundelle und baten Walter und Pooty um Hilfe wegen der Insel und all dem. Corinia und ich sind nämlich deswegen schon mal früher im Traum nach Australien gereist, müsst ihr wissen. Wir dachten, Walter und sein Zauberstein könnten uns helfen. - Stattdessen dann das, aber das wusste ich natürlich damals nicht, sonst hätte ich es mir gut überlegt, Walter mitzubringen. Er kam uns schon gleich so komisch vor, nicht wahr, Corinia?“

Corinia nickte eifrig - „aber irgendwie hat er uns auch leid getan“, meinte sie. „Vor allem Pooty, der war ja so was von verzweifelt und mochte erst nicht mit der Sprache herausrücken.“ „Kann man ihm nicht verdenken“, - „der musste doch glauben, was er sah.“ - „Schrecklich, ganz schrecklich“ – da waren sich alle einig.

„Na, das wäre ja schon mal was, damit wäre Walter aus dem Schlimmsten heraus.“

„Der weiß doch noch von nichts!“ – „Eben, jetzt können wir ihm erst einmal schonend beibringen, was mit ihm los ist. Wenn man ihm gesagt hätte, er sei ein Massenmörder, dann hätte der sich doch gleich aufgehängt!“

„Ich bitte euch inständig, kein Wort darf nach draußen sickern, dass ihr mir ja alle dicht haltet. Erst muss Walter wieder in Ordnung kommen“, bat Arundelle.

„Aber wie?“

„Ich hätte einen Vorschlag!“ Tibor und Billy-Joe legten gleichzeitig los und beide sagten nur ein Wort: „Teufelsaustreibung!“

Sie schauten einander an und mussten, trotz des Ernstes der Lage, lachen.

„Ihr also auch“, sagte Tibor.

„Teufelsaustreibung – na, ihr wisst schon, böse Geister verjagen, wenn sie von jemand Besitz ergreifen.“

„Wird bei uns oft gemacht, nur leider hilft es nur in den seltensten Fällen, die Geister sind hartnäckig, kommen wieder oder verkrümmeln sich nur zum Schein.“

„Ist übrigens überhaupt mein Verdacht bei allen Conversionen“, fügte Tibor mit ernstem Gesichtsausdruck hinzu. „Dich meine ich ganz besonders“, sagte er zu Billy-Joe gewandt. Die ganzen Symptome deuten an, dass du nicht gerade glücklich bist mit deinem Gast.“

Billy-Joe schwieg nachdenklich, brummelte etwas von Ablenkung und wichtigeren Sorgen.

Tibor sagte, „recht hast du, eins nach dem anderen, erst einmal Walter... – interessant übrigens. Walter ist der erste ‚Wermensch‘, der mir untergekommen ist. Das ist eine ganz neue Entwicklung, scheint mir. Doch darüber werden wir uns noch ausgiebig den Kopf zerbrechen, wenn das Thema im Grundkurs zur Sprache kommt, - wird es ganz bestimmt – nach allem, was hier los ist.“

„Ja, der Stammbaum des Lebens wird neu beschrieben werden“, schob Arundelle nachdenklich ein.

Der Hausmeister läutete heftig, noch ehe Arundelle Gelegenheit bekam, ihre Überlegungen, was das Versteck der Verschwörerbande anging, zu äußern.

Der Hausmeister hatte vom Konzil Anweisung erhalten, die Ruhe wieder herzustellen, denn das Konzil war mit seiner Beratung zu einem vorläufigen Ende gelangt.

Feierlich begaben sich die Konzilräte zu ihren Plätzen, während unten im Saal das letzte Flüstern erstarb. Die Vorsitzende klopfte mit ihrem Hämmerchen, doch ihr Klopfen war rein symbolisch.

Alle starrten gebannt zum Podium. Im Hintergrund flammten die beiden riesigen Gesichter wieder auf. Zum Vergleich war auch das dritte aus dem Umschlag, das Walter als Kängurujäger zeigte, Ausschnittsweise dazu geschaltet. Man sah darauf ebenfalls nur ein Gesicht, nichts weiter.

„Alles andere ist irrelevant“, hatte Grisella angeordnet und entsprechend war nur der Ausschnitt vergrößert und auf Transparentpapier gedruckt worden. „Die Fotos sind im übrigen Verschlussache, ist ja wohl klar. Strengste Vertraulichkeit, wir können uns in dieser Situation nicht den kleinsten Schnitzer leisten. Die Lage ist bitter Ernst, die Existenz der gesamten Schule steht auf dem Spiel. Ich weiß, wie gut dieser Marduk sein schmutziges Handwerk versteht, hat mir schon einmal beinahe das Genick gebrochen - symbolisch natürlich.“

Die Konzilsmitglieder nickten feierlich und voller Ernst. Sogar schulintern war die Veröffentlichung aller drei Fotos eine riskante Sache.

Einerseits verschwor sie die Schulgemeinde gleichsam zu einer Schicksalsgemeinschaft, und das war gut so, gerade in dieser Situation der kleinen Sticheleien und der wachsenden Konkurrenz. Andererseits aber bot sie den Verbrechern Gelegenheit, Maßnahmen zu ihrem Schutz zu ergreifen.

Noch immer wusste niemand so recht, wo sie zu suchen waren. Es wurde Zeit, dachte Arundelle, dass sie mit ihrem Wissen oder vielmehr mit ihrem Verdacht heraus rückte, denn auch sie wusste nicht, ob dieser sich bestätigen würde.

Zunächst einmal wurde das Verfahren gegen Arundelle förmlich zum Abschluss gebracht. Die Verteidigung erhielt in den meisten Punkten recht, die Anklage wurde zurückgewiesen, ‚aus Mangel an Beweisen‘ und weil die Unschuld der Beklagten nachgewiesen worden war. Wegen ihrer Eigenmächtigkeit - die Insel der Conversionsen - wenn auch in bester Absicht - aufzusuchen, erhielt Arundelle eine förmliche Rüge, die aber sogleich mit dem Hinweis auf das höhere Recht und die übergeordnete Pflicht, die sich aus ihrer besonderen Begabung ergab, zurück genommen wurde.

Mit der Auflage, künftig Schritte wie diesen mit wenigstens einer Lehrkraft ihres Vertrauens abzustimmen, wurde die Klage abgewiesen.

Arundelle grinste innerlich - als ob sie sich nicht in allen entscheidenden Punkten abgestimmt hätte - aber es war jetzt nicht die richtige Zeit, Grisella und Marsha hineinzureiten! Solange in ihre Unterlagen kein Vermerk käme, wäre sie mit der Lösung zufrieden.

Nachdem dieser, wie die Vorsitzende noch einmal betonte, „unangenehme Pflichtteil endlich vom Tisch ist, können wir uns den wesentlichen Dingen zuwenden.“

Dabei wies sie auf das zweite Foto, das Arundelle sich aus der intergalaktischen Verbrecherdatei hatte schicken lassen. Auch dieses Foto war datiert und zeigte, im Gegensatz zu dem ersten, das nur Grisella und einigen wenigen Anwesenden vertraut war, ein allgemein bekanntes Gesicht. Peter Adams, der Assistenzprofessor für Astrophysik, lächelte gewinnend auf die Versammelten herab.

Noch einmal erklärte Arundelle, wie sie zu den Fotos gekommen war, die sie unter Hunderten anderer aus der intergalaktischen Datei heraus gesucht hatte. „Ich war mir nicht ganz sicher. Nach den vielen Gesichtern wusste ich schon selbst nicht mehr,

wen ich davon kannte, aber an diesem Gesicht konnte ich nicht vorbei, da gab es keinen Zweifel. In Wirklichkeit ist nicht dieses die Überraschung, sondern das andere.

Ich glaube nicht, dass Peter Adams irgend etwas mit Malicius Marduk zu tun hat, vielmehr sehe ich hier eine von dessen Finten. Das andere Foto wählte ich aufgrund einer Eingebung. Nennen wir es Intuition, denn natürlich konnte ich nicht wissen, was für Bilder auf dem Film waren, der unter meinem Kopfkissen lag, während ich schlief, um im Traum durchs Universum zu streifen.“

„Vielleicht doch“, fügte Scholasticus leise ein und lächelte. „Gut, dass du das so siehst – ich meine das Foto von Adams. Der Gute wird aus allen Wolken fallen, wenn er davon erfährt.“

Peter Adams war nämlich gerade zu einem Kongress nach Toronto an seine alte Universität gereist. Scholasticus hatte mehrmals mit ihm telefoniert. Er wusste über die Vorgänge auf der Insel Bescheid, jedenfalls in groben Zügen.

Grisella gab nun auch eine offizielle Erklärung zu den Fotos ab. Sie schloss sich den Ausführungen ihrer Vorredner weitgehend an. „Wir müssen uns bei den Fotos keineswegs allein auf unsere Gefühle verlassen“, bemerkte sie, „wenn unsere Gefühle auch durchaus hilfreich sind. Aus Erfahrung wissen wir, dass Malicius Marduk sich einen Spaß daraus macht, die Gesichter anderer zu benutzen, unschuldige Menschen in den Verdacht krimineller Taten zu bringen, die womöglich noch nicht einmal geboren sind, oder am anderen Ende der Welt leben.“

Arundelle ist auf ihn hereingefallen, als er sich ihr als ihr eigener Vater näherte. Dieser wusste natürlich von nichts, und hatte mit der Sache nicht das Geringste zu tun. Malicius Marduk ist wahrhaftig ein Chamäleon. Und doch hat der andere Fall eine ganz andere Bewandnis. Der junge Mann, den ich wieder erkannte, hieß tatsächlich Malicius Marduk.

Zu dem Zeitpunkt hatte er es noch nicht einmal nötig, seinen Namen zu verschweigen. Wir wussten einfach nichts von ihm, jedenfalls ich nicht. Scholasticus, mein lieber Schwager hielt es damals nicht für nötig, mich umfassend ins Vertrauen zu ziehen.“

Scholasticus errötete, murmelte etwas von den Umständen und dass die Zeit für so vieles nicht gereicht habe, damals...

Es war tatsächlich drunter und drüber gegangen in Laptopia. Der Krieg drohte und Scholasticus wäre beinahe auf einem Scheiterhaufen verbrannt worden. In einer solchen Situation konnte man schon mal was vergessen, meinte er lau und fühlte sich keineswegs im Recht.

Denn natürlich stimmte, dass, wenn er geredet hätte, vieles von dem nicht passiert wäre, was dann geschah und wohl noch immer geschah – gerade jetzt wieder. Daran merkte man, welch furchtbare Macht von Malicius Marduk ausging.

Hätte Grisella nur jetzt schon gewusst, was sie einige Wochen später so leidvoll in Erfahrung bringen musste! Ihre eigene Rede wäre ihr wie ein Orakel erschienen – gerade ihr, die mit einer unvergleichlichen, außergewöhnlichen Gabe begnadet war.

Doch so verhält es sich oft – hinterher merken wir, was wir so lange wussten, ohne unser Wissen zu verstehen.

„Immer wieder werden Unschuldige von Malicius Marduk heimgesucht. Das ist schon etwas anderes, als wenn er sich ihr Konterfei stiehlt, um es hinter ihrem Rücken zu benutzen“, fuhr sie nun in ihrer Rede fort. Marduk lässt wenigstens diese selbst unbehelligt, wenn es auch geschehen kann, dass sie für Taten gerade stehen müssen, die sie in Wirklichkeit nie begangen haben.

Weshalb ich so sicher bin, dass wir es im Falle von Peter Adams mit einer solchen Maskierung zu tun haben, werden Sie verstehen, wenn der andere Fall erst einmal beleuchtet und aufgeklärt wurde.“

„Dem wollen und können wir hier jetzt nicht vorgreifen.“ - warf Marsha Wiggles-Humperdijk ein, die ein wenig um ihre Autorität als Schulleiterin zu bangen begann, da Grisella – sicherlich in der besten Absicht – dabei war, sie völlig an die Wand zu spielen.

So glaubte sie sich genötigt, ihrerseits ein offizielles Wort zu verlautbaren: „Um restlos aufzuklären, was geschehen ist und noch geschieht, wird ein eigenes Gremium gebildet. Und da die Insel noch immer im Bann unheimlicher Dämonen befangen ist, werde ich mich hüten, hier auch nur ein einziges weiteres Wort zu verlieren. Sie können jedoch mit dem sicheren Gefühl in ihre Zimmer zurückkehren, dass von unserer Seite alles Menschen mögliche - und noch ein bisschen mehr als das – getan wird, Sie zu beschützen.“

Eigentlich hätte Tibor gerne noch die Möglichkeit einer Dämonenaustreibung angesprochen. Aber sicher war es besser, den Kreis der Mitwissern klein zu halten. Deshalb schwieg er, wenn auch ein wenig beleidigt, als sich die Versammlung nun auflöste.

Nicht nur Tibor musste seinen Vorschlag für sich behalten. Auch Arundelle hatte ihren Verdacht über den Verbleib der Verschwörer nicht einbringen können. Dabei wurde sie immer

sicherer, je länger sie darüber nachdachte. Walters Leid bildete gleichsam das Tüpfelchen auf dem I.

Die Handschrift von Malicius Marduk war unverkennbar – nur, wo sollten sie ansetzen?

„Wenigstens ist Walter kein Massenmörder“, wiederholte Corinia immer wieder und nickte befriedigt, das würde Pooty schon schlucken - und wie der erleichtert wäre!

So war es auch. Pooty sprang vor Freude fast an die Decke.

„Seine Augen, die Kurzsichtigkeit! Ich hätte es wissen müssen, der trifft ohne Brille kein Scheunentor auf zehn Meter, egal womit.“

13. Dämonenaustreibung.

Pooty versprach, mit Walter ein ernstes Gespräch zu führen, ihn restlos über seine Verwandlung und über das, was er in der Gestalt von Malicius Marduk angestellt oder vielmehr **nicht** angestellt hatte, aufzuklären.

„Und dann unterbreitest du ihm bitte gleich unseren Lösungsvorschlag. Die Dämonenaustreibung ist sicherlich eine unangenehme Prozedur, aber doch längst nicht so schlimm, wie diese Besessenheit. Denke ich mal“, fügte Tibor hinzu, der sich an die fürchterlichen Szenen erinnerte, wo die armen Besessenen in ihren Fesseln herumgeworfen wurden, weil der Dämon sie nicht verlassen wollte und sich mit Händen und Füßen dagegen wehrte, auszufahren.

Na, hoffentlich ging das gut! Dieser Marduk war ein mächtiger Dämon, das war Tibor längst klar, nach allem, was er über ihn erfahren hatte.

Walter war mit allem einverstanden. „Solange ich nur wieder ich selbst sein kann,“ stammelte er und abgrundtiefe Scham stand ihm in den Augen. Pooty hatte zwar so schonend wie möglich, aber dennoch auf die schändliche Rolle verwiesen, die er in dem grausamen Drama gespielt hatte. Als Walter dann das Foto sah, das sein menschliches ‚Alter ego‘ vor dem Leichenhaufen seiner Artgenossen zeigte, schossen ihm Tränen in die Augen. Er war völlig am Boden zerstört.

„Je früher ich von diesem Unmenschen befreit werde, um so besser. Helft mir, koste es was es wolle. Ich wäre lieber tot, als auch

nur einen Tag länger mit dem Wissen zu leben, dass so etwas in **mir** steckt. - Und ich war völlig ahnungslos...“

Völlig ahnungslos? – Walter war auf einmal nicht mehr sicher. Hatte er nicht doch hin und wieder geahnt, das etwas nicht mit ihm stimmte? Er hatte es auf Überarbeitung geschoben. Das ewige Hin und Her mit dieser Gruppe von Studierenden! Grisella von Griselgreifs hysterische Angst vorm Fliegen! Das ewige Geschimpfe wegen des Verräters. Er hatte geglaubt, gute Gründe dafür zu haben, sich unwohl zu fühlen. Nach ein paar Tagen Ruhe und Erholung – so hatte er gehofft, würde sich das legen und er würde wieder ganz der Alte sein.

Also war es nicht der Stress gewesen! Irgendwann war dieser Unhold in ihn hinein gekrochen, um sich vor den aufgebracht Wissenschaftlern zu verbergen. Ja, so musste es gewesen sein. Statt sich aus dem Staub zu machen, hatte sich der Verräter ein bequemes Versteck gesucht, von dem aus er völlig ungestört alles beobachten konnte, was die Arbeitsgruppe für Laptopia beriet und plante.

Warum aber ließ Malicius Marduk ihn nicht in Ruhe, nachdem er nach Australien heimgekehrt war? Welchen Sinn hatte es, ihn in der weiten Steppe Australiens zu schikanieren? Und weshalb jetzt diese Verwandlung? Walter war sicher, dass Malicius Marduk nichts ohne Grund tat. Der wusste genau, was er wollte.

Hatte man ihn – Walter - nicht um Hilfe gebeten für das Schulfest, hier auf der Insel Weisheitszahn? Und wenn es Malicius Marduks Absicht war, auf der Insel Fuß zu fassen? Was, wenn er nun sein besonderes Augenmerk auf Arundelle, ihre Freundinnen, Billy-Joe und die Wissenschaftler richtete? Immerhin lag bei denen der Schlüssel für die Veränderungen in der fernen Zukunft. Da wäre es doch nur logisch, sich beizeiten um Einfluss zu bemühen.

Malicius Marduk hatte ein strategisch günstiges Versteck gesucht und gefunden! Ausgerechnet ihn hatte er sich ausgesucht! Die Kängurujagd war nur ein boshafter Streich, den Malicius Marduk sich ausgedacht hatte, um ihn zu erniedrigen. - Was plante Malicius Marduk als Nächstes, was wollte er auf der Insel Weisheitszahn? Walter versuchte, sich an seinen ersten Besuch auf der Insel zu erinnern. Wo war er überall gewesen? Er hatte für Billy-Joes Tanz ein wenig Savanne auf die Bühne gezaubert, hatte für Florinna die Pferde herbei geschafft. Arundelle brauchte für ihre Vorführung gar die Wolkenbänke von Laptopia. Auch die hatte er besorgt. Sie waren am schwersten zu beschaffen gewesen. Er hatte deswegen eigens nach Laptopia reisen müssen.

Mit den Pferden hatte er sich keine so große Mühe gemacht. Es gab einige auf der Insel. Sie waren ihm freudig gefolgt, als er sie in ihrer Koppel aufsuchte und fragte, ob sie mit ihm auf die Bühne kommen wollten. Warum auch nicht? Pferde lieben es, ihre Kunst zur Schau zu stellen.

Überall war Malicius Marduk mit dabei gewesen. Er sah und hörte alles, davon war auszugehen. War er nicht sogar noch auf der Conversionsinsel gewesen? – Das war zum Glück nach dem Anschlag. Trotzdem – er kannte nun alle Unterstände der Wachposten und alle Pfade und Wildwechsel dort.

Tibor war mit den Vorbereitungen zur Austreibung des Dämons schon recht weit gediehen. Es war eigens ein Raum dafür ausgepolstert worden. Überall, selbst an der Decke, steckten Schaumstoffmattentzen. Sie hatten sich viel Mühe gemacht. Doch da alle Eingeweihten tüchtig mit anpackten, gelang das Werk noch vor dem Mittag.

Walter wurde gebeten, sich in das Gemach zu begeben. Er ließ sich umstandslos von Tibor einschließen. Es sei – zu seiner eigenen Sicherheit, erklärte er: „Sobald ein Dämon Wind davon bekommt, was die Menschen vorhaben, fängt er für gewöhnlich an, verrückt zu spielen. Deshalb auch die Matten überall. So kannst du dich weniger verletzen“, erklärte er dem verduzten Walter, dem nun doch ein wenig unheimlich wurde, besonders, als hinter ihm die Tür ins Schloss fiel und der Schlüssel sich drehte.

Auf einmal war er völlig allein. Selbst Pooty war es nicht erlaubt worden, bei ihm zu bleiben. Wie ein Häufchen Elend hockte er sich in eine Ecke und weinte bitterlich.

*

Das Essen mochte allen Beteiligten an diesem Tage nicht munden. Und bei Tisch kam keine lebhaftere Unterhaltung in Gang. Einsilbig und in sich gekehrt, saßen die Eingeweihten um den Tisch herum.

Tibor war mit seinen Gedanken bereits weit voraus. Billy-Joe erinnerte sich an die Schmerzen der Conversion. Pooty sah vor seinem geistigen Auge immer nur Leichenberge. Die toten Kängurus gingen ihm nicht aus dem Sinn. Arundelle und die beiden Schwestern träumten mit offenen Augen und suchten nach Kraft, wo immer sie zu finden war.

Scholasticus, als der unmittelbar verantwortliche Lehrer, saß derweil im Lehrerzimmer. Bei ihm befand sich auch der eigens für die

Austreibung herbei geeilte Schamane, der freilich den Boden nicht berührte, sondern einige Zentimeter über dem Stuhl schwebte, auf dem er saß. Er habe das Gelübde abgelegt, seine Heimat Erde nie zu verlassen, erklärte er sein sonderbares Verhalten.

Außerdem befanden sich Grisella von Griselgreif, Frau Marsha Wiggles-Humperdijk und ihr Mann, der Konrektor Adrian Humperdijk, sowie Frau Professorin Penelope M'gamba im Lehrzimmer, um die Vorbereitungen für die Austreibung des Dämons noch einmal durchzugehen.

War nichts übersehen worden? Waren alle denkbaren Schutzmaßnahmen für den Patienten und vor allem für die Schulgemeinschaft ergriffen? - Allen war bewusst, wie riskant das Vorhaben war. Die Opposition wartete nur auf einen Fehler. Der Ankläger im Verweisverfahren, Assistenzprofessor Moschus Mogoleia, würde sich keine Gelegenheit entgehen lassen, das Heft wieder an sich zu reißen.

Was dann drohte, wagte sich niemand auszumalen. Allen war klar, es gab nur den eingeschlagenen Lösungsweg. Alles andere war undenkbar.

Professor Moschus Mogoleia hatte doch allen Ernstes vorgeschlagen, Walter zu schlachten, als er von dem Verdacht erfuhr. Walter sei ja nur ein Tier, bemerkte er wegwerfend. Scholasticus wäre ihm an die Gurgel gefahren, wenn ihn Grisella nicht zurück gerissen hätte.

So unglaublich es war - Moschus Mogoleia hatte im Konzil seine Freunde und die hatten ihn selbstverständlich über die geplante Dämonenaustreibung informiert.

Frau Marsha Wiggles-Humperdijk versicherte immer wieder, von ihr, oder ihrem Mann, hätte Moschus Mogoleia kein Sterbenswörtchen erfahren, obwohl sie gar niemand verdächtigte.

Der Schamane hörte sich die Sorgen und Nöte seiner Auftraggeber mit stoischer Miene an. Diese konnten nicht einmal sicher sein, ob er sie überhaupt verstand. Vielleicht waren ihre Bedenken auch viel zu weit von seiner Welt entfernt, in der es von Geistern wimmelte, die ihn mit ganz anderen Sorgen erfüllten. Die aufgeregten Lehrer kamen ihm womöglich ein wenig vor wie ahnungslose Schwimmer in einem von Krokodilen verseuchten Fluss, die sich über Stechmücken und Tropenschauer aufregten.

Ganz so blind freilich waren die Lehrer der Zwischenschule nicht. Die Gefahren der Geisterwelt waren ihnen durchaus nicht unbekannt. Wegen der Dringlichkeit und weil Tibors Schamane

ohnehin niemals in ein Flugzeug geklettert wäre, war dessen Gegenwart nicht ganz real.

Aber Tibor versicherte der Versammlung wiederholt, dass sich die Wirkung des Schamanen auf diese Weise in seiner Person sogar noch verstärkte. Im Kampf der Geister seien gegenständliche Fragen sowieso ohne Belang. Über so große Distanzen zu reisen, ist uns Sublimationen ja eigentlich nicht gegeben.

„Wir behelfen uns nicht gerne mit zarten Seelenschleiern und Traumtänzererei“, betonte Tibor mit einem humorig gemeinten Seitenhieb auf seine neuen Freunde, zu denen noch immer ein wenig von der alten Konkurrenz aufrecht erhalten wurde, auch wenn sich die ärgsten Missverständnisse geklärt hatten.

Tibor kam um den Schamanen abzuholen und alle eilten zu Walters Gefängnis. „Niemand kann mit hinein. Nicht einmal Pooty zum Händchen halten! Ganz ausgeschlossen!“ - ließ Tibor Walters engste Vertraute wissen, die sich bang vor dem Eingang herumdrückten.

Die beiden verschwanden. Der Schlüssel drehte sich von innen im Schloss. Die weitgehend schalldichte Kabine ließ kaum einen Laut nach draußen dringen.

„Wie kommt der Geist denn aus dem Raum, wenn alles so dicht gemacht ist?“ - fragte Pooty und machte ganz große Augen vor Sorge. Frau M'gamba winkte ab. „Der Kanal für Seelen, Geister und Dämonen ist immer offen, den finden wir Hiesigen sowieso nicht. Selbst wenn wir die Absicht hätten, ihn zu verstopfen, keine Sorge!“

Ratlos umstand die Gruppe den Eingang. Was sollten sie hier? Es gäbe nichts für sie zu tun. Arundelle fand, dass nun endlich Gelegenheit war, ihre Überlegung zum Verbleib des Attentäters los zu werden.

Wenn Walter erst einmal von seinem Dämon befreit war – sie zweifelte keinen Augenblick daran, dass dies gelingen würde, - dann wäre es höchste Zeit, mit der ganzen übrigen Bande aufzuräumen. Die wäre dann zwar kopflos, denn Malicius Marduk war ohne Zweifel der Anführer, müsste aber immer noch einzeln aufgespürt und unschädlich gemacht werden.

Sie schlug den Versammelten deshalb vor, sich ihren Gedanken wenigstens einmal anzuhören: „Sicher habt ihr euch auch gefragt, wie es dazu kommen konnte, dass Walter sich in einen Menschen verwandelt. Ich habe deshalb ein wenig in Bücher herumgelesen. Eigentlich geht das nicht. Ein Mensch kann sich auf die niedrigere Stufe seiner Entwicklung zurück begeben, aber wie sollte es einem

Tier gelingen, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen? Dies, scheint mir, ist die entscheidende Frage.“ Anerkennendes Murmeln seitens der Lehrer unterbrach Arundelles Ausführungen. - „Hört, hört“, rief Frau M’gamba und rollte bewundernd die Augen.

„Ja, unsere Arundelle ist ein kluger Kopf“, bestätigte Professorin Grisella von Griselgreif.

In der Tat steckte in dieser Frage ein wahrhaft kniffliges Problem, an das sich alle zusammen nun heran zu machen hatten. Das ging über die bekannte Bücherweisheit weit hinaus.

„Wir müssen die Tatsache als solche hinnehmen, darauf kommt es jetzt an“, fuhr Arundelle fort: „Und das war denn auch meine Ausgangsüberlegung. Wenn Walter zu einem ‚Wermann‘ werden kann, dann hätten wir nämlich auch das Versteck unseres Attentäters entdeckt.“

Alle rissen erstaunt die Augen auf – „Wie? Was?, Walter war meilenweit entfernt, das hatten wir doch besprochen.“

„Ich meine auch nicht Walter“, betonte Arundelle, „Walter ist nur das Muster, nur ein Beispiel – na, merkt ihr worauf ich hinaus will?“

„Du meinst...“, entgegnete Grisella – „meinst du etwa“ - sagte Scholasticus – „Richtig, natürlich, so einfach..., auf einmal wird alles völlig logisch.“

Was da nun so völlig logisch wurde, musste indessen warten, denn von drinnen aus dem gepolsterten Zimmer ertönte ein Mark erschütternder Schrei. Die Tür flog auf und Tibor taumelte heraus, gefolgt von dem Schamanen und Walter, dem der Schaum vor dem Mund stand und dessen Blut unterlaufene Augen nichts Gutes verhiessen.

Alle fuhren erschrocken zusammen. Doch Tibor winkte ab: „Alles in Ordnung, der Dämon hat sich verabschiedet, wenn auch nicht gerade freundschaftlich, wie ihr seht. Walter wird sich bald erholen, keine Sorge, ein paar Nächte Schlaf, und er ist wieder im Lot.“

Pooty brachte Walter fürsorglich zu Bett. Er blieb bei ihm, bis er einschlief. Neugierig und ein wenig beunruhigt, machte sich die restliche Gruppe auf Arundelles Geheiß hin inzwischen zu den Ställen auf.

„Nun bin ich aber mal gespannt. An der Ausstrahlung müssten sich die Dämonen verraten“, sagte Grisella zu Marsha. „Vielleicht nicht für jedermann erkennbar, aber **wir** müssten eigentlich soweit

sein“, entgegnete die Direktorin. „Wer sonst, wenn nicht wir“, mischte sich Arundelle ins Gespräch und für Außenstehende hätte ihre Bemerkung vielleicht ein wenig naseweis geklungen. Immerhin war sie Schülerin und hatte das ‚andere Sehen‘ selbst gerade erst gelernt.

Woher nahm Arundelle nur immer diese Sicherheit? - fragten sich ihre Freundinnen bewundernd.

Zielstrebig steuerte Arundelle denn auch zum Erstaunen aller nicht etwa die Pferdekoppel an, wie manche erwartet hatten. Denn Walter war mit den Pferden in Berührung gekommen, als er sie für Florinnas Vorstellung auf die Bühne projizierte. Arundelle führte die Gruppe vielmehr zu den Schweineställen.

„Und ich dachte es sind hundertprozentig die Pferde“, rief Billy-Joe. „Ich auch“, „ich auch“, schlossen sich Florinna und Corinia an. - Schweine waren Billy-Joe unheimlich.

Tibor folgte mit dem Schamanen. Wieder schwebte er einige Zentimeter über dem Boden hinter ihnen drein. Es sah aus, als zöge Tibor einen großen Luftballon hinter sich her.

Aufgeregtes Quieken aus dem Stall ließ sie wissen, dass die Schweine bereits ahnten, was auf sie zukam. Vielleicht erging es ihnen wie Walter, nur dass sie ihre Gefühle nicht auf menschliche Weise verständlich machen konnten.

„Man spürt die Schwingungen direkt körperlich“, flüsterte Frau M’gamba und rollte ihre großen Augen. „Da gibt’s kaum einen Zweifel, liebe Kollegen“, griff Frau Wiggles-Humperdijk den Faden auf, obwohl ihr nichts weiter auffiel. Alle nickten ernst und bedächtig, gerade diejenigen, denen erst jetzt klar wurde, was Arundelle gemeint hatte, als sie Walter als ein prototypisches Beispiel nannte, wegen dem nun sogar der Stammbau des Lebens ganz neu zu schreiben wäre.

Wieder hieß der Schamane die Gruppe vor der Tür warten. Er verschwand mit seinem Assistenten in dem Stall, wo sich das Quieken alsbald steigerte. „Klingt ja fürchterlich“, flüsterte Arundelle bang.

„Als ob die Schweine geschlachtet werden“, stimmte Florinna zu. „Die armen Schweine“, meinte Corinia: „Kann man denn gar nichts tun? Hört sich an, als ob die schrecklich leiden müssen.“

„Ja, Schweine sind sehr sensibel, traut man denen gar nicht zu, aber die dicke Schwarte täuscht. Darunter befindet sich ein weicher Kern.“

„Sieht ganz so aus“, fachsimpelten die Schwestern, um sich zu beruhigen.

Die Zeit verstrich. Wahre Todesschreie ließen sich vernehmen. Corinia hielt sich entnervt die Ohren zu. Am liebsten wäre sie

weggelaufen oder in den Stall gestürzt, doch ihre Schwester hielt sie zurück.

„Du machst bestimmt alles kaputt, wenn du da jetzt reinplatz. Vertrau dem Schamanen und Tibor. Die wissen schon, was sie tun.“

Aber ganz so war es nicht. Auch die Beiden hatten mit der Geistheilung von Tieren wenig Erfahrung. Tibor schon gar nicht. Er war überhaupt zum ersten Mal bei einer Dämonenaustreibung dabei. Und der Schamane hatte ihn nur genommen, weil niemand anderer zur Verfügung stand.

Als nach einer halben Stunde das Quieken in ein Röcheln überging, das schließlich auch erstarb, wagte Billy-Joe einen Blick durch das halbblinde Stallfenster.

Ihm bot sich ein Bild des Grauens. Die Schweine lagen wie tot übereinander, der Schamane und Tibor hockten erschöpft auf den Fersen und löschten ein flackerndes grellbuntes Feuer, jedenfalls versuchten sie, es zu löschen. Offensichtlich war es außer Kontrolle geraten.

„Es brennt,“ schrie Billy-Joe und stürzte, von den andern gefolgt, in den Stall. Alles schrie nach Eimern und nach Wasser. In dem Durcheinander verbreitete sich das Feuer rasend schnell. Durch die offene Türe erhielten die Flammen nun erst recht Sauerstoff.

Corinia zerrte verzweifelt an den herumliegenden Schweinen. Doch die waren viel zu schwer und ließen sich keinen Zentimeter bewegen.

Inzwischen waren doch einige Eimer gefunden worden und aus dem Saufrog schöpften die Helfer hastig Wasser, um es in die Flammen zu schütten.

Der Flammenschein drang nun auch nach draußen und über dem Stall stand eine hohe Rauchwolke, so dass die Insulaner von allen Seiten herbei eilten. Die freiwillige Feuerwehr bahnte sich schließlich einen Weg, die unter dem Kommando des Hausmeisters alsbald Herr der Lage wurde und den Brand unter Kontrolle brachte.

Leider half dies den armen Schweinen nicht mehr. Viele erwachten aus ihrer Ohnmacht, in die sie die Dämonenaustreibung hatte fallen lassen, nicht mehr. Der Rauch brachte ihnen den Tod. Sie erstickten oder verbrannten bei lebendigem Leibe.

„Wenigstens haben sie nichts mehr gespürt“, schluchzte Corinia im Arm ihrer Schwester, die vergeblich versuchte, sie zu trösten. Die hellen Tränen standen auch ihr in den Augen.

Hinterher waren alle schlauer. „Hätten wir doch...“, hieß es und „wären wir nur gleich...“ Aber es war zu spät. Das Unglück war

geschehen. Das gäbe der Opposition mächtigen Auftrieb, fürchtete die Direktorin.

Doch ihr Mann beruhigte sie. „Immerhin wurden die Dämonen verjagt. Was für ein Segen das ist, wird sich beim nächsten Vollmond erweisen!“

Gerne überließ sich die gestresste Direktorin dem Trost ihres Mannes. Sie hoffte mehr als sie glaubte, dass er recht behalten würde.

Tibor entschuldigte sich für seinen Schamanen und ihre Unachtsamkeit, betonte aber zugleich, dass sie zu keinem Zeitpunkt fahrlässig gehandelt hatten, vielmehr sei ein wütender Eber aus dem Hinterhalt auf sie zugestürzt, als sie mitten in der Reinigungszeremonie steckten, die global durchzuführen am geeignetsten erschien.

„Ein durchaus übliches Verfahren, mit einer fünfzig- bis neunzigprozentigen Erfolgchance“, erklärte Tibor. „Der Eber hat praktisch das Feuer gelegt, indem er den Kessel umwarf, wodurch die glühenden Kohlen erst ins Stroh gelangten. Den Rest habt ihr gesehen.“

„Die Schweine waren bereits in Trance und innerlich völlig rein. Sicher brachte diese Tatsache den Oberdämon auf. Wie hätten wir ahnen können, dass sich ein so starker Geist vor uns versteckt? Wir bemerkten das riesige Tier zunächst überhaupt nicht!“

Die Erklärung dafür war bald gefunden. Der Eber bewohnte einen Einzelkoben. Und der besaß einen Hinterausgang. So kam es, dass niemand das Tier bemerkte, als es sich davon stahl.

Während der Schamane und Tibor im Schweinestall ihre Zeremonien abhielten, gelang es dem Eber dann, den Riegel der Hintertür zum Stall zu öffnen und mit Gebrüll mitten in das Reinigungsritual zu stürzen, um sich danach aus dem Staub zu machen.

„Inzwischen rast der Eber frei über die Insel. Wir müssen ihn umgehend suchen und einfangen. Aber Vorsicht, er ist gefährlich. Ich schlage deshalb vor, die Kinder auf ihre Zimmer zu schicken, ausgenommen vielleicht die wenigen starken Jungen – zumal solche, die sich auf das Fährtenlesen verstehen. Weit kann er ja nicht kommen. Aber genügend Verstecke bieten sich schon.“ Adrian Humperdijk ergriff die Initiative!

Die Zeit war wie im Flug verstrichen. Die Sonne stand bereits tief im Westen. Viel Zeit bliebe an diesem Tag nicht mehr für die Suche. Da hieß es, sich zu beeilen. Die Fährtenleser schwärmten aus, jeweils einen kleinen Trupp Bewaffneter hinter sich.

Die breiten Doppelhufe des starken Ebers waren alsbald ausgemacht, denn der Grund in Stallnähe war weich. Schwieriger wurde es, sobald sich die Suchtrupps dem Rand des ehemaligen Kraters näherten, denn dort auf dem nackten Fels hieß es, auf andere Zeichen achten. Zerdrückte Pflänzchen, eine Haarborste hier, eine Schweißflocke da.

Der Abend brach herein, als das Tier endlich gestellt war. Die Suchtrupps umstanden den Eingang einer dunkel klaffenden Höhle, in die sich das Tier verkrochen hatte. Experten berieten, wie tief diese Höhle sein mochte. Man kam zu dem Schluss, dass es sich höchst wahrscheinlich um keine wirkliche Höhle, sondern nur um eine flache Auswaschung im Gestein handelte.

„Wenn das so ist, dann können wir sogleich mit der Dämonenaustreibung beginnen“, erklärte Tibor im Namen des Schamanen, den er wieder im Schlepptau hatte - einen halben Meter über dem Boden.

Die Suchtrupps bildeten einen undurchdringlichen Ring um den Eingang zur Kluft. Der Schamane entfachte ein Feuer, murmelte seine Zaubersprüche, und warf immer wieder Kräuter und Essenzen in die Flammen, die daraufhin in den schönsten Farben aufleuchteten. Gelegentlich hob er die Arme gen Himmel, als grüße er die untergehende Sonne, womit er bei den Umstehenden großen Eindruck machte, zumal als er selbst in den heftigsten Farben aufleuchtete, als er vor dem - im Hintergrund untergehenden - Gestirn schwebte.

Billy-Joe nahm sich vor, den Mädchen, die nicht dabei sein durften, alles haarklein zu berichten. Auf ihn, als Fährtensucher, konnte man natürlich nicht verzichten.

In der Höhle ließ sich alsbald ein schauriges Brüllen hören, das sich noch steigerte, denn der Schamane verdoppelte seine Bemühungen auf dieses Zeichen hin. Alle wussten, oder stellten sich doch vor, wie sehr der böse Dämon gerade seinen armen Gastgeber beutelte.

Immer heftiger wurde der monotone Singsang des Schamanen. Das Feuer flammte, nun, da sich die Nacht herabsenkte, leuchtender denn je.

Tibor stand vor Anstrengung der Schweiß auf der Stirn. Sein nackter Oberkörper glänzte und spiegelte die bunten Flammen wider. Er tanzte seinen Dämonenaustreibtanzen über dem Feuer, wirbelte bald grün und unsichtbar durch die Luft, um sich dann wieder herab zu senken und als ein Mensch sichtbar zu werden. Seine Rolle in dem

Ritual wurde nicht recht deutlich. Billy-Joe nahm sich vor, ihn deswegen zu befragen.

In der Höhle tat sich etwas. Der arme Eber brüllte nicht mehr, sondern röchelte. Es klang, als läge er in den letzten Zügen. Ein letzter tiefer Seufzer, dann herrschte Stille. Kein Laut mehr, die Flammen knisterten. Der Atem der Männer ließ sich hören, so still war es geworden.

Tibor kauerte neben seinem Meister, stützte und half ihm, sich aufrecht in der Schweben zu halten.

„Es ist vorbei“, sagte er. „Der Dämon hat sich davon gemacht. Ihm blieb nur ein Weg.“ Und dabei deutete Tibor auf die Stelle, an der er seinen Tanz aufgeführt hatte. „Dort verläuft der unsichtbare Kanal, alles andere haben wir dicht gemacht, und er führt geradewegs in das Geisterreich, wohin ein Dämon nun einmal gehört.“

Für den armen Eber wurden Stroh und Futter heran geschafft. Er hatte wahrlich genug gelitten. Für eine Tragbahre war er viel zu schwer und ein Fahrzeug war in das unwegsame Gelände nicht zu bringen. Wohl oder übel müsste er die Nacht hier draußen bleiben.

Ein Mediziner untersuchte ihn gründlich. Der Kreislauf sei stabil, wenn auch der Blutdruck zu niedrig. „Schweine neigen zu Herzschwäche“, erklärte er, „deshalb ist Sorge angebracht.“ Einige nämlich mokierten sich bereits wegen des Aufhebens für ein Tier.

Besonders die Conversionsen reagierten auf soviel Ignoranten äußerst heftig. „Die menschliche Überheblichkeit ist wirklich zum Kotzen, die man immer wieder zu spüren bekommt“, murmelte Adrian verbittert und ziemlich resigniert. Eigentlich hätten gerade die Sublimationen es begreifen müssen. Doch weit gefehlt - der Weg wäre noch lang und das Ziel lag noch in weiter Ferne, wenn ihn denn die Zwischenschule überhaupt schon eingeschlagen hatte.

Manchmal erschien Adrian Humperdijk der riesige Berg, bestehend aus Vorurteilen und Überheblichkeit, unüberwindlich. –

„Und das **hier**, wo paradiesische Zustände herrschen. Da braucht es niemanden zu wundern, wie es in der weiten Welt draußen zugeht“, erklärte er Scholasticus, der ihm begütigend den Rücken klopfte.

Adrian hatte nur allzu schlimme Erfahrungen hinter sich, war Scholasticus zu Ohren gekommen. - Doch für düstere Betrachtungen war jetzt nicht die Zeit. Zwei Veterinäre erklärten sich bereit, die Nacht bei dem Eber zu bleiben. Es galt, für sie und den Eber Decken und Proviant herbei zu schaffen. Außerdem erwarteten die Damen des Konzils einen Bericht.

Der Mond erhob sich als beruhigend schmale Sichel. Endlich kehrte die Nachruhe auf der Insel ein, wenngleich in den Schlafsälen noch lange getuschelt und gewispert wurde.

Die Neuigkeit von der geglückten Dämonenaustreibung verbreitete sich auch ohne offiziellen Aushang. Ein Aufatmen ging durch die Reihen. Die Conversioren konnten sich beim nächsten Zyklus wieder ihren geheimen Sehnsüchten hingeben, auf die nun kein ganz so bedrohlicher Schatten mehr fiel.

Billy-Joe freilich müsste sich entscheiden. Er wusste, dass er die Entscheidung wieder zu treffen hatte. Tibor ergriff auf dem Heimweg die Gelegenheit, ihm seinen besonderen Fall zu erklären. - „Du kannst dich von deinem Totem-Geist befreien lassen, doch du musst wissen, dass der dann nie wieder kommt. Wenn du dich gegen ihn entscheidest, bedauerst du deine Entscheidung vielleicht später einmal. Viele würden sonst was dafür geben, wenn ein Geist sie auserwählte.“

Billy-Joe verstand nicht so ganz. Doch Tibor wusste auch nur, was er aufgeschnappt hatte: „Soweit ich weiß, verhält es sich doch so: Ihr Conversioren werdet von eurem Totemtier wahrgenommen. – Alle Menschen haben ein Totemtier oder sollten wenigstens eins haben, nur die meisten haben das längst vergessen! Dein Totemtier schickt seinen Geist zu dir und gewährt dir die Gnade, die Welt auf seine Weise zu erleben. Du kannst das Angebot ausschlagen oder annehmen. – Du kannst das, den meisten Menschen stellt sich diese Frage niemals.“

Billy-Joe nickte verwirrt. Schweigsamer denn je verzog er sich in sein Bett, lag die halbe Nacht wach und starrte gegen die Decke. Tika geisterte durch seine wirren Träume, als er gegen Morgen in unruhigen Schlaf fiel. Er erwachte mit Schuldgefühlen und fühlte sich verzagt. Was sollte er nur tun? Niemand konnte ihm helfen, nur er selbst konnte die Entscheidung treffen.

14. Der Stammbaum des Lebens.

„Sie werden mir zustimmen. Die Ereignisse bedürfen dringend der Erklärung“, begann Frau Professor von Griselgreif zu Greifenklau-Schlauberger die Sitzung. Wieder hatte sich der Grundkurs ‚erkenne dich selbst‘ zusammen gefunden. Ein

Blockseminar war angesetzt. Dementsprechend quoll der Saal über, denn alle vier Untergruppen waren vereint.

Nicht nur die vier Kurse füllten den Saal, sogar sechs Professoren saßen in einer Reihe auf dem Podium: Grisella von Griselgreif saß neben Adrian Humperdijk. Neben diesem thronte Penelope M'gamba. Die Direktorin, Marsha Wiggles-Humperdijk, hatte sich zwischen Professor Moschus Mogoleia und Scholasticus Schlauberger gedrängt – mit Absicht, denn die beiden Streithähne nahmen jede Gelegenheit wahr, aufeinander los zu hacken, obwohl doch die Verhandlung, in der sie Ankläger und Verteidiger gespielt hatten, längst der Vergangenheit angehörte.

Arian Humperdijk vertrat, obwohl er genau wie Penelope M'gamba eine Doppelbegabung war, die **Conversioeren**. Seine Frau, die Direktorin Marsha Wiggles-Humperdijk, hielt die Stellung für die **Somnioren**. Für die **Sublimatioren** saß Moschus Mogoleia auf dem Podium. Grisella, als **Divinatorin**, vertrat sich selbst, jedenfalls beinahe. Ebenso wie Scholasticus, der auf dem besten Wege war, ebenfalls ein Divinator zu werden.

Für die **Animatioren**, die zahlenmäßig stärkste Gruppe nach den Somnioren, beanspruchte Penelope M'gamba breiten Raum. Die im übrigen, ebenso wie Adrian Humperdijk, ein Multitalent war, denn sie verstand sich auf die Animation nicht weniger als auf die Conversion - und das bei ihrer Leibesfülle!

Moschus Mogoleia leitete inzwischen den Grundkurs der Sublimatioren. Er hatte trotz seiner extremen Ansichten und der schroffen Art, wie er mit Konkurrenten umzugehen pflegte, durchaus seine Anhängerschaft unter den Studierenden, wenn er auch von seiner Stellung her noch kein vollwertiges Mitglied des Lehrkörpers war. „Wir haben niemand anderen für die Stelle gefunden“, entschuldigte sich die Direktorin bei jeder Gelegenheit hinter seinem Rücken. So blieb nicht aus, dass ihm dies zu Ohren kam.

Mogoleia war in seinem zweiten Jahr auf der Insel und noch immer hatte sich das Konzil nicht dazu durchringen können, ihm den Status einer vollen Lehrkraft zu gewähren.

Dies war überhaupt das erste Jahr, in welchem alle Farben auch wirklich durch Lehrkräfte vertreten waren. Die Direktorin war also mit Recht stolz auf diesen Fortschritt. Andererseits vertieften sich nun freilich auch die Gräben zwischen den verschiedenen Gruppen. Nicht überall nämlich herrschte ein so friedvolles Einvernehmen wie zwischen Marsha und Adrian. Doch dies lag wohl an Adrians

Somniorenanteil. Ohne diesen wäre ein Zusammenleben mit ihm für Marsha kaum vorstellbar gewesen.

So hatte die Schulleitung auch mit Penelope M'gamba großes Glück gehabt, denn sie verfügte ebenfalls über zweierlei Begabung. Sie war nicht nur eine begnadete Animatorin, sondern begleitete seit diesem Semester die Conversioren all monatlich als Herrscherin der Lüfte auf ihre Insel.

Bevor Penelope M'gamba kam, hatte sich die Direktorin der Animationen selbst annehmen müssen, was zu Verunsicherung auf beiden Seiten führte. Denn wenn die Verwandtschaft zwischen Somnioren und Animationen auch unverkennbar war, so gab es doch auch Unterschiede und die erfasste wohl nur, wer selbst von der richtigen Farbe umflossen wurde.

Für die heutige Sitzung nun war die Rollenverteilung denkbar klar: Marsha Wiggles saß für die **Somnioren** auf dem Podium, Penelope M'gamba für die **Animationen**, Adrian Humperdijk für die **Conversioren** und Moschus Mogoleia für die **Sublimatioren**. Die Fülle allen Lichtes aber verkörperte sich in den beiden **Divinatioren**. Sie stellten, so gesehen, die Krönung des Lebenswerks der beiden Schulleiter dar, der sie selbst zwar zustrebten, die sie wahrscheinlich aber nie erreichen würden.

Der Zufall, eine Filmaufnahme anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Scholasticus Schlauberger, brachte Adrian Humperdijk auf dessen Spur. - Frankfurt sollte sich überhaupt als wahre Fundgrube erweisen. Zumal, als dann auch noch das metaphysische Gegenstück von Scholasticus in Gestalt von dessen Schwägerin Grisella in Erscheinung trat.

Wie nicht anders zu erwarten, hatten die Beiden bereits viel Licht um sich geschart. Und ihre Zwillingsgeschwister hatten selbstverständlich auch etwas von dem strahlenden Gold des Himmels abbekommen.

Fieberhaft wurde seit Schuljahresbeginn an einer ‚Farbenlehre der ganz anderen Art‘ gearbeitet. Niemand war zuvor auch nur auf die Idee gekommen, die Farben in eine Entwicklungsreihe einzufügen. Alle Anstrengung war in der Zwischenschule auf die Ausbildung und Wahrnehmung verwandt worden. Und das war bereits eine große Aufgabe. Denn entweder die Begabten waren in ihren früheren Leben mit ihren Fähigkeiten natürlich und zwanglos umgegangen, oder sie hatten daraus Privilegien abgeleitet, wenn sie nicht gar gezwungen

worden waren, sich zu verstecken und zu verleugnen. Allein mit den Spätfolgen all der Probleme umzugehen, war schwer genug.

Der Prozess gegen Arundelle nun hatte gezeigt, wozu Divinationen fähig waren: Die Fülle des Lichts verlieh ihnen einen Weitblick, der über das beschränkte Spektrum der anderen Farben hinausging, diese zugleich aber auch irgendwie einschloss. Und doch drohte die Schule nun an der alten Weisheit: ‚Wo viel Licht ist, ist viel Schatten‘ - zu scheitern. Auch das war neu.

Zog das Licht die Dunkelheit nach sich? Hatten Grisella und Scholasticus die Dämonen der Finsternis auf die Insel gelockt? Oder hatten die längst Fuß gefasst, geisterten womöglich seit Jahren unerkannt unter ihnen, mischten sich in die Unternehmungen der Convioren, torpedierten Beschlüsse, sorgten für Unfälle, und nagten am Nimbus der Zwischenschule?

Das Bord der sechs Kursleiter sah sich jedenfalls großen Problemen gegenüber. Entsprechend war die Stimmung im Saal. Selbst wenn nicht alle begriffen, worum es eigentlich ging, dass sich die ganze Schule auf dem Prüfstand befand, und vieles auf des Messers Schneide stand, so packte die Erregung doch einen jeden.

„Eine Schlacht haben wir gewonnen“, eröffnete Scholasticus die Diskussion – „wenn auch mit schweren Verlusten - (und er dachte an die armen Schweine dabei), aber noch lange nicht den Krieg!“

Noch einmal wurde die Vertreibung der Dämonen in aller Ausführlichkeit besprochen. Tibors Anteil fand die nötige Würdigung, die sich sein Lehrer, Moschus Mogoleia, sogleich zu eigen machen wollte, obwohl dessen Beitrag eher kontraproduktiv gewesen war.

Davon wollte er nun nichts mehr wissen. Andere hingegen erinnerten sich nur zu gut: Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man Walter einfach abgeschlachtet!

Hämisch bemerkte er, die Schweine stünden ja nun leider nicht mehr zur Verfügung. Man täte gut daran, auf Schweine künftig zu verzichten, da die Dämonen offensichtlich eine Vorliebe für sie hatten.

Adrian Humperdijk wurde blass vor Wut. Nur mit Mühe gelang es seiner Frau, ihn auf seinem Stuhl zu halten und auch Scholasticus zitterte und bebte voll des heiligen Zornes. In der Tat, es gäbe noch sehr, sehr viel zu tun. Denn Mogoleia drückte nur eine Tendenz aus, und diese bestand nicht nur bei den Sublimationen. - Auch wenn Moschus Mogoleia dies auf besonders extreme Weise tat, die selbst Tibor und seinem Bruder Sandor Khan zu weit ging. Auch sie trugen

die Nase recht hoch und dünkten sich gern mehr als alle anderen, zumal, wenn es sich dabei um Tiere handelte. Doch ihr Lehrer übertrieb eindeutig, soviel war ihnen in den wenigen Wochen klar geworden.

Hier auf der Insel konnte jeder von jedem lernen. Ausgerechnet ihr Lehrer konnte oder wollte dies nicht begreifen.

Bevor die Diskussion, die sich wegen Mogoleias Redebeitrag entspann, völlig entglitt und auf ein unerwünschtes Gleis geriet, ergriff Grisella von Griselgreif das Wort:

„Wir wollten uns heute doch eigentlich einem ganz anderen Problem zuwenden. Dazu wurden umfangreiche Studien vorbereitet. Mir wäre sehr daran gelegen, nun zur Sache zu kommen, zumal angesichts der fortgeschrittenen Uhrzeit!“

Scholasticus begann sogleich nickend in seinen Unterlagen zu wühlen. „Völlig richtig, meine Liebe, ich danke dir – also, es geht um Folgendes. Wir haben ganz offensichtlich ein Problem. Und ich versichere Ihnen allen, dass auch wir Professoren dafür keine Lösung wissen. Wir sehen uns also einer echten Herausforderung gegenüber – einer wissenschaftlichen Herausforderung von höchstem Rang. Und ich würde mich glücklich schätzen, wenn es uns gemeinsam gelänge, ein wenig Licht in dies Dunkel zu werfen.“

Scholasticus rollte ein riesiges Blatt auseinander, das er vergeblich in den Overheadprojektor spannen wollte. Es war viel zu lang. So begnügte er sich zunächst mit einem ersten Ausschnitt.

„Bevor ich Ihnen nun den **Stammbaum des Lebens** veranschauliche, möchte ich doch in einfachen Worten das Problem umreißen, dem wir uns auf zweierlei Weise nähern werden. Die eine ist der ontogenetische Weg, also der Weg über die Entstehungsgeschichte jedes einzelnen Lebewesens von Zeugung und Geburt bis zum Tod. Der andere Weg ist die Phylogenese. Sie misst sich in Jahrmillionen. Sie ist mithin ungleich länger, denn hier sehen wir uns der Entwicklungsgeschichte des gesamten irdischen Lebens gegenüber.

Das Leben durchlief seit seiner Entstehung eine Fülle von Entwicklungsstufen. Es verbreitete sich auf die vielfältigste Weise, nahm alle nur denkbaren Formen an. Dabei blieb ein Moment freilich immer gleich. Das Streben nach Vollkommenheit.

Ganz gleich, wo man hinsieht, überall begegnet uns dieser Hang zum Perfektionismus. Ja, mehr noch, jede Lebensform scheint sogar über sich hinausstreben zu wollen. Es sieht so aus, als dränge die

Kreatur etwas, über sich hinaus zu wachsen, die ererbte Form abzustreifen, um eine modifizierte, höhere Form anzunehmen.

Aber lassen Sie mich zu dem ersten, womöglich weniger komplizierten Ansatz zurückkehren. Beide Wege werden zu verfolgen sein.

Die Ontogenese, also die Lebensgeschichte jeden Individuums, ist keineswegs weniger interessant oder auch nur einfacher als die Phylogenese. Keineswegs. Doch ist überschaubar. Hier ist ein entscheidender Vorteil gegeben. Die ganze große Entwicklung ist hier gleichsam im Zeitraffer eingefangen. Jede Stufe des Stammbaums unseres Lebens wird, wo nicht durchlebt, so doch wenigstens angedeutet. Schon im Mutterleib, im Ei, in der Larve, oder wo auch immer, entwickelt sich das Leben in raschen Sprüngen vom Einzeller über alle folgenden möglichen Formen heran. – Wie gesagt, es handelt sich um eine rasante und vergleichsweise blitzartige Andeutung der meisten dieser Stufen. Denn die Jahrtausende der gesamten Entwicklung werden ja in einen denkbar kurzen Zeitraum zusammen gepresst.

Doch nun zu unserem Problem, das Ihnen vor diesem Hintergrund zunächst einmal sichtbar werden kann:

Conversioren kehren aus Gründen, die wir noch zu erläutern haben, in mehr oder weniger regelmäßigen Zyklen zu einer früheren Stufe ihrer Entwicklung zurück, soviel scheint erst einmal gesichert.

Die Frage nach dem Warum wird uns ebenso zu interessieren haben, wie die Frage nach dem Wie. Doch das geht vor allem die Conversioren selbst an. Eine erste Näherung an das Phänomen als solches mag in dem Verweis auf die Totentiere enthalten sein. Wir haben uns vorzustellen, dass der Fötus im Mutterleib von seinem späteren Totentier in einer entscheidenden Entwicklungsphase auf irgend einem Wege heftig beeindruckt wurde. Können Sie sich vorstellen, auf welcher Entwicklungsstufe ein solcher Vorgang wohl stattfand?“

Scholasticus sah fragend in die Runde und traf auf wenig Verständnis. Niemand hob die Hand zum Zeichen, dass er zu einer Antwort bereit war. Scholasticus schüttelte unwillig den Kopf. Die Antwort schien ihm nur allzu offensichtlich zu sein.

„Ich denke, Sie wissen, worauf ich hinaus will“, fuhr er deshalb rasch fort. „Die fötale Begegnung mit dem Totentier erfolgt natürlich zu dem Zeitpunkt, an dem eben dessen Entwicklungsstufe erreicht ist – ich dachte mir, dass Ihnen dies ganz selbstverständlich und völlig

einleuchtend erscheinen würde“, setzte er nach, als er bemerkte, wie sich einzelne Mienen aufhellten.

Er erläuterte seine Ausführungen noch einmal, wiederholte, dass es auf das Zusammentreffen von Entwicklungsstufe und dem Schlüsselerlebnis ankäme, dem Mutter und Kind gleichermaßen ausgesetzt würden.

„Ein Sturz ins Wasser etwa, die Begegnung mit einem Meeresbewohner unter möglicherweise großen Gefahren, ja, gar in Todesnot, - vielleicht die Rettung durch einen Delphin – dergleichen, zum richtigen Zeitpunkt, könnte dazu führen, diese Entwicklungsstufe mit besonderem Gewicht zu belegen. Dies würde es dem fertigen Individuum später ermöglichen, immer wieder zu solch beglückender Begegnung zurück zu kehren.

Über die genauen Mechanismen dieser Rückkehr können wir freilich derzeit nur spekulieren. Eine Möglichkeit wäre, dass der Geist des Totentieres einen Platz im Herzen des betreffenden Menschen gefunden hat, also gleichsam bei ihm wohnt. Wie gesagt, dies wäre ein in sich stimmiger Erklärungsversuch. - Wir werden noch sehen, was wir von ihm zu halten haben.

Es ist doch überhaupt so in der Wissenschaft, dass wir solange mit den geläufigen Hypothesen arbeiten, bis diese sich als falsch erweisen.“

Allgemeines Aufatmen ging durch den Saal, endlich zeigte sich ein roter Faden. Ein Zugang war entdeckt. Die Conversioren sahen sich selbst mit anderen Augen, soweit sie nicht bereits gewusst hatten, wie es sich mit ihrem Totentier verhielt.

Alle nahmen - entgegen Scholasticus Rat - seine so plausibel wirkenden Erklärungen als die Wahrheit hin. Sie wirkte völlig einleuchtend und in sich schlüssig, wenn sie auch nicht erklärte, wie körperliche Verwandlung und Rückverwandlung immer wieder möglich wurde.

„Sie sehen, wir haben hier ein durchaus brauchbares Erklärungsmuster an der Hand, mit dem wir weiter arbeiten können“, wiederholte Scholasticus sich und freute sich über die allgemeine Zustimmung:

„Von hier aus ist der Weg nun nicht mehr weit zu dem uns gestellten Problem. Sie kennen es alle: Ein Känguru verwandelt sich in einen Menschen. – Dies tut es, nach allem was wir wissen, auf die Art und Weise der Conversioren. Doch wie ist das möglich? - fragen wir uns. Ein Känguru, ausgerechnet ein Känguru. – Manchen unter Ihnen läuft vielleicht bereits das Wasser im Mund zusammen, seine

Jagdinstinkte erwachen, aber ich will nicht polemisch sein“, sagte Scholasticus mit einem deutlichen Seitenhieb auf Moschus Mogoleia. - Er konnte sich diese Spitze nicht verkneifen. Dabei würde er selbst sogleich in die nämliche Kerbe hauen müssen:

„Der Stammbaum des Lebens ist unsere Richtschnur, sagte ich eingangs. Das Leben ist eine seltsame Kraft. Sein Streben hat **eine** Richtung; hat – ich betone – **eine** Richtung. Es ist, als schiene über allem eine imaginäre Sonne, der alles Leben zustrebt, der es entgegen wächst und unaufhörlich entgegen wachsen will.

Schauen wir uns nun den entscheidenden Abschnitt dieses Lebensbaums an.“

Scholasticus schob seine ellenlange Papierfahne auf dem Overheadprojektor auf und ab. Die Jahrmillionen tanzten als verwischende Spuren über die Leinwand. Endlich war er zufrieden. Der gewählte Abschnitt zeigte eine Abzweigung mit der Bezeichnung **Beuteltiere**. Der Hauptstrang freilich lief weiter, während auch der Nebenstrang der Beuteltiere die gleiche Richtung aufnahm und irgendwann in die Abzweigung - Riesenkänguru - mündete. Auf dem Hauptstrang waren inzwischen die Säugetiere aufgetaucht, sogar die Primaten und bereits ein erster Ur-Mensch.

„Sie sehen, wo unser Problem liegt“, fuhr Scholasticus mit seiner Erklärung fort: „Das Känguru gilt der gängigen Lehrmeinung nach nicht gerade als ein hochentwickeltes Lebewesen. Es ist dennoch in einem gewissen Sinne die Krone der Schöpfung, doch diese Krone befindet sich an einem ganz bestimmten, vom Rest der Welt abgetrennten Ort.

Aber ich will noch nicht zuviel vorweg nehmen, vor allem möchte ich Sie nicht mit meinen eigenen Überlegungen beeinflussen. Die könnten durchaus falsch sein, denn natürlich versucht man, sich einem Problem zu nähern, man kann wohl nicht anders. –

Langer Rede kurzer Sinn. Der zuvor aufgestellten These zufolge, ist es einem Känguru nicht möglich, sich einen Menschen zum Totemtier zu nehmen, da es bei seiner eigenen, individuellen Entwicklung zu keinem Zeitpunkt auch nur in die Nähe der Entwicklung des menschlichen Fötus gerät.

Diese Entwicklung setzt vielmehr einige Millionen Jahre neben und hinter beziehungsweise vor der seinen an (es kommt ganz auf den Standpunkt des Betrachters an). Sie können deutlich sehen, was ich damit sagen will.“ Scholasticus deutete mit dem Zeigestock auf die entscheidenden Punkte auf seiner Grafik und zog eine imaginäre Linie von den Kängurus zu dem Stamm der Säuger und zu den

Humanoiden, die sich daraus ableiteten und weiter zu den Urmenschen als der zeitlichen Entsprechung.

„Soweit das Problem. Ich hoffe, es ist Ihnen nun klar geworden. Das Känguru ist, der geltenden Lehrmeinung zu Folge, zurück geblieben. Seine Entwicklung reicht an die der Menschen nicht heran. Folglich kann die Stufe des Menschseins von einem Känguru zu keinem Zeitpunkt seines Lebens aufgesucht werden.

Ich lege Ihnen das gründliche Studium des Stammbaums allen Lebens hiermit ans Herz. Sie sehen, es kann durchaus nützlich sein, wenn man auch von der traditionellen Wissenschaft einiges parat hält. Solange wir über keine besseren Argumente verfügen, sollten wir uns derer bedienen, die uns zur Verfügung stehen.

Dies ist meine Meinung. Und damit darf ich Sie für heute entlassen. Vielleicht liegen uns ja bereits erste Lösungsvorschläge vor, wenn wir uns nächste Woche wieder hier versammeln. Ich würde vorschlagen, angesichts der Aktualität, wieder den heutigen Kreis zu wählen und nicht vorschnell in die alte Struktur zurück zu fallen.“

Die Mehrzahl der Professoren nickte und auch die Studierenden schienen der selben Meinung, dem heftigen Pochen der Knöchel nach zu urteilen, womit sie ihren Beifall auf akademische Weise bekundeten - falls sie denn überhaupt eine Meinung hatten. Die meisten schienen doch recht verwirrt.

Gehorsam griffen sie sich die riesigen Diagramme mit dem Stammbaum des Lebens, die für sie bereit lagen. Da käme ja allerlei auf sie zu. Gut ein Meter - voll gekritzelt mit Daten und Fakten – ein weit verzweigter Baum, - dessen einsame Spitze der Mensch einnahm.

Es wirkte, als sei der ganze große Aufwand nur um seinetwillen betrieben worden. Die meisten Seitentriebe waren alsbald verkümmert, was nichts anderes hieß als dass ganze Gattungen oder gar Arten ausgestorben waren. Andere wiederum schienen aus irgend einem Grund stehen geblieben zu sein, jedenfalls standen die Gattungen seit Jahrmillionen oder wenigstens seit Jahrtausenden still, entwickelten sich nicht weiter, drängten nicht über sich hinaus, sondern stagnierten oder degenerierten gar.

15. Billy-Joes Entscheidung.

Es war wieder so weit. Billy-Joe konnte es fühlen. Und hätte er es nicht selbst gemerkt, die mitfühlenden Blicke und besorgten Fragen der Lehrer, allen voran von Frau M'gamba und Herrn Humperdijk, hätten es ihn wissen lassen. In zwei Tage war Vollmond. Die Convioren bereiteten ihren Ausflug vor. Das Boot mit den Wächtern fuhr noch am selben Tage ab. Noch einmal galt es, alle möglichen Schlupfwinkel zu durchstöbern und die Gefahrenquellen zu entschärfen. Diesmal wollte man keine Vorsichtsmaßnahme außer acht lassen. Die Truppe der Wächter war denn auch um vier Mann verstärkt worden – vielmehr um drei Frauen und um einen Mann, die als neutrale Beobachter das nächtliche Treiben auf der Insel überwachen sollten.

Blut hatte man seit dem tragischen Unfall bei der Dämonenaustreibung wahrlich genug. Die Veterinäre hatten wenigstens die Geistesgegenwart besessen, nachdem sie den Tod der Schweine feststellten, deren Blut in Konserven ablaufen zu lassen. Blut konnte man nie genug auf der Insel haben, das wussten sie wohl.

Billy-Joe stand vor der Qual der Wahl. Ihm war, wie Frau M'gamba in einem persönlichen Gespräch erläuterte, die einzigartige Gelegenheit gegeben, sich zu entscheiden. „Allerdings, und hier wird es schwierig, ich weiß, ich weiß – die Entscheidung ist endgültig. So oder so. Dein Totemtier, vielmehr dessen Geist, will seinen Platz; oder aber es verlässt dich für immer, und es zieht seine schützende Hand von dir. Ein Gedanke, den ich persönlich kaum ertragen könnte“, sagte Frau M'gamba und schüttelte sich.

„Aber ich will dich nicht beeinflussen. Du selbst musst wissen, was du tust. Der erste Schock hat den Geist in dir dermaßen verunsichert, dass er nur allzu bereit ist, das Weite zu suchen. Zu tun gibt es andernorts mehr als genug. Es ist nicht so, als bedürfe niemand der zweiten Seele in seiner Brust. Allerdings – und da kommt wieder deine persönliche Entscheidung ins Spiel, ich kenne den Geist dieses Tieres nicht, ich weiß von ihm nichts, weiß nicht, was er fordert, und wohin er dich drängt. Wir haben alle nicht die Garantie, von unseren Geistern zum eigenen Wohl gelenkt zu werden. Die Blutbänke sprechen ihre eigene Sprache. Viele von uns überstehen die Vollmondnächte nicht ohne das Blut.“

Auch Billy-Joe erinnerte sich an den schrecklichen Durst, an dem er gelitten hatte. Doch ihm fiel auch anderes ein. Ihn schauderte nun auch. Nie wieder solche Gefühlsstürme erleben? Welche Ursprünglichkeit – Freiheit – Grenzenlosigkeit!

Er wusste, ihm würde für immer etwas fehlen, wenn er diese Tür hier jetzt zuschlug, das Tier in sich begrub oder vertrieb. War er dazu wirklich bereit?

Nachdenklich taumelte er aus der Besprechung. Frau M'gamba hatte ihm nicht wirklich helfen können, das bemerkte nicht nur sie, zu ihrem größten Bedauern. Nur weil sie mit ihrem Riesenvogel ein vergleichsweise friedvolles Zusammenleben geschaffen hatte, bedeutete dies nicht, dass andere ebenso glücklich waren.

Vor den reißenden Wölfen, und zu diesen rechnete sie die Dingos umstandslos hinzu, hatte sie eine Heidenangst. Da hieß es noch immer – ‚Wehe, wenn sie losgelassen!‘

„Ach Arundelle“, seufzte Billy-Joe, „was soll ich nur tun?“ Und noch einmal suchte der arme Junge um Rat. Er schilderte so getreulich wie er es vermochte, welche Gefühlsstürme über ihn hinweg brausten auf der Insel der Conversioren.

„Das steckt eben **auch** in mir, das bin ich auch – freilich nicht nur, aber kann und darf ich mir das jetzt für immer abschneiden?“

Arundelle fühlte Eifersucht kitzeln. Billy-Joe war auf dem besten Wege, ihrem Einfluss mehr und mehr zu entgleiten, das merkte sie wohl. Wollte sie ihn loslassen? – Nein, das wollte sie nicht. Es war ja so bequem, sich auf Billy-Joe zu verlassen, der immer für sie da war, dessen männliche Stärke und ursprüngliche Findigkeit sich so oft schon als unverzichtbar erwiesen hatten.

Wo stünde sie jetzt ohne ihn? Was wäre aus Laptopia geworden, wenn er nicht unter Einsatz seines Lebens in die Bresche gesprungen wäre? Sie würde ihn verlieren. Das spürte sie genau. Billy-Joe stand vor einer grundsätzlichen Entscheidung. Doch welchen Weg er auch wählte, nie wieder wäre es, wie zuvor. Arundelle wollte nicht schuld an seinem Unglück sein. Wenn er wegen ihr nun diese einmalige Gelegenheit verpasste, sich seinem Totemtier zu öffnen, es ganz in sein Leben hinein zu lassen, dann übernehme sie eine Verantwortung, die sie nicht tragen konnte. Außerdem würde sich die Entscheidung rächen – zu aller erst an ihr. Denn um ihretwillen, das spürte sie, würde Billy-Joe sein Totemtier, und was für sie so bedrohlich dahinter stand – nämlich Tika – preisgeben.

Wieder fühlte Arundelle diesen Stich in ihrem Herzen. Es tat weh, wenn man die ungeteilte Liebe eines Menschen verlor. Das fühlte sie jetzt, und es war das erste Mal seit langer Zeit, dass dieses Gefühl von Minderwertigkeit wieder über sie kam. - Oh, es schmerzte entsetzlich.

„Eins solltest du wissen, lieber Billy-Joe, ich kann und darf dir kein Hindernis werden. Vertraue auf dein Schicksal, folge deinem tapferen Herzen, wohin es dich auch zu führen wünscht – bedenke: ‚wer sich nicht in Gefahr begibt, kommt darin um!‘ Vielleicht war unsere gemeinsame Zeit abgelaufen, als wir Laptopia gerettet hatten. So ist mir jetzt. Die Zwischenschule, die, wie ich glaubte, uns endlich zusammen bringen würde, hat uns in Wahrheit getrennt. Denn hier konnten wir entdecken, was in uns steckt und was aus uns werden will: welche Fähigkeiten in uns schlummern. Dir eröffnet sich dein Weg und mir der meine. Wir werden immer Freunde bleiben, doch wir sind nicht eins. Wir werden nie miteinander verschmelzen, nie miteinander erleben, was sich dir unterm Vollmond offenbarte. Und es war erst der Anfang. Folge deiner Bestimmung, folge ihr, auch wenn es dir Leid bringt. - Folg ihr, wie ich der meinen folge. Nichts und niemand hält mich davon ab.“

Da spürte er sie wieder, diese befremdliche Härte, Arundelles Unbeugsamkeit. Wie eine stählerne Rute richtete sie sich nach jeder Verbiegung wieder auf, graublau stählerne Härte schimmerte aus ihren Augen, die selbst von der Farbe des Stahls waren – wieso nur hatte er dies nicht längst bemerkt? Sollte dies das Geheimnis der Somnioren sein? Nicht etwa romantisches Abtauchen, Wirklichkeitsfürcht und Weltverneinung – sondern diese Härte? Fast wollte es ihm nun scheinen, als verkörpere Arundelle die wahre Wirklichkeit der Somnioren, indem sie deren Farbe so unvergleichlich zum Leuchten brachte.

Beinahe hätte ihn diese Härte nun erneut bezwungen. Wie wohligh gab er sich ihr hin. Sie war es, die ihn anzog, die ihn alle Unterschiede verdrängen ließ. Arundelle war wie eine Sonne aus Stahl. Aber ihr grauer Glanz hatte einen Konkurrenten bekommen: den silbernen Mond mit der weichen Silhouette Tikas darin.

Vereinen, das wusste er, würden sich die stählerne Sonne und dem silbernen Mond niemals. Aber er könnte sich zwischen ihnen aufteilen, das wäre doch eine Möglichkeit. Dem Mond sollte die Nacht, der Sonne der Tag gehören. Wenn es denn so war, dass zwei Seelen eine Brust bewohnen konnten, dann sollte es auch gelingen, sich zwischen Sonne und Mond aufzuteilen.

Noch waren es Bilder, das wusste Billy-Joe wohl. Konnten sie ihm tatsächlich bei seiner Entscheidung helfen? Was wäre, wenn er aus dem Reich der Converioren nicht wieder auftauchte, wenn er darin rettungslos verloren ging? Aber war er denn im Glanz der stählernen Sonne verloren gegangen? Er war es nicht! Weshalb also

sollte ihn der silberne Mond um den Verstand bringen? Weil er mit andern Mitteln arbeitete - vielleicht! Es könnte so sein. Das Risiko war da. Doch das müsste er eingehen. Arundelle hatte recht – nur ‚wer sich nicht in Gefahr begibt, kommt darin um!‘

„Wir wollen dich nicht drängen, aber allmählich sollten wir schon Bescheid wissen“, ermahnte ihn Adrian Humperdijk, der selbst ganz aufgeregt war. Die Reise hinaus in die Freiheit war doch immer wieder eine Herausforderung, die er um nichts in der Welt hätte missen wollen. Für ihn war dieses Doppelleben ein wahres Lebenselixier geworden. Und dank des Verständnisses seiner lieben Frau, bereitete die Rückkehr auch kaum noch Probleme.

Billy-Joe war noch immer unentschieden. Die Zweifel trieben ihn um. - Arundelle war es, die auf ihre kompromisslose Art noch einmal hervor hob, dass er seine Entscheidung unmöglich von Sonne und Mond abhängig machen durfte. - Er hatte ihr seinen Vergleich anvertraut. Dieser hatte ihr nicht sonderlich gefallen, dennoch schien sie ihn zu erwägen. Er war vollends verunsichert.

Sie erklärte ihm auch warum: „Der Grund für deine Entscheidung sollte bei dir liegen. Worauf kommt es denn an bei deiner Entscheidung? Das sollst du dich fragen. Wir haben, weiß Gott, gesehen, was Dämonen aus uns Lebewesen machen können. Also, – was steckt in dir? Das ist die Frage. Ist es ein Dämon, dann sieh zu, dass du ihn los wirst. Ist es aber dein guter Geist, der dich weiterbringt und der dir wohl will, dann folge ihm um Himmels willen, - was denn sonst?“

Das war’s! Arundelle legte den Finger auf dem wunden Punkt. Endlich näherte er sich dem Kern seiner Zweifel.

Wie war der Geist beschaffen, mit dem er umging? Er hatte noch kaum Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, das stimmte schon. Andererseits waren da diese Gefühle, diese zwiespältigen, widerstreitenden Gefühle, die ihn immer dann überkamen, wenn er sich dem Geist öffnete und ihn Macht und Einfluss gewinnen ließ.

„Arundelle wusste auch dazu Rat. „Suche den Weg zurück, kehre zurück zu deinen Wurzeln. Erinner dich an deine erste Entscheidung und an die Suche nach deiner Identität. Du bist auf der Suche nach deinem wahren Ich schon einmal rückwärts gegangen. Damals bist du zu einem Knotenpunkt deines Lebens gelangt.

Diesmal wirst du wieder auf die Reise gehen müssen und dein Weg wird womöglich noch länger und mühsamer sein, denn wenn mich nicht alles täuscht, wirst du zurückkehren müssen bis in den

Mutterleib, bis dahin, wo das Schlüsselerlebnis mit deinem Totemtier stattfand. Du wirst es kennen lernen müssen, wirst die Wahrheit aushalten müssen. Was auch immer dort für dich zu finden ist: Es wird bindend sein und für deine Entscheidung verbindlich.“

Die Zeit drängte. Von allen Seiten wurde Billy-Joe bedrängt. Und da sollte er sich noch schnell in sich selbst zurückziehen, sollte gar an den Anfang seines Lebens zurückkehren, ja, weiter noch, in das Stadium seines vorgeburtlichen Werdens? War das nicht zuviel verlangt? Und wie sollte er dies ohne Hilfe bewerkstelligen?

Arundelle schlug vor, gemeinsam Tika zu besuchen. „Da wirst du erstens sehen, dass Sonne und Mond keineswegs unvereinbar sind, zum anderen kann vielleicht sie dir sagen, wie du den Weg zurück findest. Sie scheint den ihren bereits einmal gegangen zu sein, nehme ich mal an, so entschieden wie sie ist. Aber ich kann mich täuschen. Schaden könnte so ein Besuch jedenfalls nicht, - falls Tika uns überhaupt empfängt. Die hat vielleicht jetzt andere Sorgen.“

Tika befand sich wieder zur Nachbehandlung auf der Krankenstation. Sie würde den Ausflug zur Insel der Conversionsoren diesmal nicht mitmachen können, war ihr gesagt worden. Die Pfeilwunde war schon wieder aufgeplatzt und keineswegs verheilt. Tika fühlte sich elend, und Besuch kam ihr ungelegen, gerade der von Billy-Joe und dieser Arundelle, die sie unweigerlich mit ihrem Unglück verband, obwohl auch ihr längst klar war, dass diese nichts, aber auch gar nichts mit dem Anschlag zu tun hatte. Sondern im Gegenteil, vielleicht viel schlimmeres verhütete.

Als Arundelle und Billy-Joe ins Zimmer traten, drehte sie sich erst einmal ein wenig zu demonstrativ zur Wand. Sie wollte die Tränen des Zorns und der Enttäuschung verbergen, als sie bemerkte, mit wem Billy-Joe sie besuchte. Außerdem hatte sie schreckliche Kopfschmerzen. Aber die hatte Billy-Joe auch.

Arundelle packte die Nüsse und Früchte aus, die sie mitgebracht hatten und dekorierte alles auf dem schmalen Tischchen neben Tikas Bett. Dabei redete sie leise auf diese ein, wie sie es von ihrem Bogen her kannte, den sie wieder über der Schulter spürte und der ihr Kraft gab in dieser schwierigen Lage.

Aus der Asservatenkammer war der Zauberbogen nur befreit worden, weil ein anderer Bogen im Bootshaus entdeckt worden war, zusammen mit Pfeilen, die dem glichen, welcher für das Attentat benutzt wurde.

Da Arundelles Zauberbogen nun als Tatwaffe endgültig ausschied, gab es keinen Grund mehr, ihn unter Verschluss zu halten. Deshalb hatte er sich schon mal selbst befreit. Was er im übrigen die ganze Zeit über hätte tun können, mit Rücksicht auf seine Herrin jedoch unterließ.

Niemand auf der Insel schien sich darüber noch aufzuregen. Nur ihr ehemaliger Ankläger, Moschus Mogoleia, moserte jedes Mal, wenn er Arundelle mit dem Bogen über der Schulter sah.

„Ah, Diana wieder auf Kriegspfad“, diese oder eine ähnliche Bemerkung konnte er sich nicht verkneifen. Sie sollte humorvoll klingen, triefte aber voller Bitterkeit. Er hatte seine Niederlage noch keineswegs verschmerzt und war Arundelle weiter auf den Fersen.

Jedenfalls half der gute Geist ihres Bogens Arundelle jetzt die richtigen Worte zu finden und Tika allmählich aus ihrer Reserve zu locken. Nach einigen Minuten des Zuredens setzte sie sich sogar auf.

Arundelle fiel bei dieser Gelegenheit die verblüffende Ähnlichkeit zwischen Billy-Joe und Tika auf. Die beiden waren einander wirklich wie aus dem Gesicht geschnitten. Freilich war bei Tika alles um Grade feiner und kleiner geraten.

Tika schien nun bereit, von sich zu erzählen. Die unverhoffte Zuwendung und die ungeteilte Aufmerksamkeit, die sie erfuhr, lösten ihre Zunge. Als bald plapperte sie munter los, als habe sie nur auf eine solche Gelegenheit gewartet. Die Kopfschmerzen schienen vergessen.

„Ja, der Geist des großen Dingos hat sich mir im Traum offenbart“ bestätigte sie. Die Gelegenheit, sich einmal richtig zu Szene zu setzen, bereitete ihr sichtliche Genugtuung. Endlich fand sie die ihr gebührende Beachtung. Sie waren nun schon drei Monate auf dieser Insel zusammen und Billy-Joe bemerkte sie – wie es schien - heute zum ersten Mal. Ihr war die Ähnlichkeit mit dem großen, berühmten Billy-Joe, von dem alle redeten, schon längst aufgefallen.

„Selbstverständlich habe ich gewusst, wer der große gelbe Hund war, der mich so sehnsüchtig angeheult hat“, meinte sie und lächelte versonnen.

Nun saß er neben ihr, redete mit ihr, wollte etwas von ihr, und auch wenn es nicht unbedingt das war, was sie sich erträumte, so war es doch besser als nichts. Wäre nur dieses fremde Mädchen nicht bei ihm gewesen! Vielleicht – wenn es ihr gelänge, ihn ihrem Einfluss zu entziehen...

Dabei war diese Arundelle nett, sogar sehr nett - und redete mit einer atemberaubenden Offenheit über die geheimsten Gedanken und Gefühle!

In kurzen Worten erklärte Arundelle, worum es ihrer Meinung nach bei Billy-Joes Problemen der Conversion ging. Sie ließ auch Billy-Joes Ansicht über seine Sonne und seinen Mond nicht aus. Aber vor allem wies sie auf dessen Dilemma hin, welches dieser nun seinerseits mit kläglichen Worten zu schildern versuchte:

„Ich will von dir nur das eine wissen“, stammelte er: „Wie ist dein Geist beschaffen? - Vielleicht gibt es zwischen unseren Geistern eine ebensolche Ähnlichkeit, wie zwischen uns selbst, wo wir doch Dingos sind.“

„Ihr könntet Zwillinge sein“, nickte Arundelle.

Die beiden sahen einander an. Billy-Joe winkte verlegen ab. Er kannte seine Eltern und seine kleinen Geschwister alle. Auch Tika schüttelte den Kopf. Sie war in einer Missionsschule aufgewachsen. Die hatten ihre besonderen Talente entdeckt und sie in der Zwischenschule angemeldet, wenn auch nicht ganz aus freien Stücken. Zuvor nämlich hatte es auf der Missionsstation einen Besuch von Marsha Wiggles-Humperdijk gegeben.

An die Zeit vor der Missionsschule freilich erinnerte sich Tika nur sehr vage. Ihre Mutter war bei ihrer Geburt gestorben, hatte es geheißt.

„Und du selbst, woran Erinnerst du dich?“ - fragte Billy-Joe beinahe flehentlich. Auch ihm nämlich versagte alsbald die Erinnerung, wenn es um seine frühe Kindheit ging.

„Letztlich suche ich nach meinen Totemtier, vielmehr nach dessen Geist in mir und erwarte Hilfe bei meiner anstehenden Entscheidung. Deshalb will ich von dir soviel wie möglich erfahren. Wieso hast du keine Probleme? Weshalb zweifelte du nicht?“

Als Tika bemerkte, welche Absichten Billy-Joe umtrieben, wollte sie sich schon wieder beleidigt in sich zurückziehen. Sein Interesse an ihr galt letztlich nur sich selbst. Zugleich spürte sie die Verzweiflung des armen Jungen. Warum sollte er nicht erfahren, was sie wusste? Die gelbe Mutter besuchte sie noch immer im Traum, redete mit ihr auf ihre eigene Weise. Auch ihre Geschwister konnte sie sehen – gelbe quiekende Wollknäuel, im weichen Nest einer bergenden Höhle.

„Eines Tages erfuhr ich die ganze Wahrheit über mich. Auf dem Sterbebett erleichterte der Prior sein Herz und vertraute mir das Geheimnis meiner Geburt an. Jäger hatten zwei Menschenjungen aus

der Höhle eines tödlich verletzten Dingoweibchens geborgen. Den Jungen hatten sie liegen lassen, das Mädchen an die Mission verkauft, die damals noch einen Preis für Mädchen zahlte. - Meine Mutter ist also Dingo“, schloss Tika ihren Bericht. Sie war davon fest überzeugt und ließ keinen Zweifel aufkommen.

Arundelle kombinierte sogleich, was sich nur zu offensichtlich aufdrängte. Was, wenn das andere Menschenkind in der Höhle niemand anders als Billy-Joe gewesen war? Hatten Aborigines ihn gefunden, nachdem die Jäger mit Tika weiter gezogen waren? War Billy-Joe bei ihnen aufgewachsen? Das machte Sinn. So könnte es gewesen sein. Wie die Säuglinge in die Höhle des Dingos gelangten, wäre damit freilich nicht geklärt.

Ob sie ausgesetzt worden waren, ob ihrer Menschenmutter ein Unglück zugestoßen war? Niemand würde die Wahrheit je erfahren, wenn nicht Billy-Joe oder Tika sich selbst erinnerten. Auch die Ähnlichkeit zwischen den beiden wäre damit erklärt. Sie waren Bruder und Schwester, vielleicht sogar Zwillinge. Tika hatte den guten Geist der Mutter in sich erkannt und mit ihm ihr Auskommen gefunden. Sollte sie Billy-Joe ermutigen, es seiner Schwester gleich zu tun?

Doch was wäre, wenn die Dinge sich anders zugetragen hatten? Was, wenn sich ein noch früheres Erlebnis als ein drohender Schatten über das der nährenden Dingomutter wölbte? Was, wenn ein Dingorudel eine Menschenhorde heimgesucht, die wahre Mutter zerfleischt und die Kinder als lebende Beute mitgeschleppt hatte? Erklärte dies dann nicht den Zwiespalt in Billy-Joes geteilter Seele?

Arundelle wusste es ja: all ihre Überlegungen waren nichts als Spekulation. Es gab viele Möglichkeiten. Zu bedenken wäre zudem, dass das Schlüsselerlebnis unmittelbar an die entsprechende Entwicklungsstufe gekoppelt sein musste, wenn man den Stammbaum des Lebens zu Grunde legen wollte.

Auch wenn Billy-Joe von Zweifeln zerfressen wurde, so war Tikas Überzeugtheit vielleicht doch das schlagende Argument für ein Doppelleben.

Arundelle fühlte, wie ihr die Zustimmung um so leichter fiel, als sie nun zu wissen glaubte, dass Tika Billy-Joes Schwester war. Ihre Liebe zu einander nähme auf der menschlichen Seite nun doch wohl einen etwas anderen Verlauf!

Die verblüffende Ähnlichkeit und Tikas Geschichte ließen kaum Zweifel: Billy-Joe hatte keinen Grund, sich seiner Tiergestalt zu schämen. Wie auch immer der wilde Geist – das Totemtier in seiner

Seele – beschaffen sein mochte: In ihm steckte ein Gutteil der mütterlichen Kraft. Das musste genügen.

*

Adrian Humperdijk und Penelope M'gamba waren sehr erleichtert, als sie von dem Ergebnis des Gesprächs und den Schlussfolgerungen erfuhren. Sie beglückwünschten Billy-Joe zu seiner Entscheidung und dankten Arundelle für ihren Mut und ihre selbstlose Entschlossenheit, mit der sie geholfen hatte, Licht in das Dunkel von Billy-Joes verworrener Seele zu bringen.

16. Der Baum des Lebens – verbessert!

Arundelle, Florinna und Corinia - und als vierter im Bunde - Tibor ließen sich gemütlich am alten Bootshafen unten bei der Lagune nieder. Die Converioren bestiegen gerade ihr Boot. Tika war nun doch noch dabei. Die Ärzte sprachen von einem Wunder. Nach dem klärenden Gespräch nämlich heilte die Wunde innerhalb von Minuten ab, die zuvor nicht zu nassen hatte aufhören wollen.

Es war einmal wieder so weit. Der Vollmond würde in wenigen Stunden aufgehen. So stand es im Kalender. Kein Wölkchen trübte den Himmel: Es würde eine sternklare oder vielmehr eine **mondklare** Nacht. Ideale Bedingungen für das bunte Treiben der Converioren!

Arundelle hatte ihr Diagramm des Lebensbaums, das Scholasticus nach der letzten Stunde des Grundkurses ‚erkenne dich selbst‘ verteilt hatte, extra laminieren lassen. So konnte sie es unbesorgt in den feuchten Sand legen und ausbreiten.

Noch lag der halbe Nachmittag vor ihnen. Die nächsten Stunden gehörten ganz ihren Betrachtungen. Das Problem, an dem sie arbeiteten, war von enormer Bedeutung und stellte eine echte Herausforderung dar, denn es gab bisher keine schlüssige Lösung dafür.

Irgend etwas fehlte in der Darstellung. Das war das Mindeste, was ihnen einfiel, wenn nicht gar das ganze Diagramm das Papier

nicht wert war, auf dem es gedruckt stand. Doch damit hätten sie es sich wohl zu einfach gemacht. Den Baum des Lebens in Bausch und Bogen zu verwerfen, wäre keine Lösung. Was aber blieb dann?

Der erste Vorschlag, die ganze Theorie des Lebensbaums zu verwerfen – er kam von Tibor –, schied also aus. „Gut, dann behaupte ich, dass dieses Diagramm unvollständig ist.“

„Das ist das Mindeste, außerdem ist es offensichtlich“, stimmte Corinia zu.

„Wie denn das?“ - fragte Florinna interessiert ihre kleine Schwester von der sie eigentlich keinen Beitrag erwartet hatte und die Tibor damit nur unter die Arme hatte greifen wollen, der sich dafür mit einem freundlichen Lächeln bei ihr bedankte.

Der kleine Tibor hatte es Corinia angetan. Es war ihr großer Kummer, dass er nur Augen für Arundelle zu haben schien. Der kleine krummbeinige Kerl hatte ein breites Gesicht das links und rechts je ein spärlicher Zopf rahmte. Trotz seiner Jugend wirkte seine Haut wie aus gegerbtem Leder. Man glaubte, die Weite und die Freiheit der Steppe in seiner Nähe zu spüren, die Lockungen wilder Ritte und einsamer Nächte am Hirtenfeuer.

Ein wenig gewaltsam riss Corinia sich aus ihrer Träumerei: „Wo, bitteschön, finden wir die Meermenschen?“ - fragte sie und verblüffte damit alle, denn an die Meermenschen hatten sie gerade am allerwenigsten gedacht.

„Richtig, wo sind die Meermenschen in dem Diagramm?“

„Die haben die Meermenschen glatt vergessen!“

„Nicht vergessen, die wissen von denen nichts!“

„Da fallen mir doch gleich auch noch die Flattermädchen ein“, ließ sich nun Florinna vernehmen, nachdem alle ihre Zustimmung bekundet hatten.

„Keine Meermenschen, keine Flattermädchen und keine Sandmännchen! Das ist ja interessant“, Arundelle war begeistert.

Doch ihre Begeisterung verpuffte schnell. Wie ging es von hier aus weiter? Alle blickten ein wenig ratlos ins Leere. Schließlich ergriff Arundelle wieder das Wort:

„Jeden Tag werden an die fünftausend neue Tierarten entdeckt, das muss man denen zugute halten; kaum vorstellbar, was?“

„Und genau so viele oder noch mehr werden ausgerottet“, konterte Florinna: „Soviel zu deren Entschuldigung.“

„Ich kann sie ebenfalls nicht akzeptieren“, rief Corinia aus: „Die haben nicht nur irgendwelche Arten unterschlagen, sondern überall die Spitze abgekappt, jedenfalls bei den Fischen und den Vögeln“ –

„stimmt, das können wir bis jetzt bereits belegen. Denn worum geht es uns? – Wir wollen den Menschen von seinem einsamen Sockel stoßen, wollen nachweisen, dass er nicht die Krönung, sondern ein Teil in der Kette der Entwicklung und Entfaltung des Lebens ist, auch wenn es ihm als dem gefräßigsten Räuber gelang, alle anderen weit entwickelten Lebensformen zu unterdrücken und in ferne Nische abzudrängen.“

Arundelle redete sich allmählich warm. Sie glühte vor Empörung und schämte sich, ein Mensch zu sein, angesichts des Wütens dieser Gattung.

„Der Mensch ist der schlimmste Räuber aller Zeiten“, bestätigte Tibor – „diese Einsicht gehört zu den Weisheiten meines Volkes, auch wenn manche daraus die falschen Schlüsse ziehen. Unser Urahn zum Beispiel!“

Tibor bezog sich auf Dschingis Khan, der in einem beispiellosen Raubzug halb Asien und Europa im Blut ertränkte.

„Und er hat noch immer seine Anhänger, wie man sieht“, Tibor meinte Moschus Mogoleia, das war allen klar.

„Sind wir uns unseres Problems überhaupt bewusst?“ - fragte Arundelle in die Runde hinein. „Walter verwandelte sich in einen ‚Wermenschen‘. Daraus geht schlüssig hervor, dass er bei seiner persönlichen Entstehung die Stufe des Menschseins kurz gestreift und dann hinter sich gelassen hat, um sich weiter zu dem superschlauen Riesenkänguru zu entwickeln, das über Telepathie verfügt, und ausgesprochen intelligent und sensibel ist. - Soweit so gut, oder gibt es Einwände?“

Alle schüttelten die Köpfe. Arundelle besaß die seltene Gabe, die Dinge kurz und knapp beim Namen zu nennen. Genau so hatte es Scholasticus ihnen erklärt. Arundelle gab seine Erklärung fast im Wortlaut wieder:

„Jedes Individuum durchläuft im Zeitraffer alle Stationen der Entwicklung seiner Art. Das ist der Grund dafür, dass es einem Converter möglich ist, zu einer früheren Stufe seiner Entwicklung zurück zu kehren.“

Daraus folgt: Nur wenn sich in Walters Entwicklungsgeschichte die Stufe des Menschseins irgendwo fand, konnte es ihm gelingen, auf diese Stufe zurückzukehren.“

„Dann lasst uns also den Baum des Lebens nach geeigneten Abzweigungen durchforsten“, schlug Tibor vor.

„Ich weiß nicht, Walter gehört zu den Beuteltieren, deren große Zeit liegt weit vor den Säugetieren, zu denen der Mensch zweifelsfrei gehört.“

„Es sei, es gab Beutelmenschen“, unterbrach Florinna aufgeregt.

„Ja, oder sogar Fischmenschen, versteht ihr, Fische sind so uralte, so unvorstellbar lange auf der Welt, dazu verhält sich die Entwicklung der Säuger, wie ein Stecknadelkopf zu einem Fußball“, schrie Tibor heftig – wie ein Blitz war die Erkenntnis von Corinia auf ihn übergesprungen.

„Das ist es“, Arundelle schlug sich vor den Kopf. Plötzlich sah sie überall Krönungen bei vielerlei ganz unterschiedlicher Entwicklung.

Die fortgeschrittenen Säugetiere bildeten sich nur ein, in Gestalt des homo erectus - die einzige Krone hervor gebracht zu haben!

Walter brauchte die Säuger gar nicht, um ein intelligenter Zweibeiner zu werden. Auch in seiner Entwicklungsgeschichte musste sich dieses gefährliche Raubtier finden. Ein Raubtier auf zwei Beinen, mit dem höchsten Intelligenzquotienten und der nämlichen Bosheit und Tücke, die den ‚Homo sapiens‘ zum Leidwesen der gesamten Schöpfung prägt.

Des Rätsels Lösung war gefunden. Ihre Hausaufgaben hatten sie gemacht. Vielleicht war ihnen an diesem denkwürdigen Nachmittag eine epochale Entdeckung gelungen! Arundelle liebte es, in gewaltigen Dimensionen zu schwelgen.

Florinna und Corinia blieben trotz ihres Erfolges eher skeptisch. Tibor machte sich aus der Wissenschaft nicht allzu viel. Trotzdem war er zufrieden. Wenigstens hatten sie den Nachmittag nicht nutzlos vertan.

Ein jauchzender grüner Wirbelwind fegte über das Wasser und landete sanft im weichen Sand. Sandor Khan und die patagonischen Schönen winkten heftig.

Alle fleißigen Studierenden der kleinen Arbeitsgruppe sahen einander fragend an. Warum nicht? - sagten ihre Blicke. Die Arbeit war getan. Ehe der Abend sich nieder senkte, könnten sie sich ruhig ein wenig Spaß gönnen.

Tibor ergriff Corinia bei der Hand. Die Sublimatioren nahmen jeweils eins der Mädchen zwischen sich.

„Dies wird ein großer Kreis – nicht ganz stabil, aber bestimmt lustig“, rief Tibor. Und schon wirbelte der Sand, huschten die Füße. Schneller und schneller drehte sich der Kreis. Den Mädchen

schwindelte, grüne Sterne rasten vor ihren Augen. In den Ohren gellten die Jauchzer der Sublimatioren.

Dann spürten sie, wie ihre Füße den Kontakt zur Mutter Erde verloren. Ein kleiner Schreck durchzuckte sie, doch der wurde nur zu bald aufgehoben, denn es ging in die Lüfte – hinauf – hinan – immer der Sonne nach, die hinter einem grünen Schleier ihrem Tagesziel zustrebte.

Unter sich wussten sie nichts als das weite Meer auf dem ihr grüner Wirbel das Wasser dort aufschäumen ließ, wo sie über es hinrasten. An Höhe gewannen sie. – Die Sonne verlängerte noch einmal ihre Strahlenarme, denn der Horizont wich um so weiter zurück, je höher sie stiegen.

Unterm Jauchzen lauerte die Angst – was, wenn die Hände losließen, der grüne Wirbel in sich zusammen sackte? Die Sublimatioren könnten sich sicher behelfen, doch was war mit ihnen?

Als hätten ihre Ängste das Unglück angezogen, dröhnte auf einmal die Stimme von Moschus Mogoleia an Arundelles Ohr. Sein scharfer Befehl in unverständlichen Lauten hallte noch lange nach.

Drei Mal wiederholte er seine Order, bis seine Schüler ihm gehorchten.

Arundelle fühlte, wie sich die Hände links und rechts aus den ihren lösten. Im Fallen gellte die höhnische Stimme von Moschus Mogoleia ihr nach: „Nun träum dich nur flugs davon, wenn du kannst. Das Meer ist tief und das Land ist weit! Mal sehn, wie weit du nun kommst, ohne Protektion!“

Wie reife Äpfel plumpsten Florinna, Corinia und Arundelle ins aufspritzende Wasser. Der wilde Tanz im grünen Wirbel hatte für sie ein jähes – und wie sie bald bemerkten, - ein tödliches Ende genommen.

Zunächst freilich paddelten die Drei tapfer durch die salzigen Fluten. Die lange Dünung wiegte sie sanft, das Wasser trug sie, solange sie sich ein wenig bewegten. Doch als die schwarze Dämmerung nieder sank, Mond und Sterne über ihnen aufgingen, und um sie her nichts als flüsternde Schwärze herrschte, da kroch die Bangigkeit in ihre Herzen.

Wie lange würden sie durchhalten können? Wer würde sie vermissen? Und wie würde man sie finden? Drei winzige schwarze Punkte bei Nacht im endlosen Ozean! An die Gefahren aus der Tiefe mochten sie gar nicht denken.

Stunde um Stunde trieben die drei durch das Wasser. Erst fröstelten sie, dann froren sie. So moderat die Wassertemperatur auch

war, die Körperwärme wurden ihren geschwächten Gliedern doch entzogen. Die Muskeln verhärteten. Es war ihnen all ob sie innerlich verdorrten. Das Salz fraß sich in Augen, Nase und Mund, ließ die Zunge anschwellen und machte das Atmen schwer.

Corinia gab sich als erste auf. Ein letztes mattes Winken, dann ließ sie sich in die Tiefe sinken. Sie mochte nicht mehr kämpfen. Wozu? Es kam darauf nicht mehr an. Florinna verstand und folgte ihr. – und wenn nun doch Retter nahten? Das weiche Nass umfing sie. – Eine Spur zu gierig, wie sie fand, allzu begierig, sie in die Tiefe zu ziehen. Doch darauf kam es nun nicht mehr an. Was sollte sie ohne Corinia auf dieser Welt?

Sie fühlte, wie sich ihr Geist auflöste. Ihr Leben spulte im Zeitraffer an ihrem geistigen Auge vorüber. Ein schönes, allzu kurzes Leben! - Was ihre arme Mutter wohl ohne sie täte? Würde sie sich trösten können? Fast hätte der Gedanke an ihre Mutter sie noch einmal zurück gerissen. Doch es war schon zu spät. Selbst wenn sie gewollt hätte, gegen die bleischwere Umarmung der See wäre sie nun nicht mehr angekommen.

Heim, heim, heim in die unauslotbaren Tiefen des urtümlichen, ursprünglichen Lebens!

Arundelle merkte, erst als sie ganz allein war, wie wenig auch ihr nach Kämpfen zu Mute war. Zuvor hatte sie sich als Motor begriffen und als Corinia und dann auch noch Florinna aufgaben, empfand sie dies als ihre persönliche Niederlage. Doch jetzt senkte sich auch über sie die große Gleichgültigkeit. Sie wehte zu ihr aus dem endlosen Atem des Meeres. Er raunte ihr zu, endlich aufzugeben, los zu lassen, nicht länger gegen das Schicksal anzukämpfen, sich drein zu schicken, klein bei zu geben, sich nicht so wichtig zu nehmen und dem Lauf der Welt nun nicht mehr ins Rad zu greifen.

Auch sie erlebte ihr Leben noch einmal. Es flog noch einmal vorbei von Höhepunkt zu Höhepunkt. Sie erlebte ihre Triumphe und Siege. – Die Niederlagen verschwammen eher zum traurigen Bodensatz, bei dieser großen Zusammenschau, bei dieser so einmaligen Schlussbilanz. Sie wusste sie nun: alles war damit endgültig vorüber.

Dann sank auch sie, ihr Bewusstsein versank zugleich, und ging ins Allgemeine ein. Es verlor sich in unendlich weiter Tiefe des schwarzen, schweigenden Meeres – dem Meer der ewigen Ruhe, wie sie nun erfuhr.

Drei Mädchenkörper versanken. Immer tiefer sanken sie hinab in die geheimnisumwitterte Finsternis, wohin kein Auge dringt. Es sei, es gehörte den Bewohnern der Tiefe.

In Schichten baute sich auch das Meer auf, darin dem Wald nicht unähnlich, der am Boden erst Gräser und Moos hervorbringt, denen die Zone der Büsche folgt, die in den Niederwald übergeht. Dieser endlich wird vom Hochwald überragt, der Obersten und letzten Etage.

Hier im Meer verhielt es sich gleichsam seitenverkehrt. An der Oberfläche schwammen allerlei Gräser und Tang. Korallen wuchsen, wo noch Sonnenlicht hinschien. Den Büschen entsprachen die düsteren Riffe, die den großen Schwärmen der Fische Schutz boten. Dem Hochwald aber entsprach das geheime Land der Meermenschen, die wie einstmals auch die Urmenschen, gleichsam auf den Baumwipfeln lebten, um nur gelegentlich diese Region zu verlassen, sich in die gefährlichen Niederungen, die hier aber die Meeresoberfläche darstellten, zu begeben.

Während der Hochwald kaum je die fünfzig Meter Marke überschreitet, erreicht die Meerestiefe nicht selten ein viel hundertfaches dieser Höhe. Kein Wunder, dass auf der festen Erde kein Mensch über die Bewohner der Tiefe Bescheid weiß.

17. Ein Unfall, der möglicherweise keiner war...

Adrian Humpertdijk war in seinem Element. ‚Gerade im Kontrast genießen wir‘, dachte er, während er mit mächtigen Flossenschlägen die Fluten durchmaß. Er wusste, wohin er wollte. Es zog ihn mit Macht zu den Seinen.

Er gewann an Tiefe, hielt sich in südlicher Richtung. Schon tauchten die Formationen des Festlandssockels auf, in dessen Schatten – gut geschützt und verborgen, der Unterwasserstadtstaat Australis lag.

Auch Adrian hatte sich erst eingewöhnen müssen, wie so mancher, der den Sprung ‚über den großen Teich‘ wagte. Dies war doch eine ganz andere Welt hier in ‚down under‘. - Denn

ursprünglich stammten die Meermenschen aus Bermudia. Und das lag auf der anderen Seite der Welt.

Früher nahm man eine lange und gefährvolle Reise auf sich, um den neuen Kontinent zu erreichen, doch inzwischen gab es eine bequeme Zugverbindung. In wenigen Wochen bewältigte man eine Strecke, die zu Anfang des Kontinentalaustauschs bisweilen Monate dauerte.

Die Technik machte auch hier unten rasante Fortschritte. Die Erfindung des Turbosaugbeschleunigers und des Wasserstoffmotors revolutionierte das Transportwesen. Früher war man auf die Kraft der eigenen Flossen angewiesen und den Gefahren des Meeres ausgeliefert: Gefährliche Untiefen mussten passiert, neuralgische Berührungspunkte mit den Oberirdischen mussten bewältigt werden - von den gefräßigen Räufern, den riesigen Haien, den gewaltigen Kraken, den giftigen Rochen und Moränen ganz abgesehen. So war damals kaum jeder Zweite ans Ziel seiner Reise gelangt.

Die Karawanen, zu denen sich die Reisenden später formierten, boten ein wenig mehr Schutz, wenn sie auch um vieles auffälliger und vor allem beim Kontakt mit Oberirdischen von großem Nachteil waren.

Wäre Adrian damals nicht von einer solchen Karawane gefunden worden, dann gäbe es ihn nun nicht mehr. Als ein Oberirdischer, ohne alle Kenntnis seiner besonderen Begabung, hatte ihn seine geheime Sehnsucht gleichwohl zur Seefahrt getrieben. Sein Schiff war von einem U-Boot versenkt, und er mit den Wrackteilen in die Tiefe gerissen worden. Als er wieder zu sich kam, Tage mussten vergangen sein, denn die Karawane, die ihn gefunden hatte, war längst an ihrem Ziel, fand er sich in Bermudia, der alten Hauptstadt des Königreichs Melisandrien wieder.

Als Kuriosität gelangte er wenig später an den Hof von König Melisander, mit dem ihn bis zum heutigen Tage eine tiefe Freundschaft verband.

Adrian hatte die Seinen bewegen können, ins neue Land auszuwandern. So war es ihm möglich, jeden Monat für einige Tage bei ihnen zu weilen. Wenn er auch nur selten Gelegenheit bekam, seinen Freund König Melisander zu sehen, denn dieser weilte natürlich in der Hauptstadt seines Reiches, wenn er nicht gerade zum Staatsbesuch in die Kolonien kam.

Immer wieder ermahnte Adrian ihn eindringlich, nur nicht den Kontakt zu der Neuen Welt abbrechen zu lassen. Die Entwicklung

strebte allzu rasant auseinander. Um der Einheit des Meervolkes Willen, sollte er sich ja öfters sehen lassen!

Denn immer wieder wurde in Australis der Ruf nach Unabhängigkeit laut. Es gab Adrian jedes Mal einen Stich. - Er fühlte sich dem alten Bermudia auf sentimentale Weise verbunden. Die Politik seines Freundes König Melisander aber konnte er nicht guthießen.

Auch hier unten also holten Krisen ihn ein, denen er doch eigentlich zu entfliehen suchte. Wenn sie auch etwas anderer Art waren, als die, welche er all monatlich hinter sich ließ.

*

Adrian freute sich auf die vor ihm liegenden Tage. Endlich wäre er wieder in seinem Element. Die unnachahmliche Frische eines Unterwasserlebens konnte sich nur vorstellen, wer sie schon einmal am eigenen Leibe genoss. Vergeblich versuchte Adrian, seiner Frau Marsha die Freuden des Unterwasserlebens schmackhaft zu machen. Sie war nicht zu überzeugen. Wenn er ganz ehrlich war, dann gestand er sich ein, dass ihm dies nicht zum Nachteil gereichte.

Schon von Weitem konnte er eine Jagdgesellschaft hören. Ein Schwarm Heringe war wohl gesichtet worden. Kreischen und Lachen drang wohlgefällig an sein Ohr. Er spürte, wie ihm das Herz aufging. Bald war er daheim!

Doch plötzlich brach das Lachen unvermittelt ab. Stattdessen hörte er Schreckensrufe. Rasch näherte Adrian sich und als er eine Felsnase umschwamm, sah er die kleine Gruppe der Meermenschen unweit im trüben Grund, wie sie sich über drei leblose Körper beugten, die dort lagen.

Schon von Weitem erkannte Adrian, um wen es sich handelte. Die drei Mädchen hatte er bei seiner Abreise noch vor wenigen Stunden putzmunter am Strand der Insel Weisheitszahn gesehen.

Aus eigener Erfahrung wusste er, dass der Tod hier unten besiegt werden konnte. Doch Eile war geboten. So fiel die Begrüßung diesmal denkbar knapp aus. Adrian drängte zu höchster Eile. Es müsse alles getan werden, um diese Drei so rasch als möglich ins Leben zurück zu rufen, bevor sie noch Schaden an ihrem Verstand nahmen.

Schnell war die Scheu überwunden, zumal als Boetie, eines der Meermädchen, Corinia erkannte, die sich seit dem Schulfest in unregelmäßigen Abständen mit ihr verabredete.

Die leblosen Körper der Oberirdischen wurden also in aller Eile zur nächsten Unfallstation gebracht. Zum Glück wusste Adrian noch, was zu tun war. Ohne ihn wäre die Rettung vielleicht nicht mehr

gelingen. Denn der Kiemenatmungsaufsatz sollte innerhalb kürzester Zeit eingesetzt werden. Das war an sich keine großartige Sache, sondern erforderte allenfalls ein wenig Geschicklichkeit.

Kaum war die Umwandlung vollzogen, da schlugen die drei Erdlinge denn auch die Augen auf. Sie staunten nicht schlecht, als sie bemerkten, wo sie sich befanden.

Boetie und Corinias lagen einander in den Armen. Erst jetzt wurde ihnen so recht bewusst, wie lieb sie sich hatten.. Zumal Corinia zum ersten Mal eine von ihnen. Statt - wie sonst - das Gesicht hinter einer Luftblase oder dem Beatmungsgeräts zu verbergen, umwehten nur ihre langen Haare den Kopf. - Flossen waren ihr freilich nicht gewachsen. Aber auch so, zumal mit künstlichen Schwimfflossen, klappte die Vorwärtsbewegung vorzüglich.

Weder Florinna noch Arundelle hatten Schaden an Leib und Seele genommen, Corinia schon gar nicht, die sich zum ersten Male vorstellen konnte, auch zu den Conversioren zu stoßen. Zumal, als sich Adrian Humperdijk zu erkennen gab, dessen schlanker Fischleib ihn um Jahre jünger wirken ließ, der sich aber wenigstens im Gesicht als Meermann nicht einmal unähnlich sah.

Zunächst blieben die Drei noch unter Beobachtung, doch schon nach einer halben Stunde meinte der diensthabende Arzt, er könne wohl nichts mehr für sie tun.

Adrian nahm sie gern unter seine Fittiche und in Boeties Begleitung zeigte er ihnen die ganze Stadt Australis, die in der Tat beeindruckend war. - Auf engstem Raum türmten sich die Gebäude und ragten weit ins azurblaue Meer hinauf, bis nahe an den Schutzschirm heran, der die Stadt den neugierigen Augen von oben entzog.

„Die Siedler von Australis haben’s gleich richtig angepackt: erst einmal haben sie einen riesigen Schutzschirm errichtet, unter dem sie dann ungestört nach Herzenslust bauen konnten. Zwar ist der Raum inzwischen ein wenig knapp geworden, aber das tut dem Reiz der Stadt keinen Abbruch, finde ich“, erklärte Adrian Humperdijk.

Boetie zeigte den Mädchen, wo sie wohnte und lud sie zu sich ein.

Adrian verabschiedete sich. Denn auch er brannte darauf, endlich zu seinen Lieben zu kommen, die ihn sicher bereits erwarteten. „Spätestens in drei Tagen komme ich euch holen“, verabschiedete er sich. Ich lass euch meine Anschrift da, für den Fall, dass was ist.“ Und schon war Adrian verschwunden, während Boetie

sich elegant durch ein ziemlich schmales Loch zwängte, das ins Innere ihres Hauses führte und anscheinend den einzigen Eingang bildete.

Die Mädchen folgten ihr eine nach der anderen. Dabei stellten sie fest, wie ungelenken sie waren, denn es kostete sie einige Mühe, es Boetie gleich zu tun.

Selbst für Corinia war das Innere eines Hauses neu. Zu sich hatte Boetie sie zuvor noch niemals gebeten. Sie hatten sich immer nur an öffentlichen Orten und außerhalb der eigentlichen Stadt verabredet und dann auch nur für kurze Zeit.

Dass sie – gleichsam als Ausländerinnen - nun in die Stadt herein gelassen wurden, war ein großer Vertrauensbeweis und hatte wahrscheinlich mit ihren umgepolten Lungenfunktionen zu tun, denn damit gelang ihnen ein wenig besser, die Welt aus der Perspektive der Meermenschen zu begreifen. Erst jetzt konnten sie voll ermessen, was es hieß, unter dem Meer zu leben, während über einem das Verderben der Menschenwelt lauerte.

Außer in Märchen und Sagen wussten die Oberirdischen freilich nichts von der Existenz dieser Meeresbewohner. Und das war gut so.

Die vielen Eindrücke und all das Unbekannte um sie her hatte bislang verhindert, dass die Freundinnen über den Anschlag auf ihr Leben nachdachten. Ihre wundersame Rettung nahm sie noch ganz in Anspruch. Aber sie würden Adrian Humperdijk von dem Vorfall erzählen müssen, falls der nicht bereits Bescheid wusste.

Zweifellos hatte Moschus Mogoleia beabsichtigt, sie zu töten. Wie hätte er auch wissen können, dass unten im Meer gerade eine Jagdgesellschaft unterwegs war und Adrian Humperdijk sich auf dem Weg nach Australis befand?

Arundelle erinnerte sich an die hämische Stimme. - Waren sie zu leichtsinnig gewesen? Wie konnten sie sich von den Sublimationen soweit aufs Meer hinaus locken lassen? Doch Tibor und seine Freunde hatten sie bestimmt nicht hereinlegen wollen! Allzu widerstrebend war Arundelle von ihm losgelassen worden! Wer weiß, was Mogoleia ihnen androhte? Immerhin war er ihr Lehrer. Außerdem verfügte er wahrscheinlich über Mittel und Wege, die Sublimationen seines Fachbereichs unter seinen Willen zu zwingen.

Wie auch immer – eine Untersuchung war fällig. Arundelle war fest entschlossen, diesmal die Dinge keinesfalls auf sich beruhen lassen! - Kaum war die eine Gefahr beseitigt, da folgte bereits die nächste. Erst der Anschlag auf Tikas Leben, dann die missglückte Dämonenaustreibung und der Tod der unglücklichen Schweine, Walters grausige Verwandlung - und nun das!

Arundelle schüttelte die bohrenden Fragen und Gedanken für jetzt von sich, so gut sie konnte. Wann bekäme sie schon Gelegenheit, eine ganz Neue Welt zu entdecken? - Boetie war ja so nett und bemühte sich reizend um sie. Sie zeigte ihnen ihre Schlafbereiche, wo sie die nächsten beiden Nächte zubringen würden.

Das Haus erwies sich als erstaunlich geräumig. Boetie bewohnte es dem Anschein nach allein. Doch das täuschte. Gegen Abend kehrte ihr Vater nach der Arbeit heim. Er war Korallenmaurer und Muschelkalkaufbereiter.

„Für Leute vom Bau, gibt's immer was zu tun“, erklärte Boetie und man sah ihr an, wie stolz sie auf Molo, ihren Papa, war.

„Hoffentlich stören wir nicht“, beratschlagten sich die drei Gäste und vergaßen, dass Boetie ihre Gedanken las. „Ich habe eher Sorge, dass euch unsere Lebensgewohnheiten fremdartig und abstoßend vorkommen“, sagte sie. „Ihr erinnert euch doch an das große Schulfest? Weshalb glaubt ihr, wurde der Vorhang so hastig zugezogen, als wir daran gingen, unseren Festschmaus zu verspeisen? Unter Wasser wäre kochen sinnlos, nicht wahr?“ - erklärte sie weiter: „Außerdem lieben wir nun mal Rohkost.“

Spätestens als die drei Freundinnen Vater Molo beim Verteilgen seines Nachtmahls erlebten, wussten sie, was Boetie meinte. Rohkost bezog sich nicht etwa nur auf Algen, Tang und Seegras: Molo zerriss einen gewaltigen Tintenfisch vor ihren Augen. Die dunklen Sepiawolken, die aus dem armen Tier quollen, hüllte ihn zum Glück für sie bald gänzlich ein und verzogen sich erst allmählich wieder, als er den größten Teil seiner Beute verschlungen hatte.

Boetie schnappte gedankenverloren nach den umherschwimmenden Resten und verspeiste sie mit Genuss, während sie mit der andern Hand Seegras rupfte. „So nehmt doch auch, ist genug für alle da“, sagte sie und wies auf das Tablett mit frischem Seegras. Doch der rechte Appetit wollte sich nicht einstellen.

„Wir sind auch oben keine großen Esser“, sagten die Drei lahm und pflückten sich ein paar Gräser. Ihr scharfes Aroma brannte zunächst auf der Zunge, außerdem schmeckte alles nach Fisch. Aber das lag vielleicht am Wasser im Raum, in dem noch immer Tintenfischstücke von der Hauptmahlzeit herumschwammen.

Nach dem Essen ließ Boetie einen Schwarm Putzerfische aus ihrem Käfig, die im Nu Selbst die kleinsten Bröckchen aus dem trüben Wasser fischten. „So wird das bei uns gemacht. Andere haben inzwischen sogar einen Wasserstaubsauger dafür, aber ich bin für die

gute altmodische Putzerfischkolonne. Sind die kleinen Kerle nicht süß?“ –

„Und schmecken tun sie außerdem!“ - ergänzte ihr Vater grinsend. Das hätte er besser nicht gesagt!

„So ist er nun mal – immer frei von der Leber weg“, meinte Boetie resigniert und schaute ihren Vater strafend an.

„Viele unsere Sitten kommen hier unten sicher auch ganz schlecht rüber“, warf Corinia ein. Sie glaubte, Boeties Vater verteidigen zu müssen, doch Boetie schüttelte den Kopf. „Wäre Molo nicht, ich hätte längst die Seiten gewechselt. Glaubt nur nicht, mir macht das Spaß, aber was will man machen? So ist das nun mal, seine Eltern kann sich niemand aussuchen. Und mein Vater ist wahrscheinlich zu alt, um sich jetzt noch zu ändern.“

Boetie zuckte resigniert die Schultern. „Wisst ihr, auch wir haben eine starke Vegetarierfront hier bei uns“, erklärte sie weiter: – „Wir züchten inzwischen alles Mögliche. Wir haben im Grunde eingesehen, dass es so nicht weiter gehen kann. Wir sind doch keine Kannibalen. Aber vielen sitzt die Räuberei noch im Blut, die meinen, sie können nicht anders. Mein Vater ist ein überzeugter Jäger. Am liebsten reißt er seine Beute in der freien Natur. Das heute war für ihn bereits ein Kompromiss, den er für mich eingegangen ist, weil ich sagte, dass wir Gäste haben. Er hat sich eigens ein kleines Jagdfeld angelegt. Meint, dann schmeckt 's erst so richtig. Nun ja, dieser Mann...“ - und Boetie verdrehte zärtlich die Augen. Man sah ihr an, was sie von ihm hielt und dass sie bereit war, ihm manches zu verzeihen, besonders wo ihre Mutter nun tot war.

„...ist in die Schraube eines Tankers geraten. Ein schrecklicher Unfall – war nichts mehr zu machen. Na ja, ist nun auch schon wieder über drei Jahre her. Mein Vater hat's bis heute nicht verkraftet.“ Boetie seufzte. Nach einer Pause fuhr sie dann fort:

„Drüben in der alten Welt, ist's noch viel schlimmer, hört man. Da sind inzwischen die großen Fischschwärme so knapp, dass die sogar... - aber ich will solche Gerüchte nicht weiter tragen, sie sind zu grausig. Haben natürlich versäumt, rechtzeitig über eine Nahrungsumstellung nachzudenken, anders als wir. Wir leben in Hülle und Fülle. Unsere Plantagen erzeugen längst Überschuss, wir exportieren und könnten sicher noch viel mehr exportieren, wenn die drüben in der Alten Welt nur nicht so stur wären. Aber die schreien nach Fisch, natürlich muss es Lebendfisch sein, ganze Schwärme möglichst. Das geht selbstverständlich nicht. Wie sollten die den Turbodüsentransport überstehen? Und rübertreiben, wie es die alten

Fischboys früher taten, ist nicht mehr drin. Die Trails sind viel zu lang und inzwischen zu gefährlich geworden. Wenn tatsächlich einmal wieder einer drüben ankommt – denn einige versuchen es immer wieder - dann reißen die Grenzer den Rest des Schwarms, der den Treck überstanden hat, und die Fischboys sind wieder einmal um ihren kargen Lohn betrogen.“

„Hört sich an wie im Wilden Westen“, kicherte Arundelle, trotz des Ernstes der Lage. Boetie verstand nicht und Corinia erklärte ihr, was es mit dem Mythos vom Wilden Westen auf sich hat.

Am nächsten Tag besuchte Boetie mit den drei Freundinnen ein Pummelpump-Turnier, wie sie es schon einmal anlässlich des großen Eröffnungsschulfests erlebten. Diesmal freilich ging es nicht um die interkontinentale Meisterschaft, die damals von Australis gewonnen worden war.

Auch hier herrschte eine Mordsstimmung. Das große Stadion war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die langgezogene, schleppende Stimme des Rundfunksprechers, der das Spiel kommentierte, schwappte durch das weite Rund. Unter Wasser war die Schallverzögerung bei Weitem ausgeprägter als in der Luft. Auch die Jubelrufe kamen erst einige Zeit nach dem Armhochreißen zur anderen Seite herüber. Ansonsten aber entsprach die Stimmung durchaus dem, was die Mädchen von der Erde her kannten.

In dem umgrenzten Quader vollzog sich ein heftiger Kampf. Das Wasser schäumte und die Fischleiber schossen hinter der blitzenden kleinen Kugel drein, die von den Pumpen der Spieler hin und her gejagt wurde. Die Seegurkenkönige zerrten an ihren beweglichen Ringen, die den Toren entsprachen, nur dass sie um einiges kleiner waren, so dass es schon einiger Kunstfertigkeit bedurfte, den Pummel durch den Ring zu pumpen. Geschah dies tatsächlich einmal, dann war das Match für gewöhnlich zu Ende.

An diesem Nachmittag zog sich das Spiel in die Länge. Die Spieler zeigten bereits alle Anzeichen von Erschöpfung und bald war klar, worauf es jetzt ankam: wer die bessere Kondition besaß, der würde das Spiel letztlich entscheiden. Und so war es auch. Die Greenbucks entschieden das Match nach einem zermürbenden, dreistündigen Kampf für sich. Der Jubel ihrer Anhänger kannte keine Grenzen, zumal die Mannschaft der örtlichen Liga entstammte, weshalb die Fans zu Tausenden gekommen waren.

Boetie gehörte zu ihnen und glühte noch lange nach dem Spiel vor Begeisterung. Immer wieder beschrieb sie den entscheidenden Spielzug oder erinnerte sich an die vielen Möglichkeiten während des

Spiels. Natürlich vor allem an die der eigenen Mannschaft. Die Redsharks, so hießen die Gegner, hätten eigentlich nach fünf Minuten vom Platz gefegt sein müssen!

Nach dem Spiel aßen sie jede ein Bündel frische Grünalgen von einem Algenstand vor dem Stadion. Danach gingen sie ins Theater, wo es die Aufführung eines klassischen Nixenballetts mit dem Titel ‚Luftschlucker‘ gab. Es ging um die unglückliche Liebe einer amphibischen Lungenatmerin, und eines Wassermanns von königlicher Geburt.

„Solche amphibischen Wesen gibt es tatsächlich“, erklärte Boetie, „vielmehr, es gab sie. Denn da sie in Oberflächennähe leben mussten, wurden sie von den Erdstämmigen ausgerottet.“

Das Stück war von ergreifendem Zauber. Die Möglichkeiten des Unterwasserballetts waren unvergleichlich vielseitig. Vielleicht war die Musik ein wenig gewöhnungsbedürftig. Zusammen mit den Lichteffekten und wegen des Bezugs zu ihnen selbst, rührte das Stück die drei Freundinnen jedoch sehr. Auch Boetie war erschüttert.

Sie ging ja für gewöhnlich nicht in solche altmodischen Stücke, erklärte sie unter Tränen, die wie silberne Perlen aus ihren rubinroten Augen quollen, um sich dann freilich alsbald im umflutenden Wasser aufzulösen.

An ihrem letzten Tag machten die Freundinnen einen Ausflug. Boetie zeigte ihnen einen Schiffsfriedhof alter Piratenschiffe, deren geborstene Schatztruhen Gold und Silberschätze, Perlen, Münzen und Tafelgefäße bargen. Alles nutzloses Zeug. Nur den Schmuck hatten sich die Meermädchen sich im Laufe der Jahre aus den Truhen gefischt, denn auch sie liebten es, sich mit blitzenden Geschmeiden zu verschönen.

Boetie zeigte später bei sich zu Hause stolz ihre eigene Sammlung.

- „Steckt euch nur ein, was ihr wollt. Vielleicht könnt ihr diese merkwürdigen Hüte gebrauchen. Auf unsere Köpfe passen sie jedenfalls nicht“, erklärte Boetie und zeigte auf wunderschöne Pokale und Trinkbecher. Die Mädchen erklärten ihr, wozu die Menschen sie benutzten. Trinken war unter Wasser selbstverständlich eine ziemlich nutzlose Tätigkeit. Es war gar nicht so einfach zu erklären, wie es die Menschen oben machten.

„Du musst dir einfach flüssiges Essen vorstellen“, das kommt eurer Erfahrung hier unter dem Meer wohl am nächsten“, fügte Arundelle hinzu, nachdem Corinia vergeblich mit einem der Becher vorzumachen versuchte, wie man trinkt. Es sah aus, als wolle sie sich

ein Hütchen auf die Nase setzen. Boetie fand ihre Vorstellung sehr lustig.

Als Adrian Humperdijk dann kam, um sie abzuholen, fiel der Empfang nicht gerade begeistert aus. Alle Drei wären gerne noch geblieben. Adrian nicht minder. Doch das ließ er sich nicht anmerken. Unter keinen Umständen wollte er die Abfahrt des Conversionsbootes verpassen.

Zügig und begleitet von Boetie und einigen anderen Jugendlichen, kehrte Adrian mit den drei Gästen zur Conversionsinsel zurück. Das Schwimmen war den Freundinnen in den wenigen Tagen unter dem Meer gleichsam zur zweiten Natur geworden, und sie hielten wacker mit, auch wenn ihnen noch keine Fischeschwänze gewachsen waren und sie noch immer mit Gummiflossen vorlieb nehmen mussten.

Für die Rückumwandlung ihrer Lungen war ihnen vor der Abreise bereits ein Mittel gespritzt worden, das ihre Körper allmählich auf die neuerliche Umstellung vorbereitete. So bemerkten sie gegen Ende der Reise, dass sie allmählich kurzatmig wurden und auf den letzten Metern sogar die Luft anhalten mussten. Dafür hatten sie nach dem Auftauchen dann aber überhaupt keine Probleme mit der Atemluft.

Auch Adrian schwamm seine letzten Meter bereits als Mensch, denn seine Rückkehr hielt sich genau an den Mondzyklus, was im Meer um so einfacher zu beachten war, als dieser Zyklus genau mit Ebbe und Flut zusammen stimmte.

Das Boot war bereits voll besetzt und Billy-Joe staunte nicht schlecht, als Arundelle, Florinna und Corinia aus den Fluten tauchten, um sich in das Boot zu schwingen. Ihre schweren Taschen klirrten, die sie mit einiger Mühe an Bord hievten. „Da ist ein richtiger kleiner Schatz drin“, erklärten sie den neugierigen Conversionsen.

Neben Tika nahm nun auch noch Penelope M'gamba Platz, die es diesmal wohl vorzog, im Boot aufzupassen. So saßen die Passagiere dicht gedrängt, denn zuletzt wollte auch noch die Bootsbesatzung mit. Immerhin musste sie die Motoren bedienen und an- und ablegen.

Adrian erklärte Frau M'gamba flüsternd, auf welcher dramatischen Weise er die Mädchen gefunden hatte. Er kannte er die Geschichte von deren Sturz inzwischen in allen Einzelheiten. Frau M'gamba machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Ob sich das zum Guten aufklären lässt“, murmelte sie wenig überzeugt. Auch Adrian Humperdijk schüttelte bekümmert den Kopf. „Das wird viel böses Blut geben. Na, hoffentlich kommen wenigstens die Kinder mit einem blauen Auge davon. Die haben sich sicher nichts dabei gedacht, wollten vermutlich nur spielen, aber natürlich über dem offenen Meer... - andererseits, stellen Sie sich vor, die wären auf Felsen gestürzt!“

„Nicht auszudenken“, Frau M’gamba rollte die Augen in ihrer bekannten Manier. Das konnte sie besonders gut. In letzter Zeit war ja auch allerhand Grund dazu gewesen.

Heil und gesund an Leib und Seele betraten die Todgeglaubten nach gut drei Tagen wieder den Boden der Insel Weisheitszahn. Da war der Jubel groß. Vor allem die große Gruppe Somnioren feierte die drei Vermissten wie Fußballstars und trug sie auf Schultern vom Anlegesteg zu den Eingängen.

Kurzfristig wurde extra eine Schulversammlung einberufen. Die Schulzeitung entsandte Pressevertreter, das Schulfernsehen ein Aufnahmeteam. Alle Lehrkräfte drängten sich selbstverständlich aufs enge Podium.

Die drei Mädchen erstatteten Bericht. Als sie zu dem Punkt kamen, an dem sie erklären mussten, wie sie plötzlich ins Wasser gefallen waren, entstand doch einige Konfusion. Jede hatte den Absturz anscheinend etwas anders erlebt.

Nur Arundelle nämlich beschuldigte Moschus Mogoleia, der Anwesenheit. Ja, mehr noch er habe ganz eindeutig den Befehl zum Loslassen gegeben.

Moschus Mogoleia sprang empört auf. Seine Version klang natürlich ganz anders. Er sei den Tänzern aus Sorge nachgeflogen, habe sie mehrmals zum Umkehren aufgefordert.

„Doch die Abdrift war zu groß. Die Kinder haben sich eindeutig überschätzt. Gegen Abend frischt der ablandige Wind gewaltig auf. Sie kamen nicht mehr gegen ihn an. Ich wollte mithelfen, mich in den Kreis eingliedern, und da ist es passiert. Die Kinder gerieten in Panik, ließen ihre Gäste los und ehe wir es uns versahen, verschwanden diese in den Fluten. Wir sind, wie inzwischen allgemein bekannt, dann sogleich zurückgekehrt und haben die Rettungsstaffel alarmiert...“

Frau Marsha Wiggles winkte ab „dazu kommen wir noch“, warf sie ein. Moschus Mogoleia verstummte und rutschte empört auf seinem Platz hin und her. Arundelle war fast geneigt, ihm zu glauben, wäre da nicht ein Blick von Tibor gewesen, der Bände sprach. Aber

jetzt war wohl nicht die Zeit und der richtige Ort, um sich mit ihm auszutauschen.

Die Rettungskräfte erzählten, wo sie überall gesucht hatten. Aber bei der Dunkelheit sei es aussichtslos gewesen. „Wie soll man drei kleine Punkte im schwarzen unermesslichen Ozean finden?“

„Glücklicherweise hat...“, warf Marsha Wiggles an dieser Stelle ein, „- mich dann spät in der Nacht der Anruf meines Mannes erreicht – so gut der eben reden kann, in seinem Zustand. Na, jedenfalls ich reimte mir so einiges zusammen und war doch sehr erleichtert, muss ich sagen. Ich habe dann die Suchaktion erst mal abgeblasen...“ und nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: - „Die Mädchen waren in Australis, sagte ich das nicht? Mein Mann hat sie unterwegs aufgefischt... – sagt man so unter Wasser?“ Sie blickte schelmisch zu Adrian hinüber, der lächelte versonnen.

Sein Seeabenteuer haftete wohl noch an ihm. Gleichwohl tat ihm die Wärme seiner Ehe wohl. „Ach ja“, seufzte er – „zwei Seelen wohnen da in meiner Brust.“

„Wir waren vielleicht erleichtert“, mischte sich nun auch Grisella in die Diskussion, die bisher stumm und aufmerksam den Berichtenden lauschte und der kein Minenspiel auf den Gesichtern entgangen war.

Moschus Mogoleia war auch ihr nicht geheuer. Seine Aussage stand auf tönernen Füßen. Eins war gewiss, viel könnte der sich nun wirklich nicht mehr leisten. Wie auch immer die Sache heute ausginge.

Florinna und Corinia zögerten, Arundelles Anschuldigung zu bestätigen. Zwar hätten sie auch reden hören, doch ob es tatsächlich Professor Mogoleias Stimme war, könnten sie nicht beschwören.

“...und verstanden haben wir sowieso nichts“, meinte Florinna und Corinia fiel ihr ins Wort – „zu mal nicht diese unverständliche Sprache.“

Außerdem sei alles furchtbar schnell gegangen. Plötzlich seien sie dann ins Wasser geplumpst. Einfach so.

„Sicher, die müssen uns wohl losgelassen haben, sonst wären wir nicht gefallen.“ –

„Vom Wind haben wir nicht viel gespürt. Ich war viel zu aufgeregt, um auf den Wind zu achten.“

Ja, gesehen hätten sie den Professor schon. Der sei gleichsam aus dem Nichts aufgetaucht, sei plötzlich da gewesen, einfach so, nein, gesprochen haben wir überhaupt mit niemand, sagte ich bereits,

da war keine Zeit, man ist völlig atemlos und außerdem ging alles viel zu schnell.“

18. Der Baum des Lebens, wie er wirklich ist

Die Untersuchung verlief nicht einmal im Sande. Es gab überhaupt keine Untersuchung. Moschus Mogoleia fand Gehör. Und nicht nur das! Arundelle konnte es nicht fassen.

Ein Mordanschlag auf ihr Leben war verübt worden, und niemand wollte das auch nur zur Kenntnis nehmen. Sie war schwer enttäuscht, vor allem von Grisella und Scholasticus. Wie konnten die sich so täuschen lassen? Weder Florinna noch Corinia hatte die Sache nicht klar genug vertreten. Hatten die wirklich nicht gemerkt, was wirklich los gewesen war?

Das mit der Sprache stimmte schon, die Worte hatten wirklich fremd geklungen, aber sie waren doch eindeutig und völlig unmissverständlich gewesen. Nicht anders die Reaktion von Tibor und den drei anderen Sublimatioren! Die hatten eindeutig den Befehl erhalten, loszulassen.

Als diese heikle Stelle endlich zur Sprache kam und Arundelle sich bereits sicher wähnte, ihren Widersacher nun überführen zu können, da erlebte sie eine böse Überraschung. Moschus Mogoleia bestritt überhaupt nicht, diesen heiklen Befehl gegeben zu haben. Seine Argumentation nahm vielmehr Arundelles nächsten Einwand immer schon die Spitze. Er war immer einen Schritt weiter als sie.

Um seine vier Schützlinge zu retten, habe er ihnen befohlen, die drei Fremden loszulassen. Eine einfache Abwägung. Ablandiger Wind, Abdrift und entweder alle sieben oder eben drei, da habe er sich für die Fremden entschieden oder vielmehr gegen sie. Außerdem sei alles ja noch mal gut gegangen, wozu also die Aufregung? Der Rettungsdienst war von ihm umgehend alarmiert worden. Zu Wasser und in der Luft war das Menschenmögliche veranlasst worden.

Was er zu Arundelle ganz persönlich und mit hämischer Stimme und in völlig verständlicher Sprache gesagt hatte, das freilich wiederholte er vor dem Ausschuss wohlweislich nicht, das war nur für Arundelles Ohren bestimmt gewesen. Selbst Florinna und Corinia hatten davon nichts mitbekommen – wie denn auch, die waren da ja

bereits im Fallen begriffen gewesen! Nur Arundelle selbst verharrte einen winzigen Moment lang in der Schwebel, so, als werde sie von unsichtbaren Fäden gehalten.

Ob sie nur deshalb festgehalten worden war, um zu erfahren, wer sich da anschickte, sie zu vernichten? - Arundelle würde sich keinen Sand in die Augen streuen lassen wie alle anderen, einschließlich ihrer besten Freundinnen und der beiden weitsichtigen Professoren, die auf einmal schrecklich kurzsichtig wirkten.

Arundelle drängte ihre düsteren Gedanken beiseite. Die leidige Untersuchung lag nun schon wieder fast eine Woche zurück. Sie versuchte, sich auf den Grundkurs ‚erkenne dich selbst‘ zu konzentrieren, der turnusgemäß tagte und, wie es vereinbart war, auch diese Woche in großer Besetzung zusammen fand. Das Team der sechs Professoren nahm gerade Platz. Mogoleias Augen glitzerten und Arundelle glaubte die Hämne zu spüren, als sein Blick sie streifte.

Der freut sich darüber, was er mir angetan hat, dachte sie. Wenn der wüsste, wie schön sie es gehabt hatten, was für ein Erlebnis er ihnen beschert hatte, dann wäre er gewiss weniger oben auf! Beides wollte sie nie vergessen.

Sobald sie Gelegenheit erhielt, brachte Arundelle die Ergebnisse ihrer kleinen Arbeitsgruppe vor. Sie hob Corinias Einwand gegen den Baum des Lebens gebührend hervor, denn aus ihm leitete sich dann alle weitere Kritik ihrer Arbeitsgruppe ab.

„Corinias Frage lautete - aber das wird sie Ihnen selbst gerne sagen - Corinia, bitte!“

Arundelle schaute zu ihrer Freundin hinüber, die aber hatte wohl nicht aufgepasst, jedenfalls schaute sie ziemlich ratlos drein.

„Na, du weißt doch!“ - wollte Arundelle ihr auf die Sprünge helfen und auch Florinna merkte, was los war, aber auch ihr wollte der entscheidende Hinweis nun nicht in den Sinn kommen. Alles war wie weggeblasen, seit sie unten bei den Meermenschen waren.

Meermenschen, das war’s gewesen! Eben kam die Ereleuchtung über die beiden Schwestern: „Meermenschen“, rief Florinna und Corinia verstand. Sie griff den Faden auf, ihre Mine erhellte sich:

„Meermenschen, richtig, die Meermenschen – wo sind die Meermenschen?“ - fragte Corinia, die sich nun wieder an alles erinnerte, laut in den Saal hinein.

„Die Meermenschen fehlen auf dem Stammbaum des Lebens, das ist der Ausgangspunkt unserer Überlegungen“, wiederholte

Arundelle Corinias Gestammel. Von den Anwesenden begriffen die Wenigsten, was daran so außergewöhnlich sein sollte.

Arundelle erläuterte deshalb an Hand der Grafik, die Scholasticus wieder ausrollen ließ, worauf sie gestoßen waren. Sie zeigte auf den entsprechenden Abschnitt bei den Fischen. – Der lag ziemlich weit zurück auf dem Stammbaum des Lebens - ein paar Millionen Jahre hinter den Säugtieren.

Das Höchste der Gefühle bildeten später die Wale und Delphine, die vom Land wieder ins Meer zurückkehrten. In ihnen fanden sich ziemlich junge Verwandte der Landtiere und sogar bereits der frühen Menschen. Aber unter dem Meer hatte sich laut Stammbaum für Millionen von Jahren nichts getan. Die Fische blieben unter sich, blieben auf ihrer Stufe stehen. Haie stellten hier unten die Krone der Schöpfung dar, zu mehr hatte es hier nicht gereicht – so zeigte es zumindest die Grafik.

„Seht ihr, das meinen wir: Man hat einfach überall in den Zweigen und Ästen des Lebensbaums nach Belieben aufgehört.“

„Oder man wusste nicht weiter...“

„...logisch ist das nicht gerade...“

„Ja, denn das Leben bleibt nun mal nicht stehen“, mischte sich auch Corinia ein, der nun der ganze Nachmittag wieder einfiel, obwohl sie sich zunächst nicht erinnern konnte.

Tibor nickte ein wenig verlegen. Seit dem Unfall war er den Mädchen aus dem Weg gegangen. Sie hatten keine Gelegenheit gehabt, mit ihm unter vier Augen zu reden, vor allem Arundelle nicht. Er war ihr aus dem Weg gegangen. Für sie sah es deshalb so aus, als sei ihm verboten worden, mit ihr zu sprechen.

Jetzt aber erläuterte er zusammen mit Corinia, wo überall ‚die Baumspitzen‘ gekappt waren. Er taute dabei sichtlich auf. Ganze Jahrmillionen seien so verschwunden, einfach raus manipuliert! „Stagnation statt Entwicklung, begreifen Sie die Inkonsequenz im Denken?“ – rief er aus.

„Der Baum des Lebens, so wie er hier dargestellt wird, ist ein einziger Kahlschlag“, ergriff Arundelle wieder das Wort: „Das lässt sich an Hand eines einfachen Beispiels erläutern. Nehmen wir einen Baum in einem Hinterhof – bei uns hinterm Haus stand so einer. Wenn man den immer wieder abkappt, so wie es mein Vater gemacht hat, damit er nicht so viel Licht wegnimmt, dann beobachtet man, wie er versucht, an allen Stellen zu treiben und überall gleichmäßig in die Höhe zu streben. Nach ein paar Jahren sah unser Baum wie eine Bürste aus. Alle neuen Triebe richteten sich steil nach oben und

wurden ziemlich gleich lang. Wenn wir nun die große Natur mit dem Baumscherenprinzip meines Vaters gleichsetzen, dann schließt sich wohl der Kreis.“

Allmählich begriffen die Anwesenden, wohin der Hase lief. Es gab keinen Grund für das Leben, an den zugewiesenen Stellen und Abzweigungen stehen zu bleiben, sich nicht weiter zu entwickeln, den Widrigkeiten der Umstände nicht die eigene Lebenskraft entgegen zu stemmen und mit natürlichem Geschick immer wieder alle Chancen zu ergreifen.

Zögernde Zustimmung wurde laut - zustimmendes Gemurmel auch seitens der Professoren.

„Genauso ist es, das Leben lässt sich nicht aufhalten - schon gar nicht von so einer blöden Grafik. Es lässt sich nicht vorschreiben, wo es stehen zu bleiben hat. Es **ist** nicht stehen geblieben, an keinem der genannten Punkte, darauf läuft alles hinaus. Denn was wir hier sehen, ist der wahre Baum des Lebens nicht. Wir müssen selbst einen neuen zeichnen und der wird ein wenig anders aussehen als der da!“

Tosender Beifall brandete auf. Sogar Mogoleia klatschte, wenn auch mit säuerlicher Miene. Er wollte wohl die Fassade wahren und nichts von seinem Hass sichtbar werden lassen – nicht hier in aller Öffentlichkeit. Dabei glaubte Arundelle die negative Schwingung ganz deutlich zu spüren, sogar inmitten all der Zustimmung, die sie gerade erfuhr.

„Schön und gut“, meldete sich nun Scholasticus zu Wort. „Wir werden einen neuen Baum des Lebens entwerfen müssen. Wieso aber glaubt ihr, dass dieser dann schlüssiger erklärt, weshalb es Walter möglich war, sich in einen Menschen zu verwandeln?“

Arundelle war nicht sicher, ob Scholasticus die Antwort auf seine Frage bereits zu kennen glaubte, denn für sie lag sie auf der Hand. Da sich niemand meldete und auch Scholasticus keine Anstalten machte, seine Überlegungen, die er zweifellos angestellt hatte, preiszugeben, konnte sie nicht länger an sich halten.

„Ist doch ganz einfach. Alles ist lediglich eine Frage der Perspektive. Welche Perspektive nehmen wir ein? Darauf kommt es einzig an. Hier in der vorliegenden Grafik wird das völlig klar. Die Menschen nehmen natürlich die Perspektive des Menschen ein und gehen von ihm aus. Sie schauen dann rückwärts und stellen fest – so also ist der Mensch geworden. Das sind die Stufen, die er bei seiner Entwicklung durchlaufen hat. Hier die Stufe der Primaten, dann die der Säuger allgemein, die der Leisten- und Beuteltiere, die Abzweigung Eierleger und Vögel, die Wechselwarmen, Lurche,

Fische, dann die Insekten, Spinnen, Würmer, Volvox, Einzeller, Plankton – habe ich etwas übersehen? Wie dem auch sei, so arbeitet man sich rückwärts ausgehend vom Ergebnis, das ja bekannt zu sein scheint. Jeder würde es so machen, weshalb auch nicht?

Diese Vorgehensweise erscheint legitim und logisch und doch blendet sie die wahren Umstände mitunter aus, verschiebt unversehens die Schwerpunkte, rückt Dinge in ein falsches Licht, verzerrt die Verhältnisse. Würde der selbe Vorgang von einem anderen, der von mir zuvor angedeuteten Triebe erfolgt, sähe auch der Stammbaum ein wenig anders aus.

Nehmen wir uns also Walters Stammbaum einmal vor. Da es ihn nicht gibt, müssen wir ihn selbst entwerfen. Wie sind unsere Ausgangsbedingungen? Auf der Höhe der Zeit, finden wir zunächst Walter selbst. Wir wollen ihn selbstverständlich nicht weniger gegeben annehmen...“

Arundelle redete und argumentierte. Die Jahrmillionen freilich purzelten ihr alsbald nicht weniger durcheinander, als dies bei der kritisierten Vorlage ganz offensichtlich der Fall war. Gleichwohl wirkte ihr Vortrag doch ausgesprochen gekonnt und professionell. Die meisten der anwesenden Studierenden waren längst in einen angenehmen Dämmer gesunken. Die beredte Stimme drang so schön eindringlich an ihr Ohr. Allein die Sprachmelodie berauschte und auf die Inhalte kam es nun, da allen ohnehin klar war, was Arundelle gerade so eloquent bewies, kaum mehr an. Was bedeuteten da die einzelnen Schritte?

Scholasticus war dagegen weniger leicht zufrieden zu stellen. Nicht selten wiegte er bedenklich mit dem Kopf, aber Grisella trat ihm unter dem Tisch auf den Fuß und so ließ er es schnell wieder. Kritik von der falschen Seite könnte Arundelle in der Phase, in der sie sich befand, am wenigstens gebrauchen.

Sie legte all ihre Überzeugungskraft in ihren Vortrag. Doch im Grunde wollte sie nur eine Person wirklich überzeugen: diejenige, die ihr von vorn herein nicht glaubte: Moschus Mogoleia! Seine boshaft zur Schau gestellte Skepsis war es, die sie immer weiter aufstachelte.

Hätte er sich wie die andern in den unvermeidlichen Lauf der Dinge drein geschickt, dann wäre ihr Elan alsbald verpufft. So aber steigerte sie sich immer weiter in ihr Gedankengebäude hinein, türmte Stockwerk auf Stockwerk, baute immer kühnere Schwünge und Kurven, Treppen, Erker und waghalsige, filigrane Spitzengeflechte.

Die Überhänge – um im Bild zu bleiben - boten einen wahrhaft atemberaubenden Anblick. Sie sahen wirklich aus, als würden sie

jeden Augenblick mit lautem Getöse in sich zusammen stürzen. Am Ende war der ganze gewaltige Wortschwall womöglich nichts als ein Kartenhaus, das der nächste Luftzug umwerfen würde.

Es war keineswegs so, als wüsste Arundelle nicht auch um die Schwächen ihrer Ausführung. Die Tatsachen ließen sich nun einmal nicht wirklich verbiegen. Die Abzweigungen, die das klassische Bild des Lebensbaums anboten, waren ja nicht willkürlich an die bestimmten Stellen gerutscht:

Alles musste auf der Zeitachse Bestand haben, die diesem Baum zugrunde lag. Und diese Zeitachse stellte in der Tat Arundelles größtes Problem dar. Wenn man sie auch nur um Millimeter verschob, machte das bereits viele Jahrtausende in der Wirklichkeit aus - mehr Zeit womöglich, als die ganze bekannte Menschheitsgeschichte umfasste.

Arundelle überstand die Zeit, die ihr bis zum Ende der Stunde noch blieb, mit Bravour, trotz und vielleicht wegen der kleinen Schwächen ihres improvisierten Vortrages.

Die Stunde war zu Ende, bevor noch eine Diskussion einsetzte, auf die sich einige der Anwesenden innerlich bereits vorbereitet hatten - allen voran Moschus Mogoleia. Doch das wohlbekanntes Klingelzeichen, das zur Mittagspause rief, rettete Arundelle vor peinlichen Fragen und kritischen Bemerkungen, die sie vermutlich aus dem Stegreif nicht hätte entkräften können.

Der tosende Beifall der klopfenden Knöchel – ganz in der Manier der großen Alma mater übrigens - ließ Arundelles Gesicht glücklich aufleuchten. Stolz und Genugtuung erfüllte sie. Das knöcherne, erhabene Klopfen der vielen Knöchel bedeutete so viel mehr für sie als der gewöhnliche Applaus klatschender Hände. Fast war es ihr, als sei sie bereits halb an ihrem Lebensziel angelangt. Auf einmal nämlich leuchtete dieses vor ihrem geistigen Auge auf: Endlich hatte sie ein eigenes Ziel.

Was konnte ihr da die säuerliche Miene von Moschus Mogoleia anhaben? Er war ihrem Vortrag gefolgt, aber hatte sie ihn auch überzeugen können? Und wäre er nun großzügig genug, anzuerkennen, dass er sich in ihr täuschte? Dass sie wirklich die war, für die sie sich ausgab und nicht ein Monster, das aus Eifersucht mordete?

Arundelle versuchte sich vorzustellen, wie es in Moschus Mogoleia jetzt aussah und fühlte sich sehr niedergeschlagen: Ihre Triumphe hießen ihn sich weiter zu verhärten. Doch was konnte sie tun? Was sie auch versuchte, von seinem Vorurteil würde sie ihn nicht

befreien können. Die Einsicht müsste von anderer Seite zu ihm gelangen.

Unterwerfung und Schöntun entsprachen ihr nun einmal nicht. Das war nicht ihre Art - dann schon lieber Beeindrucken. Dies schien ihr der bessere Weg. Einen anderen Weg konnte sie in diesem Fall nicht einschlagen.

19. Was es mit dem Seelenblau auf sich hat

Wenn es ums Reisen ging, dann war Penelope M'gamba mit Leib und Seele dabei. Doch anders als die meisten Reisenden genügte sie beim Verreisen sich selbst, bedurfte der Verkehrsmittel nicht. Ihre Seele schwang sich womöglich noch leichter hinauf als ihr Körper in Vogelgestalt – zumindest aber unauffälliger. Denn als Seele war sie für das menschliche Auge unsichtbar. Nicht so als Greif, weshalb sie es auch tunlichst vermied, in bewohnte Regionen zu fliegen, denn dort riskierte sie Leib und Leben.

Nicht nur die Jäger und Tierfänger lauerten überall, auch Verkehrsflugzeuge und Helikopter drohten mit ihrem Sog. Jeder Zusammenstoß hätte für beide Seiten tödliche Folgen. So beschränkte sich ihr Vogelleben auf einen kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit, nämlich auf das Gebiet rund um die beiden Inseln, deren geheime Position auch den Luftraum halbwegs sicher machte.

Solch eingeschränkter Flugbetrieb war natürlich schade, zumal für einen so gewaltigen Vogel, wie den Greif. Und so kam es, dass sie herzlich wenig auf ihren Ausflügen erlebte. Nie etwa traf sie andere Greife. Sie wusste nicht einmal, ob es außer ihr noch welche gab oder ob sie der letzte verbliebene Märchenvogel dieser Art auf der Welt war.

Mit ihrer Seele tat sie sich indessen viel leichter. Diese schwang sich, ohne große Vorbereitung, zu jeder beliebigen Tageszeit in den Äther hinauf. In wenigen Augenblicken durchmaß sie ungeheure Strecken, umrundete den Erdball ebenso schnell wie das Licht, wenn sie dann auch nichts von dem sah, was unter ihr vorging. Aber zum Anreisen waren solche Geschwindigkeiten sehr praktisch. Man hielt

sich nicht unnötig auf oder verzettelte sich, sondern kam gleich dorthin, wohin es einen zog.

Inzwischen war Penelope allerdings abgeklärt. Sie fühlte die alte Begierigkeit nicht länger, die sie einst immer wieder überwältigte. Jetzt reiste sie zumeist ein wenig gelangweilt über die Menschen hin, schaute sich ihr - nicht selten völlig sinnloses - Treiben an und überlegte nicht länger, wie sie in den Lauf der Dinge eingreifen könnte. – Sie konnte es nicht! Das war die Lehre aus einem langen Animatiorenleben.

Seelen sind nicht für diese Welt gemacht. Sie haben in ihr wenig zu suchen. Für sie findet sich kaum ein geeigneter Platz. Niemand will sie haben. Sie stören im Grunde und fühlen sich nicht selten roh beiseite gedrängt. Dabei sind sie so entsetzlich empfindlich, was vielleicht ihre größte Schwäche ist – jedenfalls im Erdenkampf. Auf der anderen Seite wird diese Schwäche dann zu ihrer größten Stärke. Doch das nützt den Seelen nicht viel, solange sie an ihre irdische Hülle gebunden sind.

Der Grund, weshalb fliegende Seelen so schwer auszumachen sind, rührt nicht nur von der enormen Geschwindigkeit her, mit der sie zu reisen vermögen. Auch wenn sich Seelen in stiller Betrachtung ergehen, kann das gewöhnliche Auge sie dennoch nicht erspähen. Dies rührt von der Farbe her. Der Seele eignet die Farbe des Äthers. Sie ist damit perfekt an ihren Hintergrund angepasst. Auch das Seelenblau besitzt die nämliche durchscheinende Intensität, die den Äther kennzeichnet. Es ist, als verliere sich das Auge des Betrachters darin. Das Auge sieht und sieht doch nicht, denn außer der ätherblauen Farbe zeigt sich ihm nichts.

Von daher sollte man annehmen, dass die Seelen bei schlechtem Wetter weniger gut getarnt sind. Doch an solchen Tagen kommt der Seele ihre Transparenz zugute. Denn recht eigentlich ist sie ja durchscheinend - ein wenig wie Glas oder wie die Oberfläche von tiefem Wasser, in dem sich der Himmel spiegelt – jedenfalls hat man diesen Eindruck.

Und da das Wasser in freier Natur kaum einmal ohne den Himmel sichtbar wird, können wir nur schwerlich ergründen, ob ihm dieses Blau vom Himmel gleichsam geliehen wird. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit den Seelen.

Animatioren – um es kurz zu machen, erstrahlen mithin in einem bläulichen Schimmer. Ihre Seele kann sich mitunter zeigen, die ansonsten im lebenden Herzen verborgen wohnt, um nur gelegentlich

ein wenig aus den Augen zu schauen – in Momenten inniger Liebe oder auch großer Ergriffenheit.

Seelen sind für diese Welt zu zart, weshalb sie sich verstecken müssen. Es gibt Menschen, die deshalb so tun, als gäbe es gar keine Seelen. Zum Glück sind diese in der Minderzahl.

Animatioren nun sind in der glücklichen oder vielleicht sollte es besser heißen, einzigartigen Lage, die Seele aus ihrem irdischen Gefängnis zu befreien, sie ihrer wahren Natur gemäß schweifen zu lassen. Denn fliegen ist für Seelen nun einmal das schönste. Überall wollen sie hin, sind neugierig und naseweis, nicht allzu intelligent zumeist – ständig zum Staunen bereit und allem Unbekannten gegenüber aufgeschlossen. Weshalb der Volksmund auch jemand als ‚Seelchen‘ bezeichnet, der nicht besonders gescheit, dafür aber voller Gefühl ist.

Frau M’gamba war alles andere als ein Seelchen. Obwohl ihrer Seele alle Freiheit gegeben war, die sich nur vorstellen lässt. Die Seele von Penelope M’gamba hatte sich gleichsam die Hörner abgestoßen. Sie hatte alles, was es auf der Welt zu sehen gibt, gesehen. Sie hatte ihre neugierige Nase in Hunderttausende von Angelegenheiten gesteckt. (Vor allem solche, die sie nichts angingen.)

Nun war sie abgeklärt und fast ein wenig weise geworden. Sie hatte ein geregelt Auskommen mit Frau M’gambas wachem Verstand gefunden und war vor allem zum beiderseitigen Nutzen zu einer Zusammenarbeit bereit. Die Seele begab sich nicht mehr in unmögliche Situationen, und der Verstand verstieg sich nicht in seelenlose Ödnis.

Frau M’gamba entwickelte aus ihren Erfahrungen ein ganz neues Konzept, um die besonderen Fähigkeiten der Animatioren im Unterricht einzusetzen. Mit großem Erfolg praktizierte sie etwa Geographie oder Botanik und Sozialkunde, indem sie mit ihren Schülern Seelenexkursionen veranstaltete.

Auf diese Weise gelang es den Schülern, vielerlei Anschauungsmaterial zu sammeln und es in den Unterricht einzubringen. Sogar Sprachstudien ließen sich auf diese Weise gestalten. Und wenn auch das Material mitunter ein wenig einfältig wirkte, da die Seelen Dinge interessierte, die dem Verstand vielleicht lächerlich anmuteten, so war doch genug dabei, was durchaus fruchtbringend eingesetzt werden konnte. Jedenfalls war diese Methode von durchschlagendem Erfolg und bestimmte bald den Schulalltag der Animatioren.

Gelernt hatte Penelope M'gamba ihrerseits etwas bei den Somnioren, die nämlich hatten zuerst damit begonnen, ihre besonderen Fähigkeiten für den Unterricht auszunutzen. Sei es, dass die Schüler sich Vokabelhefte unter das Kopfkissen legten, oder dass alle gemeinsam während der Schulzeit in Trance verfielen, um sich träumend die Dinge anzueignen, die der Lehrplan vorsah.

Denn nicht zuletzt die Erfolge der Somnioren veranlasste Penelope M'gamba, in sich hinein zu hören, und eine eigene Methode für Animationen zu entwickeln. Sie fand es nicht fair, dass den Somnioren scheinbar alles mühelos zuflog, während andere sich abrackern mussten.

Böses Blut gab es dennoch, nachdem sich nun auch die Animationen die Dinge auf leichte Art erschlossen. Denn nun war es allein an den Sublimatioren und den Converioren sich die Unterrichtsinhalte auf herkömmliche Art anzueignen, was besonders die Lehrer frustrierte, da schon bald abzusehen war, dass ihre Schüler hoffnungslos ins Hintertreffen gerieten, was naturgemäß zu Frustration führte.

Was ließe sich tun, auch diese beiden Minderheiten in den Prozess des besonderen Lernens mit einzubeziehen? – fragten sich alle Verantwortlichen. Sollten die Erfolge etwa zurück genommen werden, weil andere sie nicht teilten? Die Schüler hätten solch eine Entscheidung nicht mitgemacht. Die ließen sich nun wohl nicht wieder zurückpfeifen.

Also bliebe nur die Flucht nach vorn. Irgendwie sollte es doch gelingen auch Sublimatioren und Converioren in die Prozesse der Animationen und Somnioren einzubeziehen. Ihre Schwerpunkte mussten dabei nicht notwendig die gleichen sein.

Auch die Somnioren hatten ja ihre größten Erfolge bei den Sprachen, während sich die Animationen eher den Naturwissenschaften zuwandten, da ihr Ansatz sich ideal für Feldforschung und Faktensammlung eignete.

Frau M'gamba nun suchte nach einer Form, um das Seelenblau gleichsam über den zu kurz Gekommenen auszuschütten. Marsha Wiggles-Humperdijk wiederum schwebten Traumseminare für alle vor. Sie wurde dabei von ihrem Mann unterstützt, auch wenn Adrian Humperdijk selbst nicht recht an den Erfolg solcher Kurse glaubte. Unter der Ausschüttung des Seelenblaus konnte er sich allerdings noch viel weniger vorstellen.

Beide Vorschläge liefen letztlich auf substanzielle Veränderungen hinaus. Marsha und Penelope wollten beide die Welt der zu kurz Gekommenen in ihrem Sinne erweitern.

Von eigenen Ideen, wie ihre Situation verbessert werden konnte, waren die Conversioren womöglich noch weiter entfernt als die Sublimatioren. Denn die erhoben sich immerhin in die Lüfte, und erweiterten dabei zweifellos ihren Horizont.

Auch die Conversioren aber bestanden darauf, einzigartige Erfahrungen zu machen. Niemand erkenne die Psychologie und die körperliche Befindlichkeit der Tiere oder erlebe die freie Natur vergleichbar intensiv.

Die Vorschläge von Marsha und Penelope bedeuteten, dass diese Besonderheiten ein Stück weit aufgegeben würden. Es bestand die Gefahr, durch das Erlernen fremder Techniken das Ureigene zu verlieren.

Sollte man es also mit den Gegebenheiten sein Bewenden lassen?

20. Moschus Mogoleia soll Dekan werden

Die Schulleitung sah die auseinander treibende Entwicklung mit wachsender Sorge. Nicht genug damit, dass die schrecklichen Ereignisse ein Klima der Angst verbreiteten, nun kamen auch noch solche Minderheitenprobleme hinzu! So konnte es nicht weiter gehen.

Der Unglücksfall der drei Mädchen brachte das Fass vollends zum Überlaufen. Deshalb bat Marsha Wiggles-Humperdijk, die Schulleiterin, umgehend Penelope M'gamba und ihren Mann Adrian gleich nach der Rückkehr der Conversioren zu sich.

In deren Mienen spiegelte sich diesmal allerdings Erleichterung: Der Ausflug der Conversioren war ohne Zwischenfälle verlaufen. Auf der Insel war es ruhig geblieben.

Adrian hatte zwar ein schlechtes Gewissen, weil er sich wie immer unter Wasser davon stahl, kaum dass das Boot an der Insel festmachte. - Wäre unter den jungen Conversioren nur jemand mit seinen Neigungen gewesen! Aber wenn nicht die drei Mädchen nun Geschmack am Unterwasserleben gewannen, würde er wohl auch künftig allein bleiben. Doch selbst wenn sie es wollten, würden sich die Drei zu Conversioren entwickeln können?

Penelope nahm ihm die Last der großen Verantwortung für die Insel der Conserioren von den Schultern. Die Regelung mit den sogenannten ‚objektiven Beobachtern‘ behagte ihm im Grunde nicht. Er hätte gern eine andere Lösung gefunden. Vielleicht war dies mit Hilfe von Penelope M’gamba möglich.

Aber zunächst drückten sie andere Sorgen. Die Ereignisse vom letzten Monat auf der Insel waren nicht unbemerkt geblieben. Marsha wedelte Penelope und Adrian aufgebracht mit einem Bündel von Briefen, die sich alle auf das Tohuwabohu bezogen, vor der Nase herum, kaum dass diese die Tür hinter sich schlossen.

Sie müssten viele unangenehme Fragen beantworten und vor allem die neuen Lehrkräfte würden sich rechtfertigen müssen, obwohl diese sich nicht weniger unschuldig fühlten wie die andern auch.

Das Klima insgesamt hatte gelitten. Zwar ließ sich der Unterrichtsbetrieb weitgehend aufrecht erhalten, doch der rechte Schwung kam nur selten auf, die Begeisterung wurde schmerzlich vermisst, mit der die Jugendlichen, gerade in der Anfangsphase, zu Werke gegangen waren.

Die Übel von draußen schlichen sich ein. Missgunst, Konkurrenzdenken, Rechthaberei und Eifersucht sickerte in die Gemeinschaft wie Regen durch ein undichtes Dach.

„Was können wir nur tun?“ - fragte Marsha Wiggles-Humperdijk und blickte den beiden Heimkehrern voll Sorge in die Augen. Im Gesicht war sie beinahe so grau wie ihre Aura, stellten diese fest.

Arme Marsha – Adrian hätte sie am liebsten erst einmal in den Arm genommen. So begnügte er sich mit einer liebevollen Geste, strich ihr über den Rücken, klopfte begütigend ihre Schulter. „Wir schaffen das schon, haben so manches zusammen durchgestanden, auf zwei Schultern trägt sich’s leichter.“ –

„Auf drei“, warf Penelope M’gamba ein und schob ihre wuchtige Gestalt nach vorn. Man glaubte ihr, was sie sagte.

„Erst einmal schaffen wir uns die lästige Post vom Hals!“ – „Lass nur, das übernehme ich.“ Adrian schnappte sich das Bündel. „Und jetzt besprechen wir, wie es weiter gehen soll. Was für Maßnahmen wir ergreifen können.“

„Wir werden die Sache schon in den Griff bekommen. Wichtig ist, dass vor allem die Kinder wieder zur Ruhe kommen“, stimmte Penelope M’gamba zu: „Ich denke, ich wüsste da etwas, wie wir den negativen Tendenzen entgegen wirken. Wir brauchen ein

gemeinsames Band, das alle umschlingt und den merkwürdigen Konkurrenzdruck von uns allen nimmt, der da aufgekommen ist.“

„Dabei gibt es gute Ansätze. Mit Freude habe ich gesehen, wie Tibor sich an die Mädchen anschloss. Das ist doch ein hoffnungsvolles Zeichen. Die Gegensätze sind keineswegs unüberbrückbar – sieht man im übrigen an uns, wir verstehen uns doch auch“, Marsha war schon halb beruhigt. Jetzt, wo sie nicht mehr allein die schwere Bürde der Verantwortung trug, ging es ihr gleich besser.

Die Briefe hatten sie tief getroffen. Schon hatte sie die Schule geschlossen, ihr Lebenswerk vernichtet gesehen.

Wer wohl die undichte Stelle war? Irgend jemand hatte die Eltern und Sponsoren informiert!

„Wir müssen halt nach zwei Seiten hin arbeiten. Die Kinder sind das wichtigste, da gebe ich euch recht. Aber genauso so wichtig wird es sein, die Aufrührer in Schach zu halten.“

„Ich dachte, wir hätten das Problem der Miserioren mit der Dämonenaustreibung endgültig erledigt“, meinte Adrian.

„Leider nein“, entgegnete Penelope M'gamba: „seid ihr wirklich so naiv? Glaubt ihr etwa den Unsinn vom Unfall der drei Mädchen? Das war mehr als ein Unfall. Ich möchte jedenfalls nicht in der Haut dieses Moschus Mogoleia stecken.“

„Recht hast du“, nickte Marsha: „Wenn der wirklich von sich aus so ist, dann sind seine Tage auf der Insel gezählt...“ –

„...der hat sich einen Dämon eingefangen – anders kann ich mir sein Verhalten nicht erklären“, meldete sich nun auch Adrian zu Wort.

Penelope bekräftigte Adrians Sorge: „Tibor wirkt wirklich verstört, seit Mogoleia sich als ihr Sprecher aufspielt. Und seine Mitschüler sind es nicht weniger. Dabei schien gerade der Kreis dieser Vier ein so glückliches Völkchen.“

„Aber nur wenn's ans Tanzen geht und wenn die Vier der Aufmerksamkeit und Zustimmung sicher sein können. Bei den schulischen Leistungen sieht es leider ganz anders aus“, erinnerte Marsha.

Adrian und Penelope nickten sorgenvoll. Es gab eben vielerlei Aspekte, und alle wollten berücksichtigt sein.

Adrian griff nach einer gedankenschweren Pause Penelopes Bemerkung über Tibor wieder auf: „Auch wenn Tibor aufseiten der Mädchen steht, mahne ich zur Vorsicht. Diesmal bitte ganz behutsam, wir dürfen keinen Fehler mehr machen. Was ist, wenn nun doch der Wind schuld war, wenn es tatsächlich keine andere als die gewählte

Lösung gab? Immerhin musste Mogoleia versuchen, die Seinen zu retten. Und dass er nichts zur Rettung der Mädchen unternommen hätte, kann man nun wirklich nicht sagen. Der Suchtrupp war, wie man hört, bereits dreißig Minuten nach dem Unfall zur Stelle. Außerdem war ich ja noch da und das Meervolk. Ganz so verloren also waren die Mädchen ja nicht. - Was die Zeit angeht, so haben wir nur Mogoleias Aussage. Den Mädchen kann man nicht trauen, die waren viel zu benebelt, um sich die Uhrzeit zu merken. Die wissen nur, dass es bereits dämmerte, als sie ins Meer fielen.“

„Na, das ist doch schon was“, griff Marsha nach dem Rettungsanker: „Wird sich doch herausfinden lassen, wann genau die Sonne unterging an jenem Tag und dann haben wir die Uhrzeit.“

„Hab ich bereits überprüft“, antwortete Adrian: „Mogoleias Angaben decken sich auf die Minute mit dem Sonnenuntergang. Von daher gibt es nichts zu bekritteln.“

„Nun gut, Mogoleia ist unschuldig, was die Mädchen betrifft – nehmen wir das mal für den Augenblick an. Trotzdem vermiest er die Stimmung, trotzdem sät er Hass und Missgunst!

Was treibt den Mann? Weshalb ist der nie zufrieden? Geht es ihm wirklich nur die Benachteiligung seiner Schüler? – Ihre Misserfolge, möchte ich hinzufügen, muss man äußerst relativ sehen, denn dass sie nichts lernen, kann man nun wirklich nicht sagen!“

„Nun“, griff Adrian den Faden auf: „Mogoleia ist noch immer kein vollwertiges Mitglied des Kollegiums und jetzt, wo all die Neuen kamen, fühlt er sich um so mehr übergangen. Er glaubt, benachteiligt zu sein – übrigens eine Eigenschaft, die mit der Eigenart der Sublimationen zusammengeht.“

„Muss was mit ihrem Fliegengewicht zu tun haben, sind eben halbe Portionen!“, Frau M’gamba grinste gutmütig über beide Backen. Sie war **kein** Fliegengewicht.

„Sein Verhalten war der Grund dafür, dass wir uns nicht entschließen konnten, ihn als vollwertiges Mitglied ins Kollegium aufzunehmen“, antwortete Marsha nachdenklich und Adrian nickte, „wir haben schließlich die Verantwortung und der Friede der Insel ist uns heilig. Ein fauler Apfel reicht schon aus. Ich hätte das nie für möglich gehalten. Wir fühlten uns so wohl und sicher.“

„Es kam immerhin einiges zusammen, allein Mogoleia können wir die Entwicklung nicht anlasten. Aber was ist nun mit ihm, was sollen wir mit ihm machen? Hätte er doch bloß diese unglückliche Rolle als Ankläger nicht übernommen“, sagte Penelope.

„Er hat sich förmlich danach gedrängt“, entgegnete Marsha.

„Das schon, aber du hättest sie ihm dennoch nicht geben müssen, Marsha.“

„Stimmt, nur, wer übernimmt schon gern so eine Aufgabe, ich war doch froh, überhaupt jemanden gefunden zu haben.“

„Siehst du, damals hätten wir diskutieren müssen“, warf Adrian so hin und Marsha blickte beleidigt drein. „Hättest du das **damals** doch gesagt, Adrian!“

„Nun aber keinen Streit unter euch, das fehlte noch.“ Penelope hob beschwichtigend die Arme und Marsha duckte sich ebenso wie Adrian unwillkürlich. Von Penelope ging beunruhigend viel Macht aus. Vielleicht ließe sich dies ausspielen.

„Und wenn **du** einmal mit Mogoleia sprichst?“ - schlug Marsha deshalb vor, und auch Adrian war sofort begeistert. „Richtig, genau das ist es, du päppelst ihn auf, übermittelst ihm unsere Wertschätzung, bereitest ihn auf seine volle Stelle vor, erklärst ihm, was für Aufgaben seiner harren als Dekan der Sublimationen!“

„Erst einmal auf Probe, soviel Vorsicht muss sein“, schwächte Marsha die Begeisterung ihres Mannes ab.

Dieser nickte, „einverstanden. Aber diesen Hinweis bitte nur in einem kleinen Nebensatz, der soll sich ruhig ein wenig gebauchpinselt fühlen. Sprich ihm das Vertrauen des Kollegiums aus, das wird ihn aufbauen.“

„Dann redest **du** aber mit den Kindern, Adrian, die sind noch ganz verstört - und ihnen alles erklären. Immerhin ist das Eis sehr dünn auf dem wir gehen. Was, wenn er nun doch von einem Dämon heimgesucht oder von seiner schwarzen Seele zerfressen wird?“

Penelope winkte ab „was Seelen angeht, bin ich Expertin, das überlasst getrost mir, vor mir kann sich eine Seele noch so verstecken, ich sehe ihr bis auf den tiefsten Grund. Ich sage euch jetzt schon, wenn Mogoleia nicht sauber wäre, dann hätte ich das gespürt. Bestimmt ist der nur gestört, weiter nichts. Mit Freuden übernehme ich die Aufgabe, ihn ein wenig aufzubauen. – Zumal ich finde, dass er sich als Ankläger wacker geschlagen hat. Niemand hat seine Rolle zu würdigen gewusst. - Natürlich hat ihn das verbittert, wäre merkwürdig, wenn’s anders wäre. Der hat bestimmt tatsächlich an das geglaubt, was er vertreten hat.“

Die Direktoren staunten, so hatten sie die Dinge gar nicht gesehen. Im nachhinein erst hatte es so ausgesehen, als stecke der Ankläger mit unter der Decke der Verschwörer. Das war ein Stück weit Mogoleias eigene Schuld. Und jetzt wurde er auch noch des Mordversuchs an den Mädchen verdächtigt. Die Mädchen, allen voran

Arundelle, glaubten fest daran. Da müsste schnellstens etwas geschehen, bevor noch mehr böses Blut entstand.

Marsha erbot sich, wegen Mogoleia mit den Mädchen zu sprechen. „Bitte, fühl du Tibor auf den Zahn, Adrian. Zumindest er verstand Mogoleias Worte, die Arundelle offensichtlich missdeutete.“

„Lassen wir den Wind nicht außer acht. Was, wenn sich in ihm noch jemand verbarg?“ Penelope rollte bedeutsam die Augen.

„Richtig“, ergriff Adrian den Strohalm, „das wäre die Lösung. Nur, - wie beweisen wir das?“

„Außerdem möchte ich herausfinden, wieso es Tibor zu den Dreien zieht.“ Marsha dachte an die Benachteiligung der Minderheiten, dem Auslöser dieser kleinen Konferenz. Sie hoffte, vielleicht auf diesem Wege weiter zu kommen. Freundschaft war, fand sie, ein solides Band Es wäre zu schön, wenn Tibor den Schlüssel zur Lösung gefunden hätte.

21. Alles geht schief

Die hektische Betriebsamkeit hielt die gesamte Schulgemeinschaft in Atem. Neben den Unfällen und Dämonenaustreibungen hatten die kleinen Alltagsorgen keinen Bestand. Es durfte sie gleichsam gar nicht geben, wiewohl sie doch vorhanden waren.

Etwa die Möbel aus Deutschland – vielmehr **nicht** die Möbel, denn die fehlten, das eben war das Problem! Die Container mit dem Umzugsgut der Schlaubergers waren nicht auffindbar. So jedenfalls hieß es bei den wiederholten Anfragen von Amadeus und Dorothea, die vergeblich versuchten, sich auf der Insel häuslich einzurichten. Nicht einmal Wäsche für ihre Familien hatten sie!

„Wie können denn solche riesigen Container verschwinden?“ - überlegte Intelleetus, das aufgeweckte Söhnchen von Grisella und Amadeus.

Dorotheas Ehe mit Scholasticus war freilich bislang - zu ihrem großen Leidwesen - kinderlos geblieben. Die Aufregungen des Umzugs – und nun auch noch das –, waren nicht dazu angetan, dass sich an ihrem Zustand etwas änderte, meinte sie. Insgeheim aber hoffte sie von Monat zu Monat, denn es wäre ihre größte Freude, Scholasticus mit einem süßen Geheimnis zu überraschen.

Die provisorische Einrichtung auf der Insel ließ keine neuen Bindungen. Intelleetus zeigte bereits alle Symptome von Heimweh, wenn er auch tapfer darauf bestand, dass ihm der Umzug überhaupt nichts ausmachte. Nachts aber weinte er so manche heimliche Träne in sein Kissen.

Wo waren seine alten Schulkameraden jetzt? Was sie wohl machten? Intelleetus konnte dem heißen Sommer keine rechte Freude abgewinnen. Er liebte die Hitze nicht, sondern fühlte sich in gemäßigten Zonen sehr wohl. Schon gar jetzt zur Weihnachtszeit. Wenn er nur an Weihnachten dachte, traten ihm bereits Tränen in die Augen. Immerhin war er mit seinem Heimweh wenigstens in diesem Punkt nicht ganz allein. So manche stille Träne wurde in der Adventszeit vergossen. - Ob zu Hause inzwischen schon Schnee lag? - Überall hingen da nun die bunten Lichterketten, - Weihnachtsmarkt, Tannenduft...

Für solche Sehnsüchte war es nun zu spät. Intelleetus war nun einmal hier. Er war vernünftig genug einzusehen, dass sich das nun nicht mehr ändern ließ.

Hätte er wenigstens in der Schule Fuß gefasst. Aber die Kluft zu den Mitschülern war groß. Er war gut einen Kopf kleiner als der Kleinste von ihnen und wenigstens drei Jahre jünger als der Jüngste. Geistig freilich konnte er ohne weiteres mithalten. Da war er so manchem überlegen, was nicht nur Bewunderung, sondern auch böses Blut herausforderte.

Neid war keineswegs eine unbekannte Regung auf Weisheitszahn, das merkte auch er. - Wenigstens gab es Arundelle und ihre Freundinnen noch, die er von klein auf kannte.

Seine eigenen Kümernisse machten ihn für die Unfälle und Umtriebe, durch welche die Schulgemeinschaft so nachhaltig aufgestört wurde, nicht gerade aufgeschlossen. Er war so mit sich selbst beschäftigt, dass die Ereignisse an ihm gleichsam vorüber rauschten.

Die Sorgen wegen der Möbel und all ihrer Sachen hingegen, die seinen Vater und Tante Dorothea so heftig bewegten, griffen auf ihn über. Er verstand weder seine Mutter noch Onkel Scholasticus. Weshalb nur blieben die davon völlig unberührt? Denen machte es anscheinend überhaupt nichts aus, noch immer zwischen Pappschachteln und Koffern zu leben. Und wären Amadeus und Dorothea mit ihrem Jammer nicht gewesen, die hätten von den unhaltbaren Zuständen womöglich nicht einmal etwas bemerkt.

„So schlimm ist es doch gar nicht“, hörte er Onkel Scholasticus reden – „die haben hier doch sehr hübsches Geschirr. Ich weiß gar nicht, was du hast, Dorothea“, sagte er zu seiner Frau und hielt eine Tasse aus der Mensa in die Höhe.

Als ob es darum gegangen wäre! Aber so waren sie, die Intellektuellen. Äußerlichkeiten berührten sie nun einmal nicht. Sie lebten in ihrer eigenen Welt und da ging es weder um Teller noch um Sessel oder Schminksachen. Nicht einmal Unterhosen spielten darin eine Rolle.

„Hier ist es doch so warm, besonders jetzt im Sommer“, meinte Onkel Scholasticus grinsend, als seine Frau ihn auf dieses Problem aufmerksam machen wollte. Im nächsten Hubschrauber aus Sydney war dann aber doch ein recht großes Paket mit Unterwäsche gekommen. – Immerhin!

Intelleetus, wiewohl selbst im Übermaß mit Intelligenz ausgestattet, stand ganz auf der Seite von Papa und Tante Dorothea.

Die Container blieben unauffindbar. Drei große Container voller Möbel und Hausrat – irgendwo auf dem Wege von Frankfurt nach Bremerhaven und von dort nach Sydney in Australien – waren verschwunden, unauffindbar! Sie standen vermutlich irgendwo vergessen herum, auf einem Rangierbahnhof, und keiner kümmerte sich darum. Da halfen keine Telegramme, keine Suchaufträge und Schadensberichte.

Die Versicherung wurde eingeschaltet. Die Schadensregulierung nahm ihren Lauf. Wie es aussah, würden die Container bald abgeschrieben. Wenn die Versicherung erst einmal bezahlt hatte, dann würde kein Hahn mehr nach dem verlorenen Gut krähen.

Die beiden hübschen Wohnungen blieben derweil kärglich möbliert. Nur das Nötigste hatten die Hausfrau und der Hausmann aus Sidney kommen lassen. Denn noch hegten sie Hoffnung, ihre eigenen Sachen wiederzubekommen. Und was sollte man dann mit dem Ersatz?

Dieser Umstand trug nicht gerade dazu bei, sich schnell einzugewöhnen. Dorothea und ihr Schwager Amadeus fühlten sich deshalb von Anfang an unwohl. Das ganze Klima machte ihnen zu schaffen. - Nicht so sehr das äußere, daran könnte man sich wohl gewöhnen, obgleich die Umstellung mit den Jahreszeiten schon nicht ganz problemlos war, gerade jetzt zur Weihnachtszeit. – Es war das zwischenmenschliche Klima, das ihnen Schwierigkeiten bereitete.

Denn der Advent ist gewöhnlich die Zeit des Zusammenrückens, der Versöhnung und des Ausgleichs.

Wie eine unsichtbare Mauer umschloss die Außergewöhnlichkeit all jene, die gleichsam auserwählt waren und schloss all die ‚Normalen‘ aus, gab ihnen das Gefühl, nicht dazu zu gehören. Sie fühlten sich wie mindere Anhängsel - notwendig, aber lästig.

Andere Angehörige versuchten, sich durch diese unsichtbare Mauer zu mogeln, aber das war weder die Art von Dorothea noch von Amadeus. Sie wollten überhaupt nichts besonderes sein, sie fühlten sich sehr wohl in ihrer Haut, jedenfalls hatten sie sich bis zu ihrer Umsiedlung sehr wohl darin gefühlt.

Die ständige Herausforderung, das allgegenwärtige Schielen auf die Besonderheit fiel ihnen entsetzlich auf die Nerven. Dabei entstanden schnell Dünkel und Einbildung und unnötige Missgunst!

Gerade als alle Hoffnung entschwand, erreichte sie die Nachricht vom Wiederauffinden der Container. Sie standen in Travemünde auf einem Abstellgleis des Hafens. Jemand hatte versehentlich den Waggon, auf dem sie sich befanden, an den falschen Zug gekoppelt.

Weshalb den Waggon niemand zurück geschickt hatte, nachdem der Irrtum bemerkt worden war, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Schuld sei die Hektik im Vorweihnachtsverkehr, hieß es lapidar.

Es würde nun noch einmal ungefähr drei Wochen dauern, bis sie ihr Umzugsgut in Empfang nehmen könnten, erfuhren Amadeus und Dorothea von dem Spediteur, mit dem sie ständig telefonierten. Also ginge das Leben aus dem Koffer noch fast einen Monat lang so weiter.

„...ein Schiff ist halt seine zwei Wochen unterwegs – reine Fahrzeit, und die ganze Umladerei und alles...“, erklärte Scholasticus, als Dorothea nicht einsehen wollte, weshalb sie nun noch einmal mehrere Wochen warten sollte.

„Die könnten die Container ja nun wirklich in ein Flugzeug laden, das wäre nicht zu viel verlangt, finde ich“, pflichtete Amadeus seiner Schwägerin bei. Grisella schüttelte nur den Kopf.

„Wer soll denn das bezahlen?“ - fragte Scholasticus. „Na, die Firma, die hat das Ganze doch vermasselt.“

Achselzuckend verließen die beiden Professoren das Haus und begaben sich die wenigen Meter zu dem Schulgebäude hinüber. Hier gab es nun wirklich keine Entfernungen keine mehr.

Wären Dorothea und Amadeus nur nicht so stur gewesen. Sie weigerten sich, wie alle anderen in der Schulmensa zu Essen, dabei war das Essen dort so vielseitig und reichhaltig. Für jeden Geschmack ließ sich das richtige finden. - Aber nein, die mussten ihre Haushalte aufrecht erhalten. Und Scholasticus, der oft mit Kollegen ging, musste nicht selten eine Mahlzeit zweimal essen, denn bei seiner lieben Frau konnte er natürlich nicht zugeben, dass er wieder einmal nicht hatte nein sagen können, als er ausgehungert bei den andern am Tisch dabei saß. Während er dann mampfte, fiel es ihm ein – er wurde zu Hause erwartet.

„Die wenigen Schritte sind doch kein Problem, sagst du ja selbst“, konterte Dorothea, die nach dem Essen gerne ein wenig kuschelte, was Scholasticus keineswegs unangenehm war, nur, er vergaß es in der Hektik des Schultages allzu oft. Das Mittagessen war nämlich auch die ideale Gelegenheit für Besprechungen des Kollegiums. Viele Entscheidungen bahnten sich dort an, und wenn er nicht dabei war, dann ging so einiges über seinen Kopf hinweg oder hinter seinem Rücken ab. Das war dann weniger angenehm, und er hatte das Nachsehen.

Dorothea traf ja den Nagel auf den Kopf – das Klima im Kollegium wurde von Konkurrenzdenken bestimmt. Aber Grisella und Scholasticus waren so in ihre Aufgabe eingebunden, dass sie es nicht bemerkten oder zunächst nicht bemerken wollten. Denn allmählich wachten sie immerhin auf und der erste Glanz schwand wie die zarten Frühnebelschleier im erstarkenden Sonnenlicht.

Spätestens seit dieser unseligen Verhandlung, als es darum ging, Arundelle der Schule zu verweisen, bemerkten sie den Gegenwind, der gelegentlich unangenehm heftig blies.

Amadeus und Dorothea waren selbstverständlich in die Vorfälle eingeweiht worden. Sie wussten über Somnioren und Animationen Bescheid. Auch die Dämonenaustreibungen bekamen sie mit, zumal als diese einen Großbrand auslösten. Deshalb waren ihnen auch die Converioren äußerst unheimlich. „Sind das nicht so was wie Werwölfe?“ - fragte Amadeus besorgt, denn er hatte gelesen, dass Werwölfe über Menschen herfallen und ihnen wie Vampire das Blut aussaugen.

Die vorgelagerte Vulkaninsel, auf der sich die Converioren verwandelten, war viel zu nah, fanden Dorothea und Amadeus. „Was, wenn die mal rüberkommen in ihrem Zustand?“ – fragte sich Dorothea bang.

Darauf wussten die beiden Lehrkräfte auch keine Antwort. Ihre Ehepartner machten ihnen das Leben schwer. Soviel stand für sie fest. Ganz gleich, worum es ging, sie hatten immer ihre Bedenken und Einwände. Als ob man mit der Schule nicht schon genug um die Ohren hatte. Im Kollegium bekam man wenigstens Anerkennung. Dass auch allerlei heuchlerische Schmeichelei im Spiel war, entging ihnen wiederum.

„Spätestens, wenn die Möbel da sind, gibt es ein rauschendes Fest. Dabei klärt sich dann hoffentlich so einiges“, hoffte Dorothea. Sie schmiedete schon mal vorab heimlich Pläne und weihte Arundelle und ihre beiden Freundinnen darin ein. Ihnen traute sie inzwischen in manchen Dingen mehr zu als manchen Erwachsenen.

Grisella und Scholasticus waren eben zu wichtig, als dass sie Kritik noch an sich heran gelassen hätten. Auch die Tatsache, dass sie sich als einzige zu den Divinationen rechnen durften und damit an der Spitze der Lichtskala standen, wirkte wie ein schleichendes Gift und umnebelte allmählich ihre Urteilskraft. Hinzu kamen all die unerklärlichen Ereignisse, die gelegentlich den Eindruck von untergründigen Grabenkämpfen vermittelten.

Erst erfolgte der Anschlag auf der Conversionsinsel und Tika wurde lebensgefährlich verletzt. Dann wurde Walter verwandelt und die Schweine verbrannten, Möbel aus Deutschland landeten ohne ersichtlichen Grund auf einem Abstellgleis, Arundelle, Florinna und Corinia stürzten ins Meer – angeblich ein Unfall und niemandes Schuld. – Dennoch – der Stimmung war besonders der Absturz der drei Mädchen gar nicht zuträglich, selbst wenn die Drei ihr Erlebnis im nachhinein nicht missen wollten. Eins kam zum andern, und das Vertrauen sank auf den Nullpunkt. Nicht einmal sich selbst traute man noch über den Weg.

Arundelle freilich nahm kein Blatt vor den Mund. Wenn sie jemand nach ihrer Meinung über Moschus Mogoleia fragte, dann sagte sie ohne Umschweife, was sie von ihm hielt.

Und ausgerechnet der sollte nun sogar Dekan der Sublimationen werden! Selbst Scholasticus schüttelte ärgerlich den Kopf. „Da macht man nun, weiß Gott, den Bock zum Gärtner“, meinte er abfällig zu Grisella, die ihm beipflichtete: „Das hat sich die Schulleitung fein ausgeheckt.“

- ...und über unsere Köpfe hinweg...“

„...kann man so sagen...“

„Das letzte Wort ist in dieser Angelegenheit noch nicht gesprochen“, bekräftigte Scholasticus.

Wo man nur hinschaute, überall diese Merkwürdigkeiten: Fehlentscheidungen, Ausweichmanöver – niemand redete mehr frei heraus, alle hatten – so schien es - etwas zu verbergen, konnten nicht offen reden:

– „Jetzt nicht“, hieß es - „vielleicht später“, doch dann wurde doch nichts daraus.

Der Unfall der Mädchen war noch nicht richtig verarbeitet, da erfuhr man schon von der nächsten Heimsuchung.

Peter Adams hatte sich das Bein gebrochen. Er lag in Toronto im Krankenhaus.

„Ist nicht so bald wieder reisefähig. Leider ein komplizierter Bruch“, hieß es.

„Selbst bei einem so jungen und kräftigen Menschen - sehr gefährlich“, warnte der behandelnde Arzt: „die Spätfolgen sind das Risiko.“

So musste Scholasticus also weiterhin auf seinen Assistenten verzichten. Und Grisella konnte Adams nicht vor das Konzil laden, und wegen der Fotos aus der intergalaktischen Verbrecherkartei befragen. Es gab da doch noch einiges zu klären. Immerhin hatte Peter Adams, wenn auch nur am Rande, mit dem Laptopia-Projekt zu tun gehabt. Außerdem galt es herauszufinden, wie Malicius Marduk an sein Foto gekommen war.

So kam es, dass die verloren gegangenen Möbel lange vor Peter Adams einflogen. – Das letzte Stück ging’s doch tatsächlich mit einem Lastenhubschrauber im offenen Transport – und das bei Wind und Regen!

Beim Auspacken bemerkte man dann, was passiert war: die Möbel hatten schwer gelitten. Das Furnier wellte sich an vielen Stellen, manches konnte man gleich auf den Müll werfen. Schweißwasser und undichte Stellen, das lange stehen im Winter draußen, schließlich die Reise und das letzte Stück im offenen wind- und regengepeitschten Transport – da konnte so etwas nicht ausbleiben.

Nun würde die Versicherung doch noch bemüht werden müssen. Diesmal zur Schadensregulierung, was womöglich noch unangenehmer war, denn ein Versicherungsinspektor sollte deshalb auf die Insel kommen. Doch das ließen die Schulregeln nicht zu. Man einigte sich gütlich. Schlaubergers verzichteten auf Schadensregulierung und die Schule beschloss, lieber aus eigener Tasche für die Schäden aufzukommen. Die Versicherung lachte sich ins Fäustchen.

Scholasticus und Grisella drängten darauf, die Anschaffungen so bescheiden wie möglich zu gestalten. Ihre Ehehälften protestierten wie sich denken lässt lauthals. Amadeus brach gar in Tränen aus, als er das ganze Ausmaß des Schadens gewärtigte. Wenigstens fand er bei seiner Schwägerin Verständnis und Trost. Denn selbst Intellectus fand die Reaktion seines Vaters übertrieben. In Grisella wallte zwar Zärtlichkeit angesichts solcher Zartheit auf, doch sie kannte ebenso wie Scholasticus die angespannte Finanzlage der Schule, die durch die vielen unvorhergesehenen Ereignisse nicht gerade gebessert wurde.

Nun mussten auch noch die Schweinställe wieder aufgebaut werden. Außerdem waren zwei der Boote endgültig kaputt – womöglich eben die, die gestohlen worden waren. Ob die Diebe vorsätzlich Zucker in die Motoren gestreut hatten? – Die Löcher im Rumpf deuteten allerdings eher auf Vorsatz hin. Wenn dafür auch möglicherweise die Conversioren in Betracht kamen. Konnte es doch geschehen, dass diese in ihrer tierischen Gestalt mit ihren klobigen Klauen im Boot um sich traten, wenn sie sich in ihrem Zyklus eine Spur zu früh verwandelten.

Die Boote mussten auf jeden Fall repariert und die Schäden an den Ställen behoben werden. Trotzdem setzte Dorothea einen halbwegs anständigen Kompromiss wegen der verdorbenen Sachen durch.

22. Verspätete Einweihungsparty.

Amadeus und Dorothea bekamen ihre Party. Pünktlich zu Sylvester. Und sie war so, wie sie sein sollte. Mit Feuerwerk und allem drum und dran. Die alte Garde blieb unter sich. Endlich konnte wieder Offenheit herrschen. ‚Keine Geheimnisse im neuen Jahr‘ – lautete das Motto, das Dorothea in goldenen Lettern über den Eingang heftete, durch den die Gäste strömten.

Und richtig – es wurde wie in den alten Tagen. – Jeder getraute sich, frei von der Leber weg reden, und sich kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Jeder sagte wirklich das, was ihm auf der Seele oder auch nur auf der Zunge brannte.

Das war vielleicht ein Geschnatter! Intellectus glühte vor Begeisterung. – Wenn es doch immer so wäre, dachte er und fühlte sich zum ersten Male wie zu Hause. Dazu trugen bestimmt auch die

vertrauten Gegenstände bei, die ja nun doch zum großen Teil wieder verwendet wurden.

Mit Hilfe des Schreiners war dann doch mehr als zunächst erwartet von den Möbeln zu retten gewesen. Sogar das Furnier hatte der findige Mann hie und da wieder hinbekommen. Vieles war so gut wie neu.

„Das spart der Schule eine Menge Geld“, erklärte Scholasticus den einzigen neuen Gesichtern unter den Gästen in dieser Runde, mit denen sogar die kritische Dorothea einverstanden war: Marsha und Adrian Humperdijk.

Ansonsten tummelten sich Florinna mit Arundelle und Corinia bereits im Garten, zu denen sich auch Billy-Joe gesellte.

Billy-Joe hatte Tibor mit gebracht. Auch er war ein Neuling bei Schlaubergers. Doch er gliederte sich so selbstverständlich ein, dass er niemandem auffiel.

Leider fand sich in Intelleetus Alter kein einziges Kind, mit dem er sich hätte anfreunden wollen. Es gab ohnehin nur ein Mädchen und drei Jungen unter zehn. Oder dann wieder Kinder im Vorschulalter. Die hatten es womöglich besser als Intelleetus, insofern als sie gleich in das Inselleben hineinwuchsen.

Grisella nahm sich vor, nun endlich mit den Mädchen wegen Intelleetus zu sprechen. Immer wieder hatte sie es wegen der äußeren Umstände verschoben. Diese waren nicht dazu angetan gewesen, auch noch mit den mütterlichen Sorgen aufzuwarten.

Aber jetzt ergriff sie die Gelegenheit. Alle drei versprachen, sich Intelleetus anzunehmen, was vor allem Amadeus sehr erleichterte, dem die Bürde der Elternschaft schwer auf den Schultern drückte, zumal Intelleetus ihm inzwischen in mancherlei Hinsicht überlegen war. Seine Frau war eben viel zu beschäftigt, um sich auch darum noch wirklich kümmern zu können. Das sah er zwar ein, eine Lösung aber kam deshalb noch lange nicht in Sicht.

Die Mädchen wollten Intelleetus unter ihre Fittiche nehmen. „Mit hinunter zum Schwimmen und so...“, erklärte Corinia. „Wer weiß, vielleicht bekommt er auch so viel Spaß an den Besuchen draußen wie ich. Jetzt, wo ich einmal richtig da war, hab ich schon wieder Sehnsucht.“ Dabei lag der Ausflug nach Australis erst ein paar Tage zurück.

Grisella blickte ihr Söhnchen zärtlich aber auch prüfend an. Wohin würde er sich entwickeln? Mitunter glaubte sie, bereits schon jetzt, in diesem frühen Stadium, eine zarte Aura auszumachen, aber sie konnte sich täuschen. Kinder waren nicht so eindeutig, was ihre

Ausstrahlung anging. Mal war sie da, mal wieder nicht und auch farblich ging's recht munter durcheinander. Außerdem sahen Mutteraugen wohl immer ein wenig das, was sie sich für ihre Kinder wünschten.

Arundelle aber bestätigte ihr ungewollt, was Corinia intuitiv für ausgemacht hielt: Intelleetus hatte eine Neigung zum Meer. Und mehr als das, er verfügte auch über die Möglichkeit, sich ins Meer hinaus zu begeben.

Adrian nickte beifällig und bestätigend, als das Mädchen ihn auf Intelleetus Neigung aufmerksam machte. Vielleicht wäre er bald nicht mehr allein. Wenn nun sogar Corinia anfing, sich über das Leben draußen beim Meervolk Gedanken zu machen und sich hier ein hoffnungsvoller Anwärter auf ein Consioren-Dasein unter dem Wasser ankündigte, dann wäre er von nun an nicht mehr ganz so einsam. Irgendwie litt man ja doch ein wenig, wenn niemand um einen her das eigene Los teilte.

„Intelleetus verbreitet den typisch rötlichen Meeresschimmer. – Jenes bestimmte Rot der Korallen, das sich so nirgendwo sonst findet“, erklärte Corinia seiner aufgeregten Mutter, die, als Adrian von Ferne nickte, selber so heftig errötete, als wollte sie sich gleich ebenfalls verwandeln. – Was im übrigen durchaus im Bereich ihrer Möglichkeiten lag. Sie war als Divinatorin von allen Farben des Regenbogens gleich weit entfernt oder vielmehr mit diesen gleich nah beisammen.

Freilich müsste sie sich überwinden. Ein neues Kapitel könnte vielleicht schon bald beginnen. Um Corinia bräuchte sich niemand zu sorgen, die konnte sehr gut auf sich Acht geben, wenn gleich ihre Ausstrahlung auch noch reichlich blass war. – Ein rötlicher Hauch - vom Grau der Träumer dominiert, weiter war sie noch nicht.

„Es ist halt schwer, sich aus dem Schatten der eigenen Schwester zu begeben“, erklärte sie Adrian, der sie verständnisvoll anhörte.

Florinna machte keinerlei Anstalten, sich auf das Niveau der Consioren zu begeben. Sie weigerte sich tatsächlich.

„Das ist nichts für mich“, hatte sie Arundelle und Corinia wissen lassen, als diese wegen des Ausflugs nachfragten. Der habe ihr zwar gefallen, aber wiederholen bräuchte sie ihn deswegen nicht. „Jeder muss wissen, was er sich zutrauen kann“, tat sie abschließend kund.

Corinia hütete sich, weiter in ihre Schwester zu dringen. Irgendwie war ihr die Entwicklung nämlich gar nicht so unrecht. Endlich kam sie aus dem Schatten der großen Schwester auch einmal

heraus. Auch sie besäße nun etwas eigenes, das nur sie allein betraf und worin ihr von Florinna nichts vorgemacht wurde.

Bei Arundelle lagen die Dinge womöglich noch komplizierter. Denn sie fühlte den Umbruch in dem sie sich gerade befand. Seit sie auf der Insel war, hatte sich ihre Entwicklung beschleunigt. Wohin steuerte sie? Die Frage beunruhigte sie vielleicht mehr als all die Umstände und Gefahren, so merkte sie jetzt, wo diese gebannt schienen.

Marsha und Adrian ergriffen die Gelegenheit, um über ihre Pläne mit Moschus Mogoleia zu sprechen. Eine solche Gelegenheit ergäbe sich so schnell nicht wieder. Ob die Gastgeber denn einverstanden wären, wenn sich dazu noch ein weiterer Gast einladen würde, fragten sie an.

Weder Dorothea noch Amadeus hatten etwas dagegen, als sie erfuhren, um wen es sich dabei handelte. Grisella und Scholasticus schon gar nicht, denn sie schätzten Penelope M'gamba, um die es ging, sehr.

Die beiden kritischen Professoren bemerkten bald, weshalb sich das Direktorenpaar Verstärkung erbeten hatte. Das Thema war allzu heikel. Moschus Mogoleia zum Dekan zu befördern, sei ja wohl nicht ganz unproblematisch, bekundeten die beiden höflich aber bereits mit einer gewissen Schärfe.

„Ist das nicht, als machte man den Bock zum Gärtner?“ - warf Scholasticus hin, als sich Marsha daran machte ihren Entschluss zu erläutern.

Jetzt, in dieser Umgebung, erschien ihr der Gedanke wieder ziemlich grotesk. „Penelope hat uns die Entscheidung für Mogoleia sehr gut klarmachen können. Sie hat wirklich Erfahrung. Außerdem sind die Sublimationen ein sehr kleiner Fachbereich. Sie meint, es käme zunächst darauf an, Moschus Mogoleia aufzubauen. Aber das wird sie euch selbst gleich viel besser erklären.“

Und da kam Penelope M'gamba auch schon. Wie immer war es, als inszenierte sie einen Bühnenauftritt. Dabei kam sie nur durch das Portal mit Dorotheas Aufschrift, die sie beifällig nickend zur Kenntnis nahm. Auf einmal stand sie im Mittelpunkt. Alle Augen richteten sich auf die imposante Gestalt, wie stets mit einer der farbenfrohen Landestrachten angetan.

Wen sie zur Begrüßung nicht in die Arme schloss, oder an ihr Herz drückte, dem schüttelte sie wenigstens kräftig die Hand oder streichelte versonnen über dessen Oberarm. Überhaupt verstand sie

sich auf unverfängliche Berührungen. Psychologisch eine echte Könnerin – Grisella staunte immer wieder. Denn so verschieden sie äußerlich auch sein mochten, sie erkannten beide, wie verwandt ihre Seelen einander doch waren.

Penelope M'gamba erläuterte gern noch einmal, was sie mit den Humperdijks besprochen hatte. Und es gelang ihr, die Dinge mindestens erst einmal plausibel erscheinen zu lassen. Als es dann freilich um die Frage ging, wieweit Moschus – zum Beispiel als Ankläger in dem Verfahren gegen Arundelle – in gutem Glauben und bester Absicht gehandelt hatte, da begannen sich die Ansichten dann doch zu spalten.

Aber auch hier vermochte Penelope den Beweis zu erbringen, wie nah Wahrheit und Wirklichkeit, Glaube und Wunschenken beieinander liegen. Dass sich jemand durchaus in eine Rolle wie die des Anklägers hinein steigern, und fest an das glauben konnte, was er dabei zu vertreten hatte.

„Sympathie ist oft eine Frage der Vorurteile. Glaubt mir, wir Schwarzen wissen, was Vorurteile bedeuten. Sie sind ein wahrer Fluch. Wer von ihnen betroffen ist, leidet unsäglich, doch auch die Gegenseite wird an seiner Engstirnigkeit nicht froh. Nun, das dürfte nur allzu bekannt sein, schließlich sind wir unter uns“, lächelnd wischte die große Frau durch die Luft, als müsste sie eine unsichtbare Tafel säubern, auf der sie sich gerade heftig ausgeschrieben hatte.

Grisella und Scholasticus sahen einander unsicher an. Was, wenn der Entschluss der Schulleitung, Moschus Mogoleia zum Dekan zu ernennen, nun doch etwas für sich hatte?

„Immerhin müssten wir diese Entscheidung gegenüber dem restlichen Kollegium, und vor allem bei den Schülern und Studierenden glaubhaft rüberbringen. Das dürfte nicht einfach sein. Mogoleia hat sich nicht gerade beliebt gemacht, das kann man nun wirklich nicht sagen. Selbst seine eigenen Sublimationen gehen auf Abstand.“ – sagte Scholasticus. Arundelle verfolgte die Auseinandersetzung mit ernstem Gesicht. Sie nickte und ergriff nun das Wort:

„Wenngleich Tibor nicht mehr so sicher ist wie zu Anfang, wessen Stimme mich verhöhnte, bevor ich dann abstürzte. Erst war er ganz klar der Meinung, es war Mogoleia, aber jetzt meint auch er, der Wind habe uns möglicherweise sein grausames Lied erzählt. Die Befehle im fremden Idiom galten der Rettung der Vier, daran ließ Tibor nie einen Zweifel. Er gibt zu, dass ihnen die Situation über den Kopf wuchs und durch den böigen, ablandigen Wind völlig aus der

Kontrolle geriet, dass sie sich zu allem Überfluss hoffnungslos überschätzten.“

Tibor trat neben Arundelle. Er nickte bestätigend. Alle Tänzer und Tänzerinnen seien deswegen noch immer ziemlich geknickt. Ihr Lehrer habe ihnen zurecht den Kopf gewaschen. Sie würden so etwas auch nie wieder tun. Schon gar nicht am Abend und so weit draußen. Im nachhinein verstünde keiner von ihnen, wie sie so leichtsinnig hatten sein können. Und das noch mit Gästen.

Tibor erläuterte seine Einschätzung noch einmal und Arundelle selbst musste sich nun auf Vorurteile hin überprüfen. Konnte es denn sein, dass sie nur ihre Antipathien aus dem Verweisverfahren projizierte?

Dabei war sie so sicher gewesen. Die hasserfüllte Stimme Mogoleias klang ihr noch im Ohr. Sollte sie sich wirklich getäuscht haben?

Die Stimme hatte sie gehört, daran ließ sie keinen Zweifel aufkommen. Aber ob sie nun aus der wirbelnden Luft oder aus dem Munde des herbei geeilten Lehrers gekommen war, dessen war sie sich nun nicht mehr so sicher. Zunächst hatte alles ganz klar und einfach erscheinen können. Nun hegte sie bereits Zweifel.

Trotzdem fand sie die Maßnahme der Schulleitung reichlich überzogen. Dem würde der Kamm derart anschwellen, dass er durch keine Tür mehr passte! Selbst Tibor war nicht sicher, ob die Entscheidung, so sie denn tatsächlich verwirklicht wurde, den gewünschten Erfolg hätte.

Andererseits – ein wenig vermochte er sich mit seinem Lehrer dennoch zu identifizieren. Etwas von dessen neuem Glanz färbte bestimmt auch auf seine Schüler ab. Sie konnten es brauchen! Von den Sublimationen oder den Conversionen war nicht einer auch nur halb so erfolgreich wie zum Beispiel Arundelle und ihre beiden Freundinnen.

Anerkennung war überhaupt ein sehr wichtiger Aspekt, der hier hereinspielte. Mit Moschus Mogoleia sollte zugleich ein Fachbereich aufgewertet werden. Dies war ein weiterer Aspekt, den es zu berücksichtigen galt. Die Privilegien der Somnioren und Animatoren stachen nur allzu deutlich hervor.

Selbst Billy-Joe, der zunächst soviel hatte aufholen können, hatte noch immer einen schweren Stand. Obwohl er den unschätzbaren Vorteil hatte, nicht nur zu den Conversionen, sondern auch zu den Somnioren zu gehören.

Und hätte Tibor nicht den Anschluss an diese gemischte Arbeitsgruppe gefunden, ihm erginge es nicht anders als seinem Bruder oder den beiden patagonischen Mädchen. Dank der Lebensbaum-AG hatte er wenigstens in einem Fach nicht das Nachsehen.

Tibor war wegen seines Erfolgs in der gemischten Arbeitsgruppe eigens zur Schulleitung bestellt worden. Aber auch noch so gezielte Fragen von Frau Marsha Wiggles-Humperdijk hatten zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt.

Sie griff jetzt ihre kleine Aussprache auf und Tibor erneuerte seine Antwort. - Weshalb er sich zu seinen neuen Freunden hingezogen fühle, und ob diese Sympathie gleichsam abgerufen werden könne, wusste er nicht zu sagen und den andern in der Gruppe ging es genau so, bestätigten sie jetzt.

Die anfängliche Antipathie war eben irgendwann in Sympathie umgeschlagen. Alles habe sich ganz natürlich ergeben.

„Wenn wir zusammen sitzen, dann merken wir von besonderen Begabungen ja nichts. Wir sind eigentlich wie immer, vielleicht ist dies das Geheimnis.“

„Meint ihr denn, wir können diese Maßnahme vor der Schule vertreten?“, fragte Adrian Humperdijk, der in Gedanken noch bei Moschus Mogoleias Ernennung weilte, in die entstandene Pause hinein in der die Anwesenden in sich hinein horchten, wie es mit den eigenen Vorurteilen stand.

Das anfängliche völlige Unverständnis seitens der intelligenten Kollegen hatte ihn doch ziemlich verunsichert. Die Maßnahme sollte immerhin dazu führen, das böse Blut abzubauen. Wenn es nun aber den gegenteiligen Effekt hatte, was dann? Sie hätten dann zwar einen hoffentlich kooperativeren Moschus Mogoleia. Was aber würden die anderen Lehrer sagen? Schüfe man damit nicht auch einen Präzedenzfall?

Was, wenn sich nun ein jeder Lehrer derart auführte, um seine Interessen durchzusetzen oder um sich ins Rampenlicht zu rücken? Von Lehrern durfte man doch eigentlich mehr erwarten.

Die Würfel waren gefallen, der Entschluss stand fest, nachdem so viele davon wussten, ließe er sich nun nicht wieder rückgängig machen. Auch wenn die Schulleitung sich der zugesicherten Geheimhaltung des kleinen Kreises sicher sein durfte.

Als Schulleitung mussten Marsha und Adrian jetzt zu ihrer Entscheidung stehen. Diese war wie selten eine von allen Seiten beleuchtet worden. Alle Aspekte waren berücksichtigt, alle nur vorstellbaren Aussichten waren bedacht worden. Wenn nur eine genügend große Zahl unter den Lehrkräften die Entscheidung billigte oder gar mittrug, dann wäre das schon der halbe Sieg.

Die Party nahm ihren Lauf. Nach soviel Ernst drängte es alle zu Frohsinn und Heiterkeit. Tibor fragte an, ob jemand mit ihm ein Tänzchen wagen wolle und konnte sich vor Tänzerinnen nicht retten. Zwar kam er mit den meisten kaum ein, zwei Meter über den Boden, doch das tat dem Vergnügen keinen Abbruch. Als gar die Direktorin eine Runde drehte und schließlich sogar Penelope M'gamba, mit der Tibor sich gleichwohl ungemein leicht tat, da schäumte die Stimmung wahrlich über. Könnten sie doch auch ihren Kollegen Mogoleia einmal dazu bringen, sich ihrer in dieser Weise anzunehmen!

Marsha und Penelope hofften im Stillen hier den entscheidenden Schlüssel zum Selbstwertgefühl der Sublimatioren entdeckt zu haben, den sie beizeiten zu bedienen gedachten.

Sogar Amadeus und Dorothea tauten zum erstem Mal auf. Der kleine Irrwisch eroberte ihre Herzen im Nu. Keine Spur von Überheblichkeit seinerseits – die reine Lebenslust strahlte aus Tibors schrägen Augen und steckte alle an.

So wurde die Party doch noch eine richtige Party. Dorothea legte ihre Oldies auf. Und bald tanzten die Erwachsenen selbstvergessen in nostalgischer Erinnerung auf dem kleinen Geviert der Terrasse, eng aneinander geschmiegt. – „Nur um ein wenig auszuruhen nach all dem Getobe“, meinte Scholasticus augenzwinkernd, der mit Tibor gar nicht getanzt hatte, als ihn sein Neffe gar so kritisch musterte.

Amadeus hielt Grisella in seinen Armen, als sei sie eine kostbare, zarte chinesische Porzellanpuppe. „Jedem das seine“, murmelte Scholasticus und schlang seine Dorothea noch heftiger an sich, die ihm wohliger entgegen blühte.

Marsha und Adrian ließen sich ebenfalls nicht bitten und zierten sich bald gar nicht mehr. Die Kinder übten derweil, wie man grüne Wirbel erzeugt.

„Ein wenig Grün hat fast jeder in sich“, behauptete Tibor. „Die meisten können damit nichts anfangen. Erst gilt es die Angst zu besiegen. Wir sind nun einmal alle von dieser Erde“, erklärte er. Und tatsächlich, was Arundelle schon früher einmal bemerkt hatte, es funktionierte tatsächlich, wenn man sich nur wirklich fallen ließ und

selbst vergaß. Kaum konzentrierte man sich, da spürte man auch schon seine Beine und die Füße wurde wieder zu Blei, die den Boden nicht verlassen wollten.

23. Die Amtseinführung.

Die Wirkung war tatsächlich ungeheuer, die Moschus Mogoleias Ernennung zum Dekan der Sublimationen hatte. Frau Marsha Wiggles-Humperdijk bemühte sich in ihrer Laudatio redlich, die Verdienste des neuen Dekans zu würdigen. Was sie sagte, sollte zugleich der Wahrheit entsprechen und die Anwesenden von der Richtigkeit der Maßnahme überzeugen. Es gelang ihr nur unvollständig, die klaffende Schere zu schließen.

Immerhin kam kaum Murren in der voll besetzten Aula auf. Denn nicht nur der Lehrkörper, auch die Schülerschaft war zu dieser feierlichen Amtseinführung vollständig versammelt.

Nun, da es amtlich wurde, schwindelte Arundelle doch ein wenig der Kopf. „Und wenn er doch derjenige war, der uns ins Meer stürzen ließ?“ - flüsterte sie Tibor ins Ohr, der neben ihr stand. Doch der schüttelte heftig den Kopf.

In der Pause nutzten beide die Gelegenheit, Arundelles Zweifel noch einmal zu erörtern. Und Tibor erklärte ihr ausführlich, wie es sich mit der Thermik normalerweise verhielt. Auch dem magischen Wirbel der Sublimationen durfte die Thermik nämlich nicht entgegen stehen: „Luftlöcher und Fallwinde reißen uns genauso in den Tod, wie sie Drachenflieger und Segelflugzeuge bedrohen. Mit der Unterstützung der aufsteigenden Luft an den schönen Tagen kommen wir am besten zurecht. Irgend etwas stimmte am Abend des Absturzes nicht. Zunächst ging alles gut, fast zu gut für eine solche Fuhre. Wir wirbelten, was das Zeug hielt. Und natürlich wird man vor Lust ganz trunken, da achtet man der Gefahren nicht.

Ich weiß nicht, hast du den plötzlichen Kältesturz nicht auch gespürt? – Der dürfte dir nicht entgangen sein. Mir war, als streckte sich die Eishand des Todes nach uns aus. Der Schreck fuhr mir auch ohne das Auftauchen unseres Lehrers gehörig in die Glieder.

Es stimmt schon, wenn der sich nicht eingemischt hätte, dann wären wir alle zusammen abgestürzt. Insofern hatte er völlig recht: Ihr wart tatsächlich Ballast – aerodynamisch gesehen, meine ich

selbstverständlich. Von diesem Standpunkt aus war es das einzig Richtige, euch loszulassen. Nur so konnten wir vier uns noch retten. Und selbst dann wäre es vermutlich auch für uns bereits zu spät gewesen. Der niederdrückende Luftstrom hatte uns voll im Griff. Es war Moschus Mogoleia, der uns ein Rettungsseil zuwarf. Der achtete natürlich sorgsam darauf, nicht auch in den Abwärtssog zu geraten.“

„Und was war mit der Stimme, die ich hörte, Tibor? Ich hab sie ganz deutlich gehört, eine höhnische Stimme, direkt an meinem Ohr. Die Stimme triefte nur so vor Bosheit und Schadenfreude.“

„Und du bist dir **ganz** sicher, dass sie Mogoleia gehörte, Arundelle?“

„Na ja, den hab ich gesehen, wie eine schwarze Fledermaus kam er angerast. Hat euch irgendwas zugebrüllt und dann habt ihr losgelassen. Ihr habt uns tatsächlich losgelassen!“

Arundelle schüttelte sich. Es war, als wollte sie noch immer nicht glauben, was da geschehen war. Tibor wand sich vor Verlegenheit, murmelte etwas davon, wie leid es ihm tue und dass er so was nie, nie wieder tun würde: „Lieber stürze ich in den Tod! Aber in einer solchen Situation denkt man dann nicht, man handelt automatisch und tut, was einem gesagt wird. Immerhin ging’s um Bruchteile von Sekunden, soviel war uns wohl allen klar, das brauchte uns keiner zu erklären. Und dass Sublimationen an sich wasserscheu sind, weißt du.“

Tibors eigener Bruder war kaum Schwimmens kundig. Große Wasserflächen kannte man in ihrer Heimat nur als bedrohliche, sintflutartige Naturgewalt.

„Aber nochmals zu der Stimme, Arundelle. Du sagst, sie war ganz nah an deinem Ohr, nicht wahr?“

Arundelle nickte. „Empfand ich so, beinahe, als spräche sie in mir. Aber sie kam von außen, ganz bestimmt...“

„Dann muss noch jemand dort gewesen sein. Ein Luftgeist vielleicht, einer der launischen Windgeister wahrscheinlich und der muss ziemlich sauer gewesen sein. – Nur, was habt ihr drei mit Windgeistern zu tun?“

„Was sind überhaupt Windgeister?“ - wollte Arundelle wissen. Immerhin tat Tibor so, als seien Windgeister eine feste Größe im Leben der Menschen.

„Gibt es denn viele Windgeister?“ - fragte sie nach, noch ehe Tibor sich seine Antwort überlegen konnte.

Windgeister waren ihm so selbstverständlich wie die Atemluft, er konnte sich eine Welt ohne sie gar nicht vorstellen, deshalb tat er sich auch schwer, sie zu erklären.

„Windgeister sind die Geister der Winde, ist doch völlig klar, ich weiß gar nicht, wie man dir das erklären kann. – Also, das ist so“, fuhr er fort, als er Arundelles ratloses Gesicht sah: „Luft bewegt sich nun einmal nicht von alleine. Für alles gibt es einen Grund. Und der Grund, weshalb sich Luft bewegt, sind die Windgeister. Es gibt heiße Windgeister und eiskalte, laue Frühlingswindgeister und friedliche Abendwindgeister. Es gibt die unheimlichen Nachwindgeister, die grausamen Sturmwindgeister, die schrecklichen Orkanwindgeister, die tückischen Fallwindgeister, die...“

Arundelle winkte ab: „Also gibt es für alle Winde verschiedene Geister?“ - fragte sie. Tibor nickte. „So ist es – und je nach den Winden sind auch die Geister geartet. Ihr Charakter nämlich bestimmt den Wind. Launisch aber sind sie im Grunde alle, nie kann man sich völlig auf sie verlassen. Oft kündigen sie auch nur den wahren Geisterzug an, der ihnen auf dem fuße folgt.“

„Und das ist nicht nur Aberglauben?“ - fragte Arundelle. „Könnte doch sein, dass ihr bei der Sache Ursache und Wirkung verwechselt?“

Tibor sah sie verständnislos an, als begreife er gar nicht, was sie damit sagen wollte. Dann zuckte er mit den Schultern und wandte sich ab. Er signalisierte damit, dass das Gespräch für ihn zu Ende war. Hastig bemühte sich Arundelle einzulenken. Nihil est sine ratione – Nichts geschieht ohne Gründe, lautete die Grundannahme der Existentialphilosophie. So gesehen, war Tibors Aussage gar nicht so verkehrt. Und seine Erklärung der Windgeister hatte einiges für sich.

Gab es nicht auch die Heerschar der Miserioren? Weshalb also sollten sich in den Winden nicht ebenfalls Geister befinden? Vielleicht waren viele von ihnen den Miserioren nicht einmal unähnlich.

Um Tibor zu versöhnen, versuchte sie sich mit einigen Bemerkungen über ihre eigenen Erlebnisse mit den Geistern des Malicious Marduk. „Du siehst, auch mir sind Geister schon begegnet. Ich hatte nur eben nicht dran gedacht. Weißt du, in Europa glaubt heute kein Mensch mehr so richtig an Geister, jedenfalls nicht an die Geister der Natur. Da wird alles auf konkrete Ursachen zurück geführt und entpersonalisiert. Blumige Namen oder bestimmte Eigenschaften haben dann keinen Platz. Und was man nicht sehen oder wenigstens hören kann, das glaubt man sowieso nicht.“

„Wer soll den Wind nicht hören können?“ - fragte Tibor ironisch: „Sehen freilich ist da schon schwieriger, das gebe ich gern zu.“

Er war wieder versöhnt. Sein schelmisches Grinsen verriet es Arundelle. Die Gelegenheit, sich den Europäern überlegen zu fühlen, ließ sich Tibor nicht entgehen. Zumal es sonst immer gerade umgekehrt war.

Tibor glaubte, allen Grund zu haben, auf Arundelle neidisch und eifersüchtig zu sein. Und nur weil sie sich jetzt angefreundet hatten, waren die Ursachen dennoch nicht aus der Welt, die sein heftiges Vorurteil gegenüber den Europäern begründeten.

Arundelle ließ sich nur zu gerne davon überzeugen, dass der Geist des Fallwindes zu ihr gesprochen hatte. „Wieso aber kannte mich der Geist mit Namen?“ - fragte sie Tibor nachdenklich. „Diese Frage findet ja wohl keine Antwort.“

Tibor merkte auf. Arundelles Argument hatte etwas für sich. Geister mochten zwar schlau und böse, nicht aber allwissend sein. „Vielleicht hat der Windgeist uns zuvor belauscht, vielleicht schon, als wir noch an der Lagune saßen und über unserer Aufgabe brüteten?“ - schlug er vor, ohne recht daran zu glauben.

„Oder Malicious Marduk hat doch wieder seine Hände im Spiel“, entgegnete Arundelle. „Das käme mir irgendwie logischer vor, der hat sich noch nie ganz sang- und klanglos vertreiben lassen. Und wenn er sich jetzt unsere Gegenwart ausgesucht hat, dann werden wir ihn hier so schnell auch nicht los.“

In Laptopia schürte er einen Krieg. Er baute dazu ein starkes Netz von Verbündeten und Helfershelfern auf, deren er sich mit viel Geschick bediente. Die Menschen sind nun einmal anfällig für seine Einflüsterungen.“

Tibor nickte. Trotzdem schien ihm sein Vorschlag, der Windgeist habe sie belauscht, irgendwie einleuchtend. „Es könnte sein, dass sich die bösen Windgeister mit deinen Miserioren verbündet haben, so was vielleicht... im Geisterreich kennt sich kein Irdischer richtig aus. Wer da mit wem kungelt und für welche Zwecke. Da herrscht womöglich noch mehr Hader und Zwietracht als unter den Menschen, sagt mein Schamane, und der muss es wissen. Er ist der einzige Mensch, den ich kenne, der im Geisterreich war und der zu den Lebenden zurück gekommen ist.“

„Doch nicht der, dem die Schweine verbrannt sind?“, - fragte Arundelle und bedauerte im selben Moment, was ihr heraus gerutscht

war, denn Tibor machte sogleich wieder sein abweisendes Gesicht. Der war aber auch zu empfindlich!

„Hab ich nicht so gemeint, natürlich sind die Schweine nicht **euch** abgebrannt, sondern der Eber hat beim Rauslaufen euer Feuer umgeschmissen. Ich wollte doch nur...“

„Von der Macht der Geister scheint ihr hier nicht viel zu halten. Typisch Europäer, mal wieder. Die glauben, alles beherrschen zu können, aber gegen manches gibt es nun einmal kein schnelles Patentrezept. Die Geister wissen ganz genau, dass man sie nur mit Feuer vertreiben kann. Es ist wirklich ein sehr starker Geist gewesen, der es wagte, sich über das Kohlebecken zu werfen. Von so was versteht ihr nun einmal nichts, ihr dummen, dummen Weißen.“

Na danke, da hatte sie es schließlich doch noch geschafft, nun war Tibor wirklich böse. Das hatte sie jetzt davon! Dabei wollte sie ihm gerade vorschlagen, einmal mit ihr und dem Zauberbogen nach Laptopia zu kommen, oder sogar noch weiter, zu der fernen kaiserlichen Weltrauminsel, zu der es sie seit neuestem wie magisch hinzog. Und da Billy-Joe so ungeheuer mit sich hier auf der Insel beschäftigt war, wollte sie den nicht stören und mit ihren Vorschlägen behelligen. Der musste von allein darauf kommen. Solange er mit sich nicht im reinen war, käme eine solche Reise überhaupt nicht in Betracht.

Da, wo sie hinwollte, brauchte man seine fünf Sinne zweifellos und einen scharfen Verstand dazu!

Unterdessen hielt Moschus Mogoleia bereits seine Antrittsrede. Er schwitzte vor Aufregung und seine Stimme zitterte vor Nervosität. Kein Wunder, dass er sich zunächst verhaspelte und ins Stottern geriet. Vernehmliches Kichern machte es nicht besser. Aber nach den anfänglichen Schwierigkeiten wurde die Stimme des neuen Dekans dann doch ein wenig fester. Er konzentrierte sich ganz auf seinen Text vor sich auf dem Rednerpult, den er mit monotoner Stimme verlas.

So wirkte seine Rede zwar langweilig, aber wenigstens bot sie keinen Anlass zum Kichern mehr. Ausführlich legte er dar, wie er sich seine Arbeit vorstellte und worin der Beitrag und Anteil der Sublimationen an der Schulgemeinschaft bestehen könnten.

In den Semesterferien würde er außerdem auf Talentsuche gehen, so wie vor ihm bereits der verehrte Kollege Humperdijk. Er sei überzeugt davon, draußen noch viele schlummernde Talente zu finden, die es zu wecken und auf die Insel zu holen gälte.

„Wir sind erst am Anfang“, endete er seine Rede – nun sichtlich mit ungekünstelter Leidenschaft, was ihm doch noch einen achtbaren Beifall einbrachte. Er war alles in allem leidlich über die Runden gekommen, befanden seine kritischen Kollegen aus den anderen Dekanaten.

Seine Aufgabe wäre nicht leicht. Immerhin wollte ein solcher Fachbereich erst einmal aufgebaut sein, den es bislang nur in Ansätzen gab. Und solange kein überzeugendes Curriculum vorgelegt werden konnte, stand die Sache wohl nur auf dem Papier. So stand und fiel das Vorhaben zunächst wohl mit dem Erfolg oder Misserfolg der bereits eingeschriebenen Schüler.

24. Die erweiterte Arbeitsgruppe

Obwohl Arundelle es sich nicht eingestehen konnte, war sie ungemein erleichtert darüber, dass Tika sich als Billy-Joes Schwester entpuppte. Die bange Frage, wie dieser sich entscheiden würde, hatte dadurch etwas von ihrer Bedrohlichkeit verloren. - Billy-Joe bliebe ihr - so oder so - erhalten! Nur darauf kam es an. Ein wenig Privatleben sollte man sich gegenseitig schon zugestehen. Machten es die beiden Direktoren nicht vor? Und wie wunderbar dies bei ihnen klappte. Jetzt, wo die Gefahr vorüber zu sein schien, gestand sich Arundelle zum ersten Male ein, was sie sich in düsteren Visionen ausgemalt hatte: Tika und Billy-Joe als unzertrennliches Paar.

Nun, da sie wusste, welcher Art ihr Band war, konnte sie sich mit der Situation abfinden. Denn hatte Arundelle befürchtet, Billy-Joe zu verlieren, so sah sie die Dinge nun anders. Billy-Joe bliebe auch weiterhin **ihr** Billy-Joe. Sie könnten sich zusammen austauschen wie bisher. Sie könnten sich den Lauf der Dinge erklären oder nur die nächtlichen Sterne betrachten, während der Wind leise über sie hinstrich und hoch droben der Mann im Mond ihnen zuzwinkerte. Wenn der vielleicht geradeso wie sie, sich im Meer der Ruhe neben seine Frau hinstreckte, wohl wissend, dass unten auf der Erde ohnehin nur eine schmale Mondsichel zu sehen war. Da brauchte er nicht unnötig herumstehen.

Immer wieder suchte Arundelle auch das Gespräch mit Tika. Doch das war gar nicht so einfach. Tika war äußerst schüchtern,

gerade gegenüber einer Berühmtheit wie Arundelle, von der die ganze Schule sprach. Tika fühlte sich klein und unbedeutend. Und da ihr weder die Gabe des Träumens noch ihrer Seele die Gabe der Seelenwanderung eignete, tat sie sich im Unterricht sehr schwer.

Anders als Billy-Joe besaß sie nicht den Ehrgeiz. Ihr Drang, sich zu beweisen, glich nicht dem ihres Bruders. Sie wollte nicht überall die Stärkste und Größte, und nun auch noch die Beste sein, was er unter den Aborigines ganz sicher bereits war. Die enge Freundschaft mit Arundelle hatte zweifellos auf ihn abgefärbt. Er ging bei den Professoren aus und ein. – Kurz er war eine Größe.

Tika hingegen wusste sich klein. Sie fand, an ihr gab es nichts, was auch nur der Erwähnung wert gewesen wäre. Sie sah nicht besonders gut aus, fand sie, ihre Schultern waren zu breit, die Hüften zu schmal. Außerdem gefielen ihr glatte Haare viel besser als ihre eigenen. Wenn sie sich mit Arundelles Freundinnen verglich, die ihr vom Typ her sogar ähnelten, dann konnte sie Depressionen bekommen.

Nur einmal im Monat blühte sie auf. Es waren gerade die Tage, wenn andere Mädchen anfangen, herum zu jammern, sich gar ins Bett zu legen oder unter Migräne zu leiden.

Auch sie spürte dann die innere Unruhe, spürte, wie etwas mit ihrem Körper passierte, das sie nicht kontrollieren konnte. Kopfschmerzen bekam auch sie. Trotzdem freute sie sich auf die kommenden Tage. Sie würde etwas Einmaliges erleben. Die Erinnerung an die vergangenen Monate ließ sie wissen, welche Freiheit ihrer harrte.

Wie erstaunt war sie gewesen, als sie zum ersten Mal bemerkte, dass sie nicht allein mit ihrer Unruhe und ihrer Vorfreude war. Eine ganze Bootsladung voll aufgeregter Jugendlicher stach am Tag vor der ersten Vollmondnacht in See. Zunächst hatte sie kaum auf die anderen geachtet, doch mit der Zeit wurde es anders. Sie kannten einander ja, kannten sich auf so ganz andere Weise, an die sie sich freilich nur vage erinnerten.

Sie alle veränderten ihr Aussehen, sobald sie die Nachbarinsel erreichten und sich der Abend nieder senkte. Einer nach dem anderen von ihnen verdrückte sich ins Unterholz. Sie selbst konnte es kaum erwarten, war immer als eine der Ersten verschwunden. - Erst allmählich lernte sie, sich Zeit zu lassen. Vier Nächte konnten auch dann lang werden, wenn sie die Gipfel der höchsten Freuden bereit hielten.

Eines Tages war ihr Bruder aufgetaucht. Sie hatte es gleich gewusst, hatte es gespürt mit den untrüglichen Instinkten der anderen Art. Nichts von der blinden Wut auf diese Geschöpfe des Buschlandes hatte sie gespürt, die Mordlust war nicht über sie gekommen, der sie sich schämte. Auch wenn ihre Kräfte ihr nie erlaubt hatten, ihren Gefühlen nachzukommen. Allein der Wille war schon schlimm genug und ließ ihr Gewissen klopfen, wenn sie auch nur an die Wildhunde der australischen Steppe dachte.

Bei diesem Dingo war alles anders gewesen. Von dem einmalig großen, schönen Tier hatte sie sich magisch angezogen gefühlt. Und als sie bemerken konnte, dass ihr Interesse erwidert wurde, da war sie vor Freude ganz außer sich gewesen.

Sie hatte nicht acht gegeben, war angeschossen worden, und als sie dann wieder zurückgekehrt war und im Hospital lag, da fing sie an, sich die Dinge zusammen zu reimen.

Das erste Ergebnis ihrer Überlegungen war nicht gerade ermutigend gewesen. Aber auch später, als sie es korrigieren konnte und allmählich mit den wahren Umständen vertraut wurde, hatte sie sich nicht dazu durchringen können, die Mädchen, die sich um Billy-Joe – wie sie fand – drängten, zu akzeptieren.

Und doch war sie viel zu schüchtern, auch nur ein einziges Wort an Billy-Joe zu richten, selbst dann nicht, als längst klar war, dass sie Geschwister, ja mehr noch, vermutlich sogar Zwillingsgeschwister waren.

Ein Rudel Dingos hatte die kleine, verhungerte Gruppe der Aborigines, denen ihre menschliche Mutter zugehörte, überfallen. Während die meisten von ihnen ihr Heil in der Flucht suchten, blieb die Hochschwangere zurück und wurde von den vor Hunger wahnsinnigen Dingos zerfleischt. Eine säugende Dingomutter erbarmte sich der hilflosen Neugeborenen, als sie wie durch ein Wunder aus dem Leib der Gemordeten quollen. Sie schleppte sie in ihren Bau, um sie an Kindes statt zu nähren. Ihre eigenen Jungen waren in einer der voran gegangenen Nächte einem Buschfeuer zum Opfer gefallen.

So in etwa musste es gewesen sein. Tika hatte sich die Geschichte allmählich zusammen gereimt. Sie hatte sie aus verschiedenen Erinnerungsstücken wie ein Mosaik zusammen gesetzt, und so lange probiert, bis die Teile ineinander passten. Denn auch sie erinnerte sich nicht wirklich an die Zeit ihrer Geburt. Und doch glaubte sie noch immer die Schreie zu hören, die ihre Menschenmutter in ihrer Todesnot mit denen der Gebärenden mischte.

An die gelbe Dingomutter aber erinnerte sie sich. Sie sah ihr gutes Gesicht vor sich, wann immer sie wollte. Konnte in ihm lesen, wie in dem Gesicht eines Menschen. Die Dingomutter war die große Ausnahme. Doch auch sie hatte es nicht vermocht, Tika den Hass auf ihresgleichen auszutreiben.

Zunächst war das Menschenjunge in dem Glauben, ein Dingo zu sein, herangewachsen. Menschen hatten dann auch seine zweite Mutter getötet. Weiße Jäger, die Tika ergriffen und zur Missionsschule brachten. Während ihr Bruder im Versteck lag und erst später halb verhungert von einer Gruppe umher schweifender Aborigines gefunden wurde.

Tikas Hass auf die Menschen war womöglich noch ausgeprägter als ihr Hass auf die Dingos. Besonders aber misstraute sie den Menschen weißer Hautfarbe.

Soviel Freiheit wie hier in der Zwischenschule hatte sie noch nie genossen. Es war ihr, als öffneten sich versiegelte Tore, die sie ins Reich der Freiheit einließen. Erst allmählich lockerte sich ihre innere Anspannung. Die Blockade ihrer positiven Gefühle ließ nur langsam nach.

Die Missionsschule war ein schrecklicher Ort gewesen, über den sie indessen noch weniger sprach als über die frühen Ereignisse. Erst Billy-Joe hatte sie dazu gebracht, sich überhaupt zu öffnen.

So war es nur natürlich, dass sie Arundelle auswich, wo sie nur konnte und sich stattdessen an ihresgleichen hielt, Billy-Joe zunächst aber ausklammerte. Denn die Ereignisse auf der Conversionsinsel waren nicht dazu angetan, ihm zu trauen. So hatte sie alles für sich allein herausfinden müssen.

Stundelang konnte sie brütend in einer Ecke sitzen, kaum beachtet und allenfalls von den Lehrern mit Besorgnis bemerkt. - Das lange Liegen im Krankenhaus, wo sie die Schussverletzung durch den Pfeil auskurierte, hatte durchaus auch sein Gutes gehabt. Sie war sich über vieles klar geworden. Besonders die frühen Ereignisse konnten sich ihr – ausgelöst durch Billy-Joes Auftauchen – Stück für Stück erhellen.

Es war Florinna, der es endlich gelang, Tika in den Freundeskreis mit einzubeziehen. Von Arundelle war sie deswegen bekümmert worden, ihr doch dabei zu helfen. Sie selbst käme an das schüchterne Mädchen überhaupt nicht heran.

So kam es, dass Billy-Joe anfangs, mit seiner Zwillingsschwester auch in ihrer menschlichen Gestalt Umgang zu haben. Auch er war ihr

zuvor kaum weniger aus dem Weg gegangen, wie sie ihm. Im nachhinein wollte es ihm scheinen, als sei er damit vor seiner eigenen Vergangenheit geflohen, die Tika nun einmal verkörperte und die ihn nun – in deren Gestalt – einholte.

Tibor sah Tika mit anderen Augen, was nur natürlich war, denn ihn umschlang ja kein familiäres Band. Und was er sah, das gefiel ihm. So war es Tibor, dem es gelang, Tika ein erstes Lachen zu entlocken. Überhaupt vermochte er so vieles auf seine ganz eigene Art. Niemand konnte dem grünen Wirbelwind widerstehen. „Ein Tänzchen in Ehren, kann niemand verwehren“, ließ er die gelöste Tika wissen, als sie endlich wieder festen Boden unter den Füßen verspürte und sich dann atemlos niedersinken ließ, mitten zwischen Florinna und Corinia, vor denen sie plötzlich gar keine Angst mehr hatte.

*

Es war ein heißer Nachmittag. Wieder brütete die Arbeitsgruppe über dem Baum des Lebens. - Vielmehr über der selbst entwickelten Version dieses Baumes, die von dem Original erheblich abwich. Ihr Problem stellte vor allem die Zeitachse dar, denn noch purzelte ihnen darauf allerlei durcheinander. Das war in Arundelles Vortrag nur allzu deutlich geworden. Späte Nachkommen wurden nicht selten unversehens zu ihren eigenen Urahnen, was logisch nicht haltbar war, selbst wenn man die Relativitätstheorie mit einbezog.

Ihr Baum des Lebens glich inzwischen eher einer **Menora**, jenem sieben-, acht-, oder sogar neunarmigen Leuchter und uraltem Symbol, das schon den ersten Tempel zu Jerusalem zierte. Die Arme der Menora aus dem einen Stamm bezeichneten die verschiedenen Gattungen in die sich das höhere Leben teilt: die Fische, Insekten, Spinnen, Vögel, Echsen, Säuger und allerlei unbestimmbare andere Wesen – so jedenfalls sah es ihre vorläufige Einteilung vor.

„Das können wir später alles noch ändern“, meinte Arundelle leichthin, „wenn wir zu anderen Schlüssen kommen, was leicht passieren kann“, fügte sie bedeutungsvoll hinzu: „Wir lassen die auseinander strebende Entwicklung einsetzen, wenn gesicherte Erkenntnisse über das Auftreten einer neuartigen Spezies vorliegen. – Interessant wird die Sache doch sowieso erst dann, wenn höhere Intelligenz ins Spiel kommt – Verständigung, Sprache, Arbeitsinstrumente, Werkzeuge, Fertigkeiten und solche Sachen eben.“

„Und die hängen ja wohl nicht zuletzt und weitgehend von den physiologischen Voraussetzungen ab. Du kannst von einem Fisch nun

mal nicht verlangen, dass er handwerklich begabt ist, so ganz ohne Hände“, warf Corinia ein.

„Stimmt, nicht bei allen muss sich Intelligenz auf die uns geläufigen und vertrauten Formen beschränken. Deshalb sind die vielleicht aber trotzdem schlauer als wir“, ergänzte nun auch Tibor und zeigte, dass er sehr wohl in der Lage war, der Diskussion zu folgen, auch wenn er weder durch Traumreisen noch durch Seelenausflüge sein Wissen erweiterte.

Tika sah ihn bewundernd an. Ihr selbst war bisher noch kein einziges Wort über die Lippen gekommen. Ohne Tibor hätte sie sich längst davon gestohlen.

„Ihr dürft die Telepathen nicht vergessen“, sagte Billy-Joe mit einem bedeutungsvollen Blick auf Tika. Diese dankte ihm seine Bemerkung, indem sie hold errötete. Tatsächlich bemerkte sie, dass sich die Diskussion in ihrem Kopf gleichsam vorauszeichnete, dass sie dieser nicht nur folgen konnte, sondern sogar voraus bestimmte.

„Westliche Technik und technologischer Fortschritt sind keineswegs die einzigen Weisen, wie sich Intelligenz niederschlägt. Auf einem bestimmten Gebiet nämlich sind Menschen nachweislich Stümper, ihre Sinne sind beschränkt und ihre sinnlichen Möglichkeiten deshalb äußerst eingeengt. Es gilt inzwischen beinahe als gesichert, dass sogar Saurier diesbezüglich weitaus mehr Möglichkeiten ausschöpften.“

„Leider ist davon nichts überliefert.“

„So gut wie nichts.“

„Städte und Mauern halten eben länger als die Luftschlösser der Fabelwesen.“

„Jedenfalls sind sie uns zugänglich.“

„Das heißt doch nur, dass wir vieles, was es sonst so gibt, nicht sehen.“

„**Wir** sehen immerhin einiges mehr...“, meinte Tika und lächelte schelmisch. Es war das erste Mal, dass sie sich lauthals einmischte. Also hatte sie verstanden, merkten die andern. Sie war der Diskussion gefolgt! Zum ersten Mal äußerte sie, dass sie begriffen hatte, was es mit ihnen auf sich hatte, dass sie als Aborigines nicht etwa – wie ihnen in der Missionsschule Glauben gemacht wurde – zum verlorenen Abschaum der Menschheit gehörten. Dass sie in ihrer Entwicklung vielmehr ganz vorn standen. Während viele Artgenossen verkümmerten, die sich unvergleichlich schlau dünkten.

„Ja, ich dachte eher an Herzengüte und an gegenseitige Hilfe. Ich finde das sind auch Formen von Intelligenz und darin hat es Homo

Faber (das ist der der technisierte Mensch) überhaupt nicht weit gebracht. Es scheint vielmehr so, als stünde er da wieder am Anfang...“, griff Arundelle den Faden auf. Sie dachte an die Laptopianer, an den Egoismus dort. Denn jeder bereichert sich dort bedenkenlos auf Kosten anderer, um für sich ein ewiges Leben anzustreben, von dem niemand mehr weiß wozu und ob es ihm überhaupt gefallen würde.

Auch Corinia hatte etwas beizusteuern, doch das bezog sich ganz eindeutig nicht auf die Menschen.

„Boetie berichtet von Spaltungsbestrebungen“, warf sie ein. „Andere sind am Ende auch nicht besser als die Menschen, was das Moralische angeht. Darauf will ich hinaus. Wie Boetie erzählt, wird heimlich überall aufgerüstet. Im Untergrund machen sich ganze Armeen bereit, züchten Kampfwale und Mörderhaie. Jedes Mittel scheint auch denen recht zu sein, um sich und ihre Interessen durchzusetzen. Es ist wirklich ein Jammer. Wo soll das nur hinführen?“

Die Runde blickte einigermassen verduzt. Niemand verstand zunächst, was Corinia meinte. Als diese die irritierten Blicke bemerkte, erläuterte sie, worauf sie hinaus wollte:

„Was hat es für einen Zweck, die Menschen mit Dreck zu bewerfen? Die Menschen sind bestimmt nicht ideal. Sie sind bei all ihrer Intelligenz oft sehr dumm und gefühllos. Wie sie miteinander umgehen, spottet jeder Beschreibung. Aber deshalb dürfen wir doch nicht so tun, als gäbe es irgendwo Lebewesen, die es besser machen. Es gibt andere Lebewesen, die anders sind, soviel gestehe ich uns zu, aber wenn es darum geht, eigene vitale Lebensinteressen durchzusetzen, dann, so fürchte ich, werden alle Geschöpfe nur allzu menschlich.“

„Du willst doch nicht andeuten, dass die Meermenschen einen Krieg vorbereiten?“ - fragte Arundelle besorgt.

„Genau das will ich“, antwortete Corinia ernst. „Es sieht gar nicht gut aus. Verstehe nur nicht, weshalb Adrian so ruhig bleibt.“

„Vielleicht ahnt er ja von gar nichts - wer weiß, mit wem der so verkehrt. Wahrscheinlich ist deine Freundin Boetie eben mit den richtigen Leuten zusammen. Schließlich ist sie jung und die Jugend will zu allen Zeiten die Welt verbessern und aus den Angeln heben.“

„Sieht so aus, als wäre die ganze Sache mal wieder schwieriger, als wir zunächst dachten. Corinia hat recht. Solang wir den Beweis nicht gefunden haben, dass andere Arten weiter gekommen sind beim Zusammenleben und es besser verstehen, sich gegenseitig zu fördern,

sollten wir aufhören, die Menschen allzu kritisch zu sehen. Immerhin sind **wir** auch Menschen, und wenn wir um uns schauen, dann merken wir sehr schnell, dass es mit **unserem** Miteinander nicht allzu weit her ist, trotz unserer besonderen Fähigkeiten.“

„Oder vielleicht sogar **wegen** unserer Fähigkeiten...“, ergänzte Tika eifrig Billy-Joes Beitrag.

„Es geht eben verdammt schnell, dass jeder nur noch an sich denkt.“

„Oder er steckt von vorn herein voller Vorurteile.“

„Das hatten wir doch schon.“

„Ich schlage vor, wir beschäftigen uns mit Corinias Problem – vielmehr mit den Problemen dort draußen“, Arundelle deutete auf das weite Meer hinaus, wo irgendwo in der fernen Tiefe die Stadt Australis lag – diese aufstrebende, blühende Kolonie des Meervolkes.

„Wie es scheint, wollen die sich von Bermudia nicht mehr bevormunden lassen. Außerdem fühlt die Jugend sich ausgebeutet. Und dann die strengen Gesetze. Boetie hat was von Todesstrafe erzählt. Doch schlimmer noch als die, scheint die Verbannung zu sein. Es soll da ganz schreckliche Minen geben, wo die Verurteilten sich als Sklaven zu Tode schufteten.“

„Dabei sah der König ganz nett aus“, warf Florinna ein und ertete einen strafenden Blick von ihrer Schwester, die inzwischen so engagiert war, dass sie dergleichen oberflächliche Bemerkungen nur schwer ertrug.

„Das Beste wird sein, wir reden erst mal mit Adrian.“

„Weiß nicht, Humperdijk ist als Freund des Königs Melisander nicht gerade das, was man einen objektiven Beobachter nennen kann“, entgegnete Corinia ihrer Schwester. „Außerdem möchte ich weder Boetie noch ihre Freunde gefährden. König Melisander, vielmehr sein Kolonial-Gouverneur, kann sich eins und eins zusammen zählen, oder wenn nicht er, dann die Geheimpolizei, die sitzt inzwischen überall in Australis – sind alles Leute aus der alten Welt, sagt Boetie und die muss es wissen.“

„Ist ja schön, dass du dich so für Boetie einsetzt, was aber, wenn die Rebellen nun Terroristen sind? - und du dich für eine zweifelhafte Sache hergibst?“ - fragte Billy-Joe besorgt.

„Wir müssen objektive Fakten kriegen“, meldete sich Tibor zu Wort.

„Als ob das so leicht wäre“, entgegnete Tika.

„Wahrscheinlich ganz unmöglich, man kennt das doch. Jede Seite behauptet, recht zu haben, und schiebt der Gegenseite den Schwarzen Peter zu“, unterstützte Billy-Joe seine Schwester.

„Ich weiß nur eins, ich muss wieder hinaus. Ich kann nicht anders. Ich wollte nur, dass ihr Bescheid wisst“, sagte Corinia trotzig. Sie machte es der Gruppe damit nicht gerade leicht. Wussten sie nun doch Bescheid. Dennoch waren ihnen die Hände gebunden. Sie konnten sich ihrem einzigen erwachsenen Ansprechpartner nur mit größter Vorsicht anvertrauen.

„Wenn du da rausgehst, dann gehe ich mit dir, damit das klar ist. Ein wenig Erfahrung habe ich ja nun auch“, rief Florinna und legte ihrer Schwester demonstrativ den Arm um die Schultern und zog sie an sich, was diese dankbar aufnahm. Auch Arundelle war sogleich mit dabei. „Ich habe so eine Ahnung... Nein, drüber reden will ich im Augenblick nicht, später, das kann warten, erst mal müssen wir wissen, was wirklich los ist, nicht wahr, Corinia?“

Die nickte. Sie war ganz gerührt. Allein hätte sie sich nun doch ziemlich geograust. Aber mit Arundelle und ihrem Zauberbogen sah die Sache auf einmal ganz anders aus – wurde gleichsam ein offizieller Auftrag.

„Adrian ist sicherlich nicht unvoreingenommen, aber Grisella und Scholasticus sind es schon“, erklärte Billy-Joe. „Außerdem langweilen sich Amadeus und Dorothea ganz fürchterlich, hat mir Intelleetus gesagt. Denen täte so ein Ausflug mal sehr gut.“ – „Fragen wir doch einfach, vielleicht kommen auch die gerne mit“, schlug Florinna vor.

„Und es hätte den Vorteil, dass wir auf einer solchen Touristenrundreise unauffällig alles beobachten könnten.“

„Wir wären dann ebenfalls Touristen.“

„Und willkommen wären wir auch, da bin ich mir sicher - egal was sich im Untergrund tut.“

„Immerhin lernen wir so das ganze Land kennen...“

Corinia wusste nicht, ob ihr die Wendung des Gesprächs recht sein sollte. Aber bei Licht besehen, hätte eine solche Touristengruppe zweifellos ihre Vorteile. Wenn sie ehrlich war, musste sie zugeben, dass sie ziemlich ratlos war, was das Gerücht eines bevorstehenden Bürgerkriegs anging. Außerdem hätte sie zu gerne gesehen, wie die Meermenschen mit den Walen umgingen oder wie sie Haie dressierten. Aber darüber durfte sie auf keinen Fall reden. Diese Dinge waren viel zu geheim.

Arundelle erklärte sich bereit, mit Schlaubergers zu sprechen, zumal ihre Freundinnen sie begleiten wollten. Mit ihnen gedachte sie auf jeden Fall über den drohenden Bürgerkrieg zu reden. Vielleicht fiel den Erwachsenen ja etwas zu den kolonialen Problemen ein. Immerhin kannte sich Grisella gut in Geschichte aus.

Die anderen waren einverstanden. Alle fühlten sich seltsam erleichtert. Ein wirklich ernstes Problem schweißte so eine buntscheckige Gruppe erst richtig zusammen.

Plötzlich sahen sie auf ihre eigenen Probleme und Lebensumstände nicht mehr ganz so ernst. Sie nahmen sich nicht mehr gar so wichtig. Es brauchte eben wirkliche Aufgaben und echte Herausforderungen, dann überwandene sich Misstrauen und Selbstzweifel wie von selbst.

So war es in Laptopia gewesen, und so würde es auch hier wieder sein können. Das Geheimnis des Erfolges stand und fiel mit dem Zusammenhalt. Sobald man anfing, Probleme bei sich selber zu entdecken, begann man alsbald, über einander her zu fallen. Im Grunde waren die Menschen doch recht einfach zu verstehen.

Arundelle schüttelte ärgerlich den Kopf, als sie das dachte. Aber wenn es nun einmal so war, dann galt es, das Beste daraus zu machen.

Dorothea und Amadeus waren sogleich Feuer und Flamme. Eine Reise hinaus ins Unbekannte war so recht nach ihrem Geschmack. Sich wieder einmal als Touristen zu fühlen, von allen Seiten hofiert zu werden, das war es, was Dorothea über alles liebte. Davon bekam sie in der Ehe mit Scholasticus nicht genug. – Vielleicht bekommt man von solcherart Anerkennung nie genug.

Amadeus hatte die Nase voll von der ewigen Hausmannsarbeit. Außerdem fühlte er so etwas wie einen Inselkoller nahen. Er wusste es noch nicht, aber dieses Problem ereilte so manchen Mitmenschen des Lehrkörpers.

Grisella würde das Unternehmen als ein interkulturelles Projekt deklarieren. Intellectus könnte dann ebenso daran teilhaben wie die Mitglieder aus Arundelles Lebensbaum-AG.

„Fairer Weise müssen wir die Reise öffentlich ausschreiben, so dass jeder, der will, sich beteiligen kann. Ich hoffe, das stört euch nicht?“ - „Wenn’s zu viele werden, dann teilen wir die Gruppe eben“, warf Scholasticus schnell ein, als er sah, wie Corinia die Stirn runzelte und auch Arundelle bedenklich den Kopf wiegte.

„Außerdem brauchen wir selbstverständlich die Genehmigungen, sowohl von der Schulleitung – die dürfte kein

Problem sein, als aber auch von draußen“, dabei wies Grisella vage ins Meer hinaus.

„Wer ist denn da überhaupt zuständig? Wen können wir ansprechen? – Habt ihr eine Idee, Kinder?“ - fragte sie an die Unterhändler gewandt, die ihre Sache bei Schlaubergers vertraten.

„Am besten halten wir uns an die offiziellen Kanäle, würde ich sagen“, erklärte Corinia und dachte an den Geheimauftrag, den sie sich auferlegte. Schwierig würde es ja schon. Denn wenn davon etwas durchsickerte, dann würde dies die Beziehungen zwischen der Schule und dem Meervolk erheblich trüben.

Andererseits... aber daran mochte Corinia noch gar nicht denken. Das Herz schlug ihr vor Aufregung schon jetzt bis zum Hals. – Im Moment war wirklich alles denkbar. Boetie klang so überzeugend... - und überzeugend. Vorsichtig aber müsste sie sein, daran bestand kein Zweifel. Vor allem müsste sie Boetie vorwarnen, damit die nicht die falschen Schlüsse zog. – So oder so. In Krisenzeiten ist jede Seite geneigt, alle nur denkbare Unterstützung für sich in Anspruch zu nehmen. Andererseits konnte schon der kleinste Fehler die Beziehungen umschlagen lassen und dann war man plötzlich der böse Feind.

Corinia fühlte sich, je mehr sie sich vor Augen führte, was alles schief gehen konnte, auf einmal äußerst unwohl in ihrer Haut. - Florinna und Arundelle gingen bereits zur Tür hinaus. Sie stand als letzte unschlüssig im Zimmer. „Ist noch was“, fragte Grisella und wühlte bereits wieder in irgendwelchen Papieren auf ihrem übervollen Schreibtisch.

„Ja“, sagte Corinia einfach. Aber sie sagte es so, dass die Professorin sofort aufblickte. Und dann berichtete sie so gut sie konnte, was es mit dem ganzen Ausflug **eigentlich** auf sich hatte. Grisella begriff sofort. Nicht umsonst hatte sie Geschichte studiert.

„Eine solche Trennung ist meist nur eine Frage der Zeit. Dafür gibt es, weiß Gott, unzählige Beispiele. Räumliche Trennung heißt immer auch geistige Trennung. So ist das nun mal. Trotzdem überrascht die plötzlich aufflammende Dringlichkeit und vor allem die wütende Entschlossenheit, von der du berichtest. Das muss ich schon sagen.“

Corinia zuckte hilflos die Schultern. So hatte sie die Entwicklung noch gar nicht gesehen. Was Grisella sagte, stimmte eigentlich, vor ein paar Wochen schien alles völlig friedlich da draußen. Wieso nun auf einmal diese Dringlichkeit? Hatte sich so viel

in so kurzer Zeit verändert, waren die Verhältnisse, die nun auf einmal als unerträglich empfunden wurden, wirklich so anders als zuvor?

„Ich frage mich allen Ernstes...“ Grisella sprach nicht weiter. „Lass mich ein wenig nachdenken“, sagte sie dann: „Ich danke dir sehr, Corinia, dass du mich ins Vertrauen gezogen hast. Wer weiß denn noch von der Sache?“

Corinia zählte die Namen auf – ihre ganze Arbeitsgruppe, einschließlich Tika und Tibor, was Grisella ein wohlgefälliges Aufblitzen in die Augen zauberte, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick. Sogleich wurde sie wieder ernst.

„Wenn Arundelle nicht so heftig über die Menschen hergefallen wäre, dann hätte ich mein Geheimnis wohl noch eine Weile für mich behalten, zumal Boetie auf meine Verschwiegenheit baut – und nun weiß es bald die halbe Schule.“

Grisella versprach, all ihren Kollegen noch einmal dringend strengstes Stillschweigen ans Herz zu legen – „jedenfalls, was die Seite der Erwachsenen angeht, für eure Arbeitsgruppe musst du schon selber sorgen.“

Corinia nickte dankbar. Sie fühlte sich ein wenig besser. Dieser blöde Baum des Lebens! Andererseits, wenn sich da draußen wirklich etwas zusammen braute – nicht auszudenken.

Voller Graus erinnerte sie sich an Boeties Vater und seine Art zu speisen. Da konnte man sich so recht vorstellen, wie ein Krieg bei denen aussah. So was konnte und durfte man doch nicht laufen lassen. Außerdem baute Boetie auf sie. Jede Hilfe war den Aufständischen willkommen.

25. Die Touristen

Zunächst schien es, als bliebe die Gruppe der Eingeweihten unter sich. Doch der Schein trog alsbald, zumal als Adrian Humperdijk von den Exkursionsplänen erfuhr. Er mobilisierte sein gesamtes Seminar, das keineswegs nur aus Conversionsen bestand. Zumal diese sich nur zum kleineren Teil für die Weltmeere und deren Bewohner interessierten, weshalb sie in ihrer Mehrzahl zurückblieben.

Statt ihrer aber füllten die Meeresbiologen alsbald die Reihen. Sie nahmen Einfluss auf die Auswahl der Reiseziele, die sich, das war wirklich ein Glück, weitgehend mit Corinias Plänen deckten. Denn selbstverständlich interessierten die Biologen sich für die vielfältige Fauna. Und was lag deshalb näher, als die gezähmten Walherden und die Haidressur-Stationen zu besuchen?

„Wale werden von dem Meervolk wie Rinder gehalten. Sogar gemolken werden sie – Walmilch ist äußerst nahrhaft und unterscheidet sich von der Milch anderer Säuger kaum“, erklärte Adrian Humperdijk anlässlich eines der Vorbereitungsseminare für die Exkursion.

Die aus geschreddertem und wieder verleimtem Seegras angefertigten Reisedokumente waren eingetroffen. Mit Sepia - der unverwüsthlichen Tinte der Tintenfische - beschrieben, hielten sie allen Anforderungen der Unterwasserwelt stand.

Unzählige Passierscheine waren nötig. Für jede Person musste eigens ein Visum ausgestellt werden, obwohl doch die wenigsten in der Lage waren, das gläserne Unterseeboot, das für den Ausflug bereit lag, ohne Hilfe zu verlassen.

Das Unterseeboot bot neben der Besatzung immerhin dreißig Personen Platz und war für längere Tauchfahrten ausgerüstet. Außerdem war es für extreme Tiefen geeignet.

„Dies ist eine ganz neue Legierung“, erklärte Adrian Humperdijk noch beim Einbooten den aufgeregten Studierenden, die mit ihren Reisetaschen und Unterlagen über die schmale Gangway an Bord drängten, und die alles andere im Sinn hatten, als die Tiefentauglichkeit oder Beschaffenheit des gläsernen Bootes zu prüfen.

Adrian klopfte auf einen metallenen Träger, dass es hohl durch die U-Bootswerft hallte, wo die Nautilus lag. Das Fischähnliche Boot war auf das Modernste ausgestattet. Ein kleiner Wasserstoff-Fusionsgenerator versorgte es mit einer unbegrenzten Menge an umweltneutraler, völlig strahlungsfreier Energie.

Bei der Umwandlung des Wassers in Wasserstoff entstand zusätzlich Sauerstoff, der zum Atmen benötigt wurde. Besatzung und Passagiere waren also von der Außenwelt weitgehend unabhängig. Sie konnten mehrere Wochen unter Wasser bleiben.

Tauchkammern, Unterwasserlabors und modernste Navigationsgeräte vervollständigten die Ausrüstung. Ein Gravitationsmeter ersetzte die altertümlichen Fluttanks, indem er die Dichte bestimmter Bootsbereiche beliebig zu erhöhen oder zu senken

vermochte. Dadurch wurde enorm viel Platz gewonnen, der für den Komfort der Reisenden, sowie der nur sechsköpfigen Besatzung zur Verfügung stand.

Die Passagiere brauchten auf nichts zu verzichten. Zwar lebten sie auf engstem Raum, dennoch war Bewegungsfreiheit sehr geschickt integriert worden, die so sehr nötig ist, um die Angstattacken zu bannen, die bei Tauchfahrt nur allzu leicht über anfällige sensible Gemüter kommen. Allein die Vorstellung, viele hundert Meter unter der Wasseroberfläche zu sein, ist für viele Menschen schon beängstigend genug.

Freilich waren die Gäste für dieses Mal alle hoch motiviert und deshalb wohl auch bestens für eine solche Reise geeignet. Trotzdem empfanden sie den Komfort als sehr angenehm und nutzten ihn. Das kleine Squash-Center war dauernd belegt, in dem winzigen Schwimmbecken der Bilge herrschte Tag und Nacht Hochbetrieb, die Salons erfreuten sich des regen Zulaufs, wo sich allerlei Zerstreuung bot: Schachtische, Bingorunden, Filme, Disco... - eben alles, was man sich nur vorstellte und was das Herz begehrte.

Die größte Attraktion aber bildeten ohne Zweifel die Aussichtsgondeln im Bug, im Heck sowie an Steuerbord und Backbord. Dort hingen wahre Trauben Neugieriger, wenn wieder eines der Wunder jener fremdartigen Unterwasserwelt durchkreuzt wurde.

Tauchausflüge in die Unterwasserwelt bildeten denn auch absolute Höhepunkte der Reise. Vergleichbar den Fototerminen der touristischen Busladungen war es an bestimmten Punkten erlaubt, das Boot zu verlassen – selbstverständlich in der angemessenen Ausrüstung und nur für eine halbe Stunde – um dort draußen frei umher zu streifen – jedenfalls einigermaßen frei!

Uniformierte Begleiter aus der königlichen Kolonialbehörde achteten streng darauf, dass niemand von den vorgeschriebenen Pfaden abwich.

Am meisten konnten sich die Besucher bei ihren Ausflügen für die Zeugnisse der eigenen Vergangenheit begeistern. Die Schätze der Piraten und der von ihnen oder von gewaltigen Stürmen versenkten Kauffahrteischiffe vergangener, geheimnisumwitterter Zeiten faszinierte vor allem die männliche Jugend über alle Maßen.

Friedlich in ihren Gehegen dösende Wale dagegen, lockten ihnen kaum ein höfliches **Oh** ab. Die Haifischdressur hingegen erregte die Gemüter, zumal, als die Gruppe einer Fütterung beiwohnen durfte. Ein wahrhaft erschreckender Anblick: In Sekundenschnelle verfärbte

sich das Wasser von dem Blut der Opfertiere, über welche das Rudel der hungrigen Haie herfiel, kaum dass diese in den Raubtierzwinger getrieben waren.

Die Kunststückchen der Haie hingegen stießen auf wenig Begeisterung – nach oberirdischen Maßstäben waren sie wohl auch nicht gerade sensationell. Die Fische schwammen zwar elegant und blitzschnell durch die vorgegebenen Bahnen und gehorchten den Kommandos offensichtlich aufs Wort – dennoch passierte zu wenig, um die Aufmerksamkeit der Jugendlichen lange zu fesseln.

Die Fütterung hingegen vermittelte Corinia und den Mitwissern einen Eindruck davon, was passieren würde, wenn diese Bestien im Kriegseinsatz auf den Gegner losgelassen wurden.

Boetie bekam Corinia nur ein einziges Mal zu Gesicht, und das auch nur von Ferne, als diese schüchtern aus der Menge heraus winkte, während die Touristengruppe gerade zu einer der Schatzgrotten geleitet wurde. Kontakte mit Einheimischen waren ganz offensichtlich unerwünscht.

Auch Adrian Humperdijk merkte nun, wie sehr sich das Klima verändert hatte. Die Spannung lag fühlbar über allem. Was war nur los in Melisandrien? Der stellvertretende Schuldirektor der Zwischenschule wurde immer einsilbiger. Sein Mund schloss sich zu einem dünnen Strich, seine Kiefer mahlten. Man sah ihm die schwerwiegenden Gedanken an, die ihm durch den Kopf gingen.

Er kannte die Geschichte Melisandriens und seiner Kronkolonie wie kein anderer. Ursprünglich war die Kolonie, die später Australis heißen sollte, zur Aufnahme von Sträflingen und Verbannten ausersehen gewesen, die dort in Arbeitslagern die Schuld, die sie auf sich geladen hatten, abarbeiten mussten.

An sich schon eine wenig geeignete Maßnahme, wie auch die Geschichte der Menschheit bewies, in der es ganz ähnliche Entwicklungen gegeben hatte. Allzu leicht gerieten Unschuldige in die Mühlen der Justiz. Geschäftemacher übten Druck auf Behörden aus, unliebsame Nachbarn oder Konkurrenten wurde angezeigt. – Hier unten war es nicht anders gewesen!

Der König und seine Minister hatten dem Gast seinerzeit eher höflich als überzeugt zugestimmt, als der darauf hinwies, wie wichtig es war, einer solchen Entwicklung gegen zu steuern. Die Gegensteuerung war offensichtlich nicht erfolgt. Woher sonst stammte plötzlich die Unzufriedenheit? Verschlossene, mürrische Gesichter begegneten ihnen allenthalben, wo sie sich als Gäste der Regierung zu erkennen gaben.

Adrian Humperdijk war auch in Australis kein Unbekannter. Als fanatischer Anhänger des Nationalsports **Pummelpump** berichtete er regelmäßig in den Medien. Vor allem das staatliche Wasserwellen-Transmittorium veröffentlichte seine allzu überschwänglichen Beiträge nur zu gerne, stärkten sie doch die Bande zwischen Mutterland und Kolonie.

Während seines all monatlichen Aufenthalts arbeitete Humperdijk denn auch regelmäßig in der staatlichen Zentrale, die das Meinungsmonopol auch in Australis inne hielt.

Die kleinen Piratentransmitter kamen, was Reichweite und Professionalität anging, mit dieser ausgefeilten Redaktion nicht mit. Und doch war bereits ein viel zu großer Teil des Auditoriums zu den ‚Piraten‘ abgewandert. Lieber ließ man sich in Australis von unreifen Wellen umspülen und berieseln, als weiter ‚den bermudianischen Giftstrom zu ertragen‘ – wie in einem wilden Pamphlet zu lesen stand, das jemand von außen an die Bordwand des gläsernen U-Boots heftete.

Die Gäste aus der Zwischenschule waren sehr betroffen. Mit knapper Mehrheit beschlossen sie, gegen den vehementen Widerstand von Adrian Humperdijk, ihrerseits ein Transparent an das U-Boot zu heften, das ihre Sympathie mit den Autonomiebestrebungen zum Ausdruck brachte.

Widerwillig ließ sich Humperdijk entlocken, was er über die geschichtliche Entwicklung der Kolonie wusste, und traf damit auf offene Ohren: Viele seiner Schüler entstammten unterdrückten Völkern oder bedrohten Stämmen. - Gerade unter solchen zeigten sich nämlich die besonderen Begabungen, die auf Weisheitszahn der Förderung für wert erachtete wurden. Kein Wunder also, dass ihre Sympathien auch hier den Unterdrückten gehörten.

Die Ausplünderung durch das Mutterland war in Australis allenthalben zu bemerken. Noch immer schufteten Leibeigene und Sträflinge auf den riesigen Planktonplantagen und schürften in den Korallenriffen, wo sie das begehrte ‚rote Gold‘ unter höchst fragwürdigen Bedingungen abbauten.

Die Sicherheitsbestimmungen waren verheerend. Schutzlos sahen sich die Elenden den rauen Polarströmen ausgesetzt. In den Höhlen unter den Riffen hausten die gefährlichen Kraken, die von den sogenannten Todgeweihten sogar gemolken werden mussten. Eine Aufgabe, die der Gewinnung der wertvollen Sepiatinte diente.

Nicht selten fielen Haifischschwärme über die Arbeiter auf den offenen Plantagenfeldern her, wenn sie dort ihrem gefährlichen Handwerk nachgingen.

War es da ein Wunder, dass der Ruf nach Unabhängigkeit laut und immer lauter wurde?

Die Verhältnisse waren von vorn herein ungerecht gewesen. Sie ließen sich inzwischen auch von den gutgläubigsten Anhängern des Königs nicht länger rechtfertigen. Adrian Humperdijk hatte aus romantischer Verbundenheit mit dem Königshaus weggesehen – zu lange, wie er sich nun einstand.

Die Rebellion lastete greifbar und bedrohlich wie eine düstere Wolke auf der Kolonie. Es bedurfte nur mehr eines Funkens, und das Pulverfass würde in die Luft gehen und die Bande für immer zersprengen, die beide Teile des Meervolkes verbanden.

Solch düstere Gedanken umwölkten die Stirn des stellvertretenden Schuldirektors der Zwischenschule. Moschus Mogoleia, der in seiner Eigenschaft als Dekan zur Reisegesellschaft gehörte, besserte mit seinen flotten Sprüchen dessen Stimmung keinesfalls. Auch die aufrührerischen Reden der Mädchen waren nicht dazu angetan, sein Los zu erleichtern und den Abgrund, der sich in seinem Innern auftat, zu überbrücken.

Mogoleia schwadronierte von hartem Durchgreifen, und von drakonischen Strafen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, dann würden da draußen bereits die Köpfe der Aufrührer auf Pfählen aufgespießt stecken.

Der arme Adrian hielt sich beide Ohren zu. Er konnte solch herzloses Geschwafel nicht ertragen. Mogoleia zog sich beleidigt zurück: „Ich wollte Ihnen doch nur einen Gefallen tun. Ich dachte, Sie stehen auf der Seite der Regierung. So kann man sich täuschen.“

Adrian Humperdijk winkte nur ärgerlich ab. Wie sollte er diesem rohen Patron seine komplizierte Gefühlslage erklären?

„Die Dinge lassen sich nun einmal nicht so einfach lösen. Dazu bedarf es Fingerspitzengefühl“, erklärte er matt und ohne Überzeugungskraft, so dass Mogoleia seinerseits abwinken konnte.

Die Mädchen um Arundelle und Corinia waren selbstverständlich Feuer und Flamme für die Revolution, zumal sie sich soeben mit der Großen Französischen Revolution auseinandergesetzt hatten in ihrem Geschichtsunterricht. Arundelle hatte sich dazu eigens in die Vergangenheit begeben, um an der Seite von Marianne die Bastille zu stürmen, in der die Opfer des bourbonischen Tyrannen schmachteten.

Eine ähnliche Befreiungstat schwebte ihnen nun für Australis vor. Sie bräuchten nur noch ein geeignetes Gefängnis, das es zu erstürmen galt. Boetie würde es ihnen schon zeigen, wenn es so weit war!

Einstweilen freilich rauschten sie mit ihrem gläsernen Unterseeboot durch die aufgewühlten Fluten am Meeresgrund. Das offizielle Besichtigungsprogramm wurde gnadenlos abgespult. Die Reiseleiterin kommentierte jede Sehenswürdigkeit, an der sie vorüber kamen. Dabei schaute inzwischen kein Mensch mehr hin. Alle waren sie von der Stimmung erfasst. Der Funke der Revolution war in ihr U-Boot übergesprungen und teilte dort Freund und Feind.

Zwei Lager bildeten sich und die Unentschlossenen wurden, ob sie es wollten oder nicht, der einen oder anderen Seite zugeschlagen.

Grisella und Scholasticus merkten erst gar nicht, wie ihnen geschah, als sie sich plötzlich in zwei Lagern fanden. Scholasticus hatte sich wieder einmal auf die Seite der Aufrührer geschlagen – er konnte nun mal nicht anders, während Grisella sich mitfühlend um Adrian bemühte, der sogar eine Herzattacke erlitt. Der Zwiespalt dort draußen war zu viel für seine mitfühlende Seele. Wenigstens hatte er seine Herztabletten und sein Nitrospray dabei.

Grisella argwöhnte, als sie bemerkte, wie es um die Schiffsgesellschaft stand, Malicious Marduk hätte wieder einmal seine Finger im Spiel. Allzu plötzlich war diese Spaltung aufgetreten. Dabei war im Grunde weiter nichts geschehen. Zwar hatten sie eines dieser Riffe besucht und von Ferne gesehen, unter welcher mörderischen Bedingungen das sogenannte ‚rote Gold‘ abgebaut wurde, doch das konnte wohl der Auslöser nicht sein, jedenfalls nicht allein.

„Die Männer werden ordentlich entlohnt“, hatte es erklärend geheißen. Corinia freilich wusste es besser als die Reiseleiterin und wisperte ihre Wahrheit in die Ohren der Nachbarinnen, von wo sich die Kunde wie ein Lauffeuer in dem ganzen Schiff verbreitete:

„Boetie hat mir was anderes erzählt – Zwangsarbeiter sind das, Sklaven und Leibeigene, Sträflinge aus der Sträflingskolonie, die um ihr Leben schufteten. Keiner überlebt die mörderische Arbeit länger als fünf Jahre, hat mir Boetie erzählt. Und die muss es wissen. Ihr eigener Vater war einstmals unter den Sträflingen. Nur durch ein Wunder hat er überlebt. Wäre er nicht entflohen, dann wäre er inzwischen auch tot und Boetie wäre gar nicht vorhanden. Über Jahre lebte er dann in den Outcasts weit draußen bei den Maroons, denn Entflohenen. Weit hinter den Feldern liegen die verschwiegenen Verstecke der

Entflohenen, die sich notdürftig durchs Leben schlagen und nur auf eine Gelegenheit warten, mit dem verhassten System abzurechnen.“

Als Scholasticus an Grisella weitergab, was Corinia, über die Entflohenen berichtete, wurde die denn doch hellhörig. „Daher also weht der Wind“, meinte sie nachdenklich: „Trotzdem brächte ich gern in Erfahrung, ob sich in letzter Zeit etwas Ungewöhnliches getan hat, denn die Dinge sind schließlich nicht erst seit heute so, wie sie sind, und bekannt dürften sie wohl auch vorher gewesen sein. Ich werde den Gedanken an Malicius Marduk nicht los.“

„Aber müssen denn immer die Aufständischen Schuld haben?“ - warf Scholasticus ein. „Könnten nicht auch die Royalisten verantwortlich für die zugespitzte Lage sein? Vielleicht treiben sie es immer bunter und wissen vor Grausamkeit nicht, wo sie sich lassen sollen. –

Marduk könnte sich genau so gut bei denen verstecken, das fände ich jedenfalls viel logischer,“ fuhr er bockig fort, denn er wollte nicht einsehen, weshalb die Unterdrückten wieder einmal die Buhmänner sein sollten. Das waren sie in Wirklichkeit sowieso meistens nicht. Erst die Herrschenden zwangen ihnen diese Rolle auf.

Grisella winkte ab. „Spielt so gesehen keine Rolle, wo Marduk sein Feuer schürt. Vielleicht hast du sogar recht diesmal. Trotzdem müssen wir uns fragen, was wir tun können, um der unseligen Entwicklung gegen zu steuern. Oder willst du etwa noch einmal in eine ebenso verzweifelte Lage wie damals in Laptopia kommen?“

Grisella spielte auf das Tribunal an, dem Scholasticus um ein Haar zum Opfer gefallen wäre, und bei dem die Weichen für einen schrecklichen Bürgerkrieg gestellt worden waren, der dann nur unter Aufbietung aller Kräfte der Vernunft hatte abgewendet werden können.

26. Auf Raumpatrouille

Tibor neigte zur Platzangst. Das war der Grund, weshalb er sich dem Unterwasserausflug ins benachbarte Australis nicht angeschlossen hatte. Die Vorstellung, über sich nichts als Wasser zu wissen – und das gleich in einer Schicht von mehreren Kilometern –, ließ ihn nach Luft schnappen. Alle andern Mitglieder ihrer Arbeitsgruppe freilich hatten es sich nicht nehmen lassen, den Ausflug

mitzumachen und Corinia – die den Anstoß für das gesamte Unternehmen gegeben hatte – zu begleiten.

Tibor ergriff die Gelegenheit, sich wieder mehr seiner eigenen Gruppe zu widmen. Sandor Khan erging es wie ihm, auch er verabscheute die Vorstellung, sich unter Wasser aufhalten zu müssen. Patagonia und ihre Freundin Tuzla waren zu dem Ausflug erst gar nicht eingeladen worden. Und ihr Stolz verbat es ihnen sich aufzudrängen.

Sie hatten sich in das Schulleben noch immer nicht eingewöhnt. Sie hätten sonst bemerkt, wie töricht ihr Gehabe war. Eine öffentliche Ausschreibung war eine Einladung – auch dann, wenn sie sich an niemanden persönlich richtete.

Tibor schlug das Gewissen. Noch immer fühlte er sich für seine Sublimationen verantwortlich. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass Moschus Mogoleia nun ihr offizieller Dekan war, und dass sie nun gleichberechtigt neben den anderen Gruppen bestanden, auch wenn diese so viel größer waren – insbesondere die Gruppen der Animatoren und der Somnioren. Beide zusammen stellten über drei Viertel aller Schüler. Auch die Tatsache, dass es unter ihnen einige Wechselbälger gab, die gelegentlich ihre Fühler in die eine oder andere Richtung ausstreckten, änderte an der Größenordnung wenig.

Billy-Joe und Corinia und einige andere – nicht zuletzt Arundelle - waren solche Fälle. So war etwa Arundelles Begabung für den Tanz der Winde allen Sublimatoren aufgefallen. Um so befremdlicher hatten sie deren Absturz denn auch empfunden. Er passte eigentlich nicht ins Bild. Zumal er Moschus Mogoleia doch ziemlich belastete. Gleichwohl erfüllte sie die Tatsache, dass dem nun eine richtige Dekanatsstelle zugesprochen worden war, doch mit Stolz.

Sie alle fühlten sich mächtig aufgewertet und deshalb sahen sie ihm sein schroffes Wesen nach, zumal er sich den Brüdern gegenüber ausgesprochen höflich, ja mitunter beinahe kriecherisch benahm und keine Gelegenheit ausließ, auf die berühmten Vorfahren, die sie nun einmal in ihren Stammbäumen hatten, zu verweisen.

Mogoleia selbst schien diesbezüglich eher ein Zufallsprodukt zu sein. Vermutlich fand sich hier der Ursprung seiner vielen Komplexe.

Auch der Stein des Anstoßes – Walter – hatte sich nicht entschließen können, den Ausflug mitzumachen. Pooty hatte auch dringend davon abgeraten. Walter war alles andere als in Ordnung, wenngleich es ihm körperlich wieder besser ging. Es war seine

Psyche, die zur Sorge Anlass gab. Würde er sich je wieder von dem schrecklichen Trauma erholen?

Auch die rührende Sorge, die ihm in der Klinik zuteil wurde, konnte seine tiefen Schuldgefühle nur lindern. Die tiefenpsychologische Therapie, der er sich täglich unterzog, ließ ihn immer wieder zu den Wurzeln seines Leidens vorstoßen, dessen ganzes Ausmaß sich wie ein riesiger Schuldenberg vor ihm auftürmte.

Wie sollte er je damit fertig werden? Freilich verlockte die glatte saubere Lösung, nach der er als Wermensch überhaupt nicht verantwortlich für sein Tun war. Doch Walter wäre nicht Walter gewesen, wenn er sich mit solch frommen Lebenslügen hätte abspeisen lassen.

Ihm war längst klar, dass ein Dämon nur dort einzudringen vermochte, wo die geheime Bereitschaft herrschte, sich ihm zu öffnen.

Er war nicht stark genug gewesen. Er hatte versagt. Und das Schlimmste war, er hatte sich selbst und seiner Umgebung vorgemacht. Er hatte vorgegeben, von den Veränderungen, die in ihm stattfanden, nichts zu ahnen.

Immerhin arbeitete sein klarer Verstand nun wieder ungebremst.. Es gelang ihm, wenn auch nur für kurz, sich an den glasklaren Analysen, die er mit sich anstellte, zu berauschen. Die schonungslose Aufdeckung seiner Befindlichkeit gab ihm ein Gefühl der Befriedigung, das um so mehr anstieg, je weiter er mit sich kam. Die tägliche Sitzung wurde bald zum Ventil, mit dessen Hilfe er die Summe seiner gewaltigen Denkarbeit entweichen ließ und gleichsam in Worten wiederkäute, was ihn Tag und Nacht beschäftigte.

So schälte sich allmählich ein geläuterter und veränderter Walter heraus, dessen glückliche Sternstunde endlich schlug. Der Zauberstein kehrte zu seinem rechtmäßigen Träger zurück. Eines Tages kollerte es in Walters Bauchtasche und als er kontrollierend hineingriff, spürte er den glatten kühlen Stein in seiner Hand. Ein Glücksgefühl ohnegleichen durchströmte ihn und eine lange vermisste Kraft bemächtigte sich seiner.

Pooty blieb die Entwicklung am wenigsten verborgen, denn er beobachtete seinen Freund unausgesetzt, wenn auch aus ängstlicher Distanz, die er nun schwinden spürte.

Dieses Schwinden war recht eigentlich der Gradmesser für Walters Entwicklung zum Guten hin. Die schrecklichen Erinnerungen verschwanden zwar nicht, wurden auch nicht verdrängt oder entkräftet, dennoch spürte Pooty in sich die Kraft, sie zu ertragen, sich

ihnen zu stellen, ihnen einen gebührenden Ort im Weltgeschehen zuzuordnen.

Es gelang ihm, die Dinge nicht mehr nur persönlich zu nehmen, sondern als objektive Umstände zu erkennen. Schreckliche Dinge waren geschehen. Dinge so schrecklich und noch schrecklicher als Buschfeuer, Überschwemmungen oder Unfälle.

Nicht alles ließ sich unter der Decke von Schuld und Sühne fassen, was auf Erden mit den Lebewesen geschieht.

Tibor suchte Anschluss an das seltsame Paar und nicht nur er. Auch Sandor Khan, Patagonia und Tuzla zog es zu dem Känguru und dem kleinen Possum, um so mehr, als ihr Dekan Moschus Mogoleia es vorzog, sich an dem Meeresausflug zu beteiligen.

So fanden die sechs sich in vertraulichen Gesprächen, was um so erstaunlicher war, als gerade den Sublimationären eine gewisse Abneigung gegenüber Tieren nachgesagt wurde.

Tibor erzählte von Arundelles Plänen ihn gelegentlich auf Raumpatrouille mitzunehmen. Seit der Verdacht wieder umging, dass Malicius Marduk sein Unwesen mit ihnen trieb, schien dies ein guter Gedanke.

Pooty und Walter ergriffen die Gelegenheit, um sich lang und breit über Malicius Marduk und seine Miserioren auszulassen. Und Tibor glaubte in ihnen mancherlei Dämonen und Windgeister zu erkennen, mit denen sich die Schamanen seiner Heimat weidlich herumplagten.

„Arundelle wollte sich Rat beim großen Advisor holen“, erklärte Tibor, kaum dass Walter seine Ausführungen über die Heerscharen des Bösen beendete.

„Arundelle ist sich über den Verbleib von Malicius Marduk nicht im klaren, soviel steht fest“, ergänzte Tibor. Pooty nickte eifrig: „Nicht zuletzt deshalb schwimmen die da jetzt draußen herum. Da ist wieder etwas im Busch, nur was?“

„Bevor wir noch lange herurrätseln, wie wär’s, hätte ihr nicht Lust?“ Walter zückte den Zauberstein und ließ ihn funkeln, was in der Tat recht eindrucksvoll wirkte. „Ihr habt doch nicht etwa Angst vorm Fliegen?“ - stichelte Pooty, als er das Zögern der Sublimationären bemerkte. Denn eine solche Reise hatten die Vier noch nie gemacht.

Sie sahen einander fragend an. Tibor nickte und brachte dann ihren Entschluss zum Ausdruck. „Wir sind dabei, wann soll’s losgehen?“

„Warum nicht gleich?“ - entgegnete Pooty, während Walter bereits alles für den Start klarmachte und sich mit dem Stein über die

Koordinaten beriet. Es sollte zunächst nach Laptopia gehen, von wo aus dann ein Weg zum Advisor eingeschlagen werden sollte, dessen Aufenthaltsort unbekannt war.

Aber der Prinz oder sein General würden sicher aushelfen können. „Außerdem lernt ihr dann auch gleich mal Arundelles Freunde aus der Zukunft kennen“, erläuterte Pooty die Startvorbereitungen und legte Walters Flugplan dar.

Wie lange die Reise wohl dauern würde, wollten die Mädchen wissen. Walter und Pooty sahen einander an. „Zeit spielt keine Rolle“, erklärte Walter. „Wir verlassen diese Dimension nämlich und tauchen in eine andere ein. Wir müssen unsere Zeit ohnehin verlassen, sonst gelangen wir nicht an unser Ziel. Für die Rückkehr können wir uns dann aussuchen, ob wir jetzt gleich oder auch später oder sogar früher wieder zurückkehren. Ich weiß – klingt reichlich kompliziert oder sogar ein bisschen verrückt, aber so ist das nun mal mit der Zeitreiserei.“

Ein wenig mulmig war es den vieren schon, als sie sich in die Startformation einweisen ließen. Walter ließ wieder einen Keil bilden, die Flugformation legte sich dazu erst einmal auf die Erde.

„Hat jeder seinen Nachbarn fest mit beiden Händen gefasst?“ - fragte Walter an der Spitze, dem Pooty aus der Bauchtasche lugte, während Tuzla und Patagonia sich je mit einer Hand an einem seiner Beine hielten und mit der anderen einander fassten, während Sandor Khan und Tibor wiederum die Beine der Mädchen hielten.

„Na, dann los“, kreischte Pooty, nach einem letzten Check. „Alles klar, du kannst loslegen, Walter!“

Der Zauberstein in Walters Vorderpfoten glühte auf und im nächsten Augenblick war das organisch geformte Raumschiff verschwunden. Die Sterne huschten wie riesige Kometen hinter einer leuchtenden Membran aus purer Energie vorüber. Nicht Lichtgeschwindigkeit, sondern Gedankenschnelle bestimmte die Beschleunigung. Nebel wallten nicht minder in den Köpfen und umfingen die Sinne.

Auflösung und mühsames Zusammenziehen beschäftigte das Bewusstsein, sodass für Sorge oder gar Furcht kein Raum blieb. Die Auflösung der Zeit in dieser engen Umhüllung war vielleicht das seltsamste Erlebnis der Reise oder sollte man besser sagen - Verwandlung?

Andererseits erkannten sie einander ohne weiteres wieder, als sie dann auf den Wolkenbänken von Laptopia zum Halten kamen, um sich auf die Zinnen des Prinzenpalastes gleiten zu lassen, wo sie ein

Wächter sogleich dem Prinzen meldete. Scheinbar kam hier öfters Besuch aus dem Nichts an.

Die Wache nahm die Landung ganz selbstverständlich und zugleich ehrerbietig hin, fanden die Sublimationen, die nicht ahnten, welche Größe Walter in Laptopia darstellte.

Statt des Prinzen erschien General Armelos zum Empfang. Mit ausgestreckten Armen lief er auf Walter zu und drückte ihn herzlich an seine ordensgeschmückte Brust. Vor Aufregung fiel ihm dabei seine riesige goldbetresste Generalsmütze vom Kopf. Pooty sprang behände aus Walters Beutel und reichte sie dem General, woraufhin auch der kleine Kerl von diesem auf das herzlichste begrüßt wurde.

Walter stellte die Reisenden vor. Die staunten nicht schlecht. Der General sah ihrem Professor Schlauberger wirklich zum Verwechseln ähnlich.

Während sie durch Türme und endlose Gänge abwärts geleitet wurden, klärte Pooty sie auf: „General Armelos ist ein Ururururenkel des Professors – so in etwa in der zwölften Generation. Wir sind hier nämlich in der Zukunft, müsst ihr wissen. – Rast die Zeit immer noch so schnell dahin?“ - fragte er einen der Begleiter. Doch der sah ihn nur ratlos an und verwies ihn an den General, welcher gerade anteilnehmend und mit besorgter Miene Walters Missgeschick zu Kenntnis nahm.

„Ihr wisst vielleicht, hier in Laptopia wurde bis vor Kurzem die Zeit verhökert mit dem Resultat, dass sie immer schneller verstrich. Aber inzwischen wurden Maßnahmen ergriffen, den Prozess umzukehren.“

Bei Tisch erfuhr der General dann das Anliegen der kleinen Reisegesellschaft. Es handelte sich also nicht nur um einen Ausflug für die kleinen Gäste. Walter sann auf Rache, das wurde General Armelos bald klar.

„Recht so, mein tapferer Held, solche Schmach lässt man nicht auf sich sitzen“, kommentierte er Walters Begehren. „Sobald der Prinz zurück ist, werde ich ihm euern Wunsch wissen lassen. Ich bin sicher, er wird euch mit dem Advisor auf die eine oder andere Weise zusammen bringen. Der hohe Herr Advisor ist ja recht flexibel.“

Nach dem vorzüglichen Essen – Pooty schilderte, welchen Fraß man in Laptopia früher gekriegt hatte - schlug der General vor, den vier Sublimationen die geheimen Tresorkammern der Bank zu zeigen, soweit diese noch vorhanden, beziehungsweise in Funktion waren.

Inzwischen sei in den düsteren Räumen ein Museum über ‚die Zeit der Finsternis‘ eingerichtet worden. „Immer noch grausig genug,

zumal die Exponate von täuschender Echtheit sind“, erklärte er den neugierig gewordenen Gästen.

„Da bekommt man eine Idee davon, was hier einst los war. Man kann sich das heutzutage gar nicht mehr vorstellen. Wenn ich bedenke, dass das nun gerade mal fünf Jahre zurückliegt. Inzwischen ist ja soviel passiert. Überall geht es aufwärts. Und zeitlich stehen wir gar nicht so schlecht da. Der Faktor ist nun wohl so um die 0,8 bis 0,9, also ganz nah an dem Normalpegel, wenn man den Wissenschaftlern glauben darf. Persönlich merkt man ohnehin nichts mehr.“

General Armelos Rede war einigermaßen unverständlich für die Neulinge. Pooty half aus so gut er konnte. Aber seine weitschweifigen Erklärungen brachten ihn vom Hundertsten ins tausendste. Immerhin formte sich allmählich ein Bild der bewegten Laptopianischen Geschichte.

Das Museum erwies sich als wahre Gruft. Wachsfiguren ersetzten die Menschen und Körperteile. Den Schatten und Stimmen der Miserioren hinter den Gittern der Decke haftete nichts Künstliches an, so dass sich einem immer wieder unwillkürlich die Nackenhaare sträubten. Am schrecklichsten aber muteten die Klarsichttüten an, in denen die Seelchen der um ihre Lebenszeit Bestohlenen steckten. Pooty konnte kaum glauben, dass dies nun hauchfeine Roboterimitate waren, wie der General erklärte.

Die Sublimatioren waren beeindruckt. Ihnen schwirrten die Köpfe. Die Flut der Eindrücke und Herausforderungen stimmte sie kleinlaut und bescheiden. Im Universum waren für wahr ungeheure Kräfte am Werk.

So überließen sie sich nur zu gerne den Belehrungen des Advisors, der es sich nicht nehmen ließ, sogleich zu erscheinen, kaum dass ihm der Prinz von den Machenschaften des Malicious Marduk berichtet hatte.

Arundelles Besuch im intergalaktischen Zentrum für die universelle Verbrechensbekämpfung hatte ihn bereits hellhörig gemacht. Es galt nun, die Vergangenheit in den vorgezeichneten Bahnen zu halten und die Kräfte der Finsternis daran zu hindern, das Gleichgewicht über Gebühr zu stören.

„Wermenschen stellen womöglich einen Verstoß gegen die Regel dar. Dergleichen muss womöglich umgehend geahndet werden. Damit sich da erst gar nichts einschleicht“, meinte der Advisor zu Walter, den er noch einmal – gleichsam in höherem Auftrag – von aller persönlichen Schuld freisprach.

„Andererseits ist die Zwischenschule auch nicht unproblematisch“, gab er zu bedenken. „Es handelt sich zweifellos um eine Herausforderung besonderer Art. Ein solches Juwel zieht das Gelichter unweigerlich an. Mal sehen, ob uns dazu etwas einfällt. Zunächst muss ich mich mit dem höchsten Rat abstimmen. Mir will scheinen, es bestehen berechtigte Zweifel. Alles kommt letztlich auf den historischen Zusammenhang an. Gehört eine solche Einrichtung historisch gesehen in die Zeit? Das ist die Frage. Doch ich will nicht vorgreifen.“

Ehe Walter seine persönliche Leidensgeschichte, die ihm noch immer bleischwer auf der Seele lastete, wenigstens anzudeuten vermochte oder gar vollständig loswurde, verschwand der Advisor so plötzlich wie er erschienen war. Und Walter fühlte sich in seiner Not und Seelenqual einmal mehr im Stich gelassen.

27. Im Internierungslager

Unter dem Meer spitzte sich die Lage zu. Die Freunde der Aufrührer hatten sich mit ihrem Transparent durchgesetzt, das nun die beiden Flanken des gläsernen U-Boots über die ganze Breite zierte. Nicht für lange! Gerade als man die bereits vertrauten Weiden der Wale passierte, geschah das Unvermeidliche. Adrian hatte die Hitzköpfe vergeblich gewarnt. Das Boot der Reisegesellschaft wurde aufgebracht.

Von den offiziellen Sicherheitskräften wurde es umzingelt und sicher gestellt, wie es offiziell hieß. Die Motoren wurden bis auf die Notversorgung mit Luft und Licht gedrosselt oder abgeschaltet. Von außen wurden Schleppseile angebracht. Die Transparente wurden zerrissen und flatterten in Fetzen hinter dem Tross drein. Dem Kapitän wurde mitgeteilt, man stehe ab sofort unter Quarantäne. Tatsächlich wurde das Boot in ein abgelegenes Pummelpump Stadion geschleppt, in dem bereits, so stellten die U-Bootfahrer fest, viele der Aufrührer gefangen saßen.

Die Gefangenen wurden scharf bewacht, alle Ausgänge waren verschlossen, Scheinwerfer leuchteten jeden Winkel des weiten Kubus aus, so dass an geheime Besprechungen nicht zu denken war. Aufseher patrouillierten durch die Reihen und hieben wahllos auf die Kauern ein.

Damit nicht genug. Eine Schwadron der Haifischmiliz begehrte am Haupttor Einlass, was einen Entsetzensschrei zur Folge hatte, der sogar das gläserne Boot erschütterte. Schreckensbleich lagen sich die Mädchen in den Armen. Corinia wäre am liebsten in Ohnmacht gefallen als sie Boetie unter den Gefangenen draußen erkannte.

Noch fletschten die Bestien nur die Zähne vor den starken Gittern, doch ihren Reitern bereitete es ganz offensichtlich Mühe, sie zu bändigen und daran zu hindern, sich gewaltsam Zutritt zu verschaffen.

„In spätestens einer halben Stunde sind die so verrückt, dass sie Eisenstangen durchbeißen“, meinte Arundelle. „Wir müssen uns schnell was einfallen lassen“, ergänzte Corinia, die nur daran dachte, wie sie ihre Freundin dort draußen retten konnte.

Dabei ging es um viel mehr, das war nur allzu offensichtlich. Immer mehr Gefangene wurden durch die Mannschaftsschleusen ins Stadion gestoßen. Viele versuchten, bei dem U-Boot Schutz zu finden, das bald wie von einer Traube umlagert war. Durch die dünnen Wände starteten verzerrte Gesichter herein, in den schreckensweiten Augen stand Todesangst.

Bald war die Sicht auf die Todesschwadron versperrt und nur die Schreie, die hereindrangen, ließen erahnen, was für Szenen sich inzwischen da draußen abspielten.

Adrian hämmerte wie wild auf dem Visaphon herum, doch er bekam keine Verbindung, weder nach draußen zu den Offiziellen, noch auch zu seinen Angehörigen und Freunden in Bermudia oder gar zu der Zwischenschule, womit er eigentlich auch nicht rechnen durfte. In seiner Verzweiflung aber fiel ihm am Ende nichts besseres ein.

Corinia klammerte sich an ihre Schwester und selbst Moschus Mogoleia war das Grinsen vergangen, jetzt, wo es ernst wurde. Bleich und in sich gekehrt mied er den Blickkontakt mit den anderen. Doch die hatten besseres zu tun als ihn mit Vorwürfen zu überhäufen. Die Befürworter der Transparente machten sich selbst nun die größten Vorwürfe. Sollten sie etwa Schuld an dieser schrecklichen Entwicklung tragen?

Der Zauberbogen kannte die Antwort auf diese Frage auch nicht, aber immerhin wusste er Rat, wie sie helfen konnten. „Wir bilden ein magisches Kraftfeld“, erklärte Arundelle sein Vorhaben. „Dazu müssen wir unsere ganzen Kräfte bündeln und uns bei den Händen halten. Unter Wasser und durch die starke Isolierung des Bootes wird die Wirkung möglicherweise beeinflusst. Doch mehr können wir im

Augenblick nicht tun. Gebe Gott, dass es recht vielen gelingt, sich hinter unser Schild zu flüchten.“

Eilig ergriffen sich die Mitglieder der Reisegesellschaft bei den Händen. Als bald spürten sie, wie sich eine Kraft um sie her ausdehnte, die der Bogen bündelte und durch die Schleusen nach außen trieb, wo sie unsichtbare Beulen austrieb.

Nun kam es darauf an, den Meermenschen, die sich um das Boot drängten, zu bedeuten, was für sie zu tun sei. Sie mussten ja so viele von sich wie nur irgend möglich, innerhalb des Kraftfeldes zusammenscharen.

Fürchterlichen Szenen spielten sich draußen ab. Verzweifelt kämpften die Verlorenen als bald um jeden Zentimeter, stießen die Überzähligen, die keinen Platz mehr finden konnten, den Bestien zum Fraß vor - hinab von der unsichtbaren Insel. Währenddessen wuchs der Druck auf die Bootshülle, die ja nicht weichen konnte. Bis die Ersten bereits zerquetscht wurden und Blut die Scheiben verschmierte.

Verzweifelt verdoppelten die Eingeschlossenen ihre Bemühungen, denen da draußen mehr Platz hinter dem Schutzschirm zu verschaffen. Doch als bald fühlten sie die Erschöpfung und das Gegenteil trat ein, der Schirm schrumpfte, statt sich ausziten. Die gellenden Schreie ganz in der Nähe verkündeten von der nachlassenden Kraft. Die reißenden Bestien, von ihren Führer notdürftig gelenkt und dirigiert, stießen wieder und wieder gegen den Schutz vor, und rissen an überstehenden Gliedmaßen. - Noch einmal verdoppelte der Zauberbogen seine Kräfte, besann sich dann aber auf die uralten Rituale aus grauer Vorzeit.

„Der Bogen meint, es wäre an der Zeit, vom Fleisch zu den Seelen zu wechseln. Was er damit sagen will, können die Animatoren unter uns wohl besser als ich erklären“, gab Arundelle die Botschaft ihres Bogens weiter. „Das heißt“, ergriff Frau M’gamba das Wort, „es geht draußen zu Ende, das Massaker nimmt seinen Lauf. Rufen wir also die Seelen und lassen sie zu uns ein, mehr können wir jetzt nicht mehr tun!“

Arundelle nickte bestätigend. Der Bogen bedeutete ihr, dass Frau M’gamba die Lage richtig einschätzte.

Als bald drängten sich die Seelen der Entlebten im Boot, während draußen die seelenlosen Leiber zum Grund sanken. Das Interesse der Haie an den Leblosen ließ augenblicklich nach. Nicht ein Reiter der Schwadron setzte den Sinkenden nach, so dass die Leiber der Geflohenen weitgehend unversehrt auf dem Meeresgrund

zu liegen kamen, alsbald gnädig eingehüllt in dem sich gleichfalls senkenden rosa Staub der voran gegangenen Schlächtereier.

Auf telepathischem Wege, sorgsam darauf bedacht, die Botschaft gegen Feindseligkeit abzuschirmen – ein äußerst schwieriges Verfahren, das höchste Konzentration erforderte – vermittelten Grisella und Scholasticus im Verein mit Arundelles Zauberbogen und dieser selbst, sowie Billy-Joe, der seinen Teil dazu beitrug, den verbliebenen Gefangenen, sich dem Schicksal in der nämlichen Weise zu ergeben. Immer mehr Seelen drängten sich also in dem gläsernen Boot und immer mehr Körper sanken entseelt zum Grunde.

Das Massensterben alarmierte offensichtlich die Führung der Wachmannschaften, denn das Todesschwadron wurde eilig abgezogen. An deren Stelle erschienen Ambulanzen und Sanitäter, schwimmende Rettungsstationen modernster Bauart und im Gefolge die Vertreter der Presse.

So dauerte es nicht lange bis auch in das Boot hinein eine Visaphonverbindung geschaltet wurde. Eine weibliche Stimme, nebst lieblichem Gesicht erkundigte sich nach dem Wohl der Eingeschlossenen und brachte das Bedauern der Regierung für diesen ‚unschönen Zwischenfall‘ zum Ausdruck.

Adrian Humperdijk war viel zu verstört um, sogleich seine Entrüstung und den Protest der übrigen Touristen zum Ausdruck zu bringen. Alle hofften, im Verlauf der Pressearbeit noch Gelegenheit dazu zu erhalten. Tatsächlich meldete sich alsbald eine Person, die bereits das Innere der Eintrittsschleuse passiert hatte und um Einlass bat.

Auf ein Zeichen des Bogens hin verstummten die wispernden Seelen und verzogen sich auf Geheiß des Bogens – unsichtbar wie sie waren – in die Schlafräume der Passagiere. „Sicher ist sicher“, flüsterte Arundelle.

Der Besucher stellte sich als hoher Würdenträger Melisandriens vor. Adrian war ihm persönlich am Hof von König Melisander begegnet, ein entfernter Neffe des Monarchen, glaubte er sich zu erinnern. Auch er hieß Melisander, wie die meisten männlichen Nachkommen des königlichen Geschlechts. Doch nur dem König selbst war es gestattet, den Namen Melisander ohne Ergänzung durch einen Nummerncode zu tragen. Bei dem anwesenden Melisander handelte es sich um Melisander II³ (zweihochdrei), ein durchaus noch potentiell zu nennender Thronanwärter, wisperte Adrian Grisella und

Scholasticus zu, die sich gleich ihm vor dem unbeholfen einherpatschenden Boten verneigten.

In einem Wasseranzug umsprudelte ihn unaufhörlich selbstregeneratives frisches Meerwasser, wie es für einen Kiemenatmer natürlich lebensnotwendig ist.

Adrian war noch immer wie benommen und so ergriff Scholasticus an seiner Stelle das Wort. Er kürzte das höfische Zeremoniell alsbald ab, in das sich der Besucher erging und brachte in scharfen, klaren Worten einen geharnischten Protest der Reisegruppe zum Ausdruck.

Man sah, wie Melisander II³ mit sich kämpfte. Doch er schien sich auf seine Mission zu besinnen, denn statt dem Impuls zu folgen, die Unterredung abubrechen und brüskiert das Boot zu verlassen, bat er um Gelegenheit, die Sachlage zu erläutern. Ein Wunsch, der selbstverständlich respektiert wurde.

„Irgendwo in der Befehlskette ist ein Fehler passiert. König Melisander lässt Ihnen versichert, dass er niemals den Befehl zu einem solch verheerenden Einsatz der Todesschwadron gegeben hat.“

Die Internierung freilich war angeordnet worden, ebenso wie die Entfernung der Transparente vom Boot der Gäste. „Aber erst, nachdem die Kontakte zu den Aufwieglern ruchbar wurden. Wer sich mit Terroristen abgibt, muss sich über solch eine Maßnahme nicht wundern. Immerhin haben Sie das Gastrecht gröblich missbraucht“, setzte der Bote des Königs würdevoll hinzu.

Weder Adrian, der sich inzwischen gefangen hatte, noch auch einer der anderen Lehrer, hatte hierauf eine passende Antwort parat. Sie nahmen sich vielmehr vor, dergleichen existentielle Fragen künftig nie wieder demokratisch zu behandeln, sondern allein unter Sicherheitsgesichtspunkten. Sie waren nun davon überzeugt, dass man sie wegen der Transparente aufgebracht und interniert hatte.

Doch ihr Protest richtete sich ja nicht gegen die ihnen widerfahrene Behandlung, sondern gegen die unmenschliche Grausamkeit, deren Zeuge sie geworden waren.

Der König lässt Ihnen noch einmal versichern, niemals den Befehl zu diesem Einsatz der Todesschwadron gegeben zu haben. Er bedauert das Vorgehen seiner Truppen zutiefst und wird die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen.“

Die Internierung der Aufwiegler freilich sei angeordnet worden, nachdem die Lage sich zugespitzt habe. „Offene Rebellion und bewaffnete Aufstände dürfen wir nicht hinnehmen. Der Staat hat die Pflicht, den Gesetzen Geltung zu verschaffen und die Gesetzesbrecher

dingfest zu machen“, betonte der Abgesandte auf Adrians Nachfrage. In der Stadt sei es zu heftigen Ausschreitungen gekommen, Demonstrationszüge hätten die Innenstadt verwüstet, Geschäfte wurden geplündert und die regulären Sicherheitskräfte überwältigt. Es sei gar die Unhabhängigkeit von Australis ausgerufen worden. „Eine äußerst unschöne Entwicklung, wenn sie mir diese Bemerkung erlauben“, schloss der Gesandte seinen Bericht, der selbstverständlich viele Fragen offen ließ, welche denn auch von allen Seiten auf ihn niederprasselten.

Hoffentlich verquatscht sich bloß niemand, dachte Arundelle und hatte die vielen Seelen im Sinn, die nur darauf warteten, wieder in ihre aufrührerischen Körper zurückzukehren, welche wie tot am Meeresgrund lagen. Es würde allmählich Zeit, an eine Reanimation zu denken. Allzu viel Zeit dürfte für die Ungeübten nämlich nicht verstreichen. Es war ohnehin bereits jetzt fraglich, ob auch wirklich eine jede Seele den zu ihr gehörigen Körper würde wiederfinden können.

Arundelle hatte ihren Gedanken kaum gefasst. Da war es schon passiert: Ausgerechnet Scholasticus, der es nun wirklich hätte wissen müssen, wiegelte ab, als die Sprache auf die Leichenberge am Grunde des Stadions kam. Der Gesandte des Königs erklärte gerade, wie betroffen der Hof wegen des rätselhaften Massensterbens war, als Scholasticus mit großartiger Geste die alsbald einsetzende Reanimation verhiess. Melisander II³ stutzte – „Was ist das? Reanimation? Wer soll reanimiert werden?“

Sogar Adrian merkte, wie brenzlich die Lage wurde. Insgeheim war der Hof bestimmt froh darüber, die Rebellen auf diese Weise los geworden zu sein. „Unerklärliches Sterben“ machte sich bestimmt gut und die Presse war eigens deshalb ins Stadion geholt worden, alle, auch die missliebigen Vertreter der Opposition. Gerade die würden die geheimnisvollen Vorgänge um so glaubwürdiger machen. Wichtig war nur, herauszustellen, dass die Regierung keine Hand im Spiel hatte.

Adrian wandte sich vertraulich an den Gesandten, flüsterte ihm von seltsamen theologischen Bekenntnissen ins Ohr, denen der ansonsten hochverdiente Kollege nun einmal anhing. „Sehen Sie, Majestät, unter den Erdlingen kursiert in weiten Teilen das Bekenntnis zur Seelenwanderung“, flüsterte er. „Dies trifft hier unten selbstverständlich in keiner Weise zu – oben übrigens auch nicht – ist, wie gesagt, eine verbreitete Irrlehre, möchte man sagen. Was soll ich

sagen? In den Dingen des Glaubens herrscht letztlich das Intime und Private vor, ist wohl auch gut.“

Melisander II³ war mit Adrians Bemerkung hinsichtlich der Glaubensfreiheit keineswegs einverstanden. Die Seelenwanderung mochte eine Irrlehre sein, in Melisandrien jedoch war es niemandem gestattet zu glauben, was er wollte. Hier jedoch ging es um etwas anderes. Hatten es die Eindringlinge mittels geheimer Machenschaften vermocht, die Seelen von den Leiber nur zum Schein zu trennen? War das Problem der Aufwiegler mithin keineswegs elegant gelöst? Hatte sich der Hof zu früh gefreut?

Auch Scholasticus beeilte sich nun, die Flamme des Misstrauens zu löschen. Vielleicht ein wenig zu eifrig! Melisander II³ hatte es mit einem Male recht eilig, sich zurückzuziehen. Der Anzug würde doch sehr unbequem, erklärte er und strebte der Schleuse zu und verschwand kurz darauf, ohne noch weiter auf den Disput einzugehen.

Ratlos mussten die Zurückbleibenden bemerken, wie die Seelen eine um die andere ebenfalls das Weite und draußen ihren Körper am Meeresgrunde suchten. Was zunächst nicht weiter auffiel, denn Treibsand bedeckte die Gefallenen und verbarg sie vor den Augen der Wachtposten, welche auch nach dem Rückzug der Todesschwadron die Tribünen weiterhin besetzt hielten.

„Ich wollte, es wäre Nacht“, flüsterte Scholasticus bang, den sein Fehler maßlos ärgerte. „Lässt sich einrichten“, verkündete Arundelle nicht minder flüsternd im Auftrag des Zauberbogens.

Eine dunkelblaue Sepiawolke senkte sich auch schon wie auf Bestellung über das gesamte Stadion.

Der Besuch von Melisander II³ war selbstverständlich mit der Freilassung der Gäste verbunden gewesen, zumal es nun niemand mehr gab, mit dem die Erdlinge hätten konspirieren können. Die Motoren liefen wieder mit eigener Kraft. Die Nautilus nahm Fahrt auf und steuerte das Haupttor des Stadions an, welches bereits geöffnet wurde.

Immer mehr Seelen suchten nun ihre Körper und beeilten sich, unauffällig in dem Schatten des breiten U-Bootrumpfes die Freiheit zu erlangen. „Wenn’s geht, noch langsamer“, flüsterte Arundelle, „einige kommen so schnell nicht nach“, der Kapitän und der Steuermann nickten sich zu. „Wir können die Schraubenblätter quer stellen, dann machen wir so gut wir keine Fahrt“, erklärte der Kapitän, „und trotzdem sieht es so aus, als würden wir uns vorwärts bemühen.“

Hoffentlich reichte der breite Schatten des Bootes zusammen mit der willkommenen Sepiawolke der Nacht. War diese nun

natürlichen oder künstlichen Ursprungs? Den Wächtern draußen erschien die dunkelblaue Nacht jedenfalls nicht ungewöhnlich, soviel glaubten die Eingeschlossenen immerhin zu bemerken, die freilich – trotz ihrer Nachtsichtgeräte – in ihrer Wahrnehmung ebenfalls eingeschränkt wurden.

Die Räume leerten sich, die wispernden Schatten verschwanden einer um den anderen, es mochten ihrer an die Zweihundert sein, niemand hatte sie gezählt. Sie flogen zu ihren entseelten Leibern, erweckten sie zu neuem Leben und machten, dass diese sich ohne Umstände dem Zug der Fliehenden anschlossen.

28. Die Flucht

Im Schutze der sich tiefer und tiefer senkenden Nacht schlich das Boot der Einfahrt zu. Die grellen Bugscheinwerfer taten ein übriges, die Wachtposten zu blenden, die das Tor besetzt hielten. „Können wir, sobald wir das Tor passieren, auch auf die Hecklichter mehr Saft geben?“ - fragte Scholasticus.

Sicherlich würden die Posten dem Boot nachschauen, wenn es an ihnen vorbei gezogen war und dann entdeckten sie womöglich, wer sich da noch alles in dessen Windschatten aus dem Staube machte!

Der Kapitän nickte. „Wird gemacht“, ihm leuchtete Scholasticus' Überlegung sogleich ein. Dass nur niemand in die Schraube gerät, bangte er. Solange es so langsam vorwärts ging wie jetzt, wäre die Gefahr gering. Draußen allerdings müssten sie schon ein wenig mehr Fahrt aufnehmen, wollten sie sich nicht verdächtig machen.

Immerhin war mit Melisander II³ ausgehandelt worden, dass die Reisegruppe auf direktem Weg die Heimreise anzutreten hatte. Das Boot musste mithin wohl oder übel in steiler Steigfahrt der Oberfläche zustreben. – Eine äußerst ungünstige Position für die Flüchtlinge, von denen sie die meisten wohl erst einmal begleiten würden.

Denn wo sollten sie hin? Ihre Wohnungen waren inzwischen besetzt oder zerstört, hatte der Bogen herausgefunden, das ganze Netz der Verschwörung war aufgefliegen. Die Rebellion war im Keim erstickt worden. Es bliebe ihnen kaum etwas anderes übrig, als um Asyl zu bitten.

Langfristig war vielleicht an eine Koloniegründung zu denken. Doch dies war erst einmal ferne Zukunftsmusik.

„Wenn wir einen Teil des Bootes fluten, wie viele von den Unseligen dort draußen könnten wir im Höchsthalle wohl aufnehmen?“ - überlegte Adrian Humberdijk und dachte auch gleich an die Wasserkapazität und die Versorgung mit künstlichem Sauerstoff, die freilich kaum ein Problem darstellen würde.

Der Kapitän stutzte ob des ungewöhnlichen Ansinnens. „Wir selbst müssen freilich auch irgendwo bleiben“, ergänzte Scholasticus, dem bereits dämmerte, worauf Adrian hinaus wollte. Sicherlich misstraute er dem Frieden. Bisher war die Flucht einfach zu glatt gegangen. Hunderte von Leichen, die plötzlich zum Leben erwachen, und niemandem fällt etwas auf! Das war selbst in der tiefsten, sepiablauen Nacht ziemlich unwahrscheinlich.

„Wenn wir die Mannschaftsmesse ganz fluten und alle anliegenden Kabinen der Passagiere, dann hätten wir allein durch das Wasser das zulässige Gesamtgewicht bereits erreicht. Jedes Kilo darüber hinaus wäre der Steigfahrt abträglich. Andererseits haben wir noch nie einen wirklichen Extremtest mit der braven Nautilus durchgeführt.“ –

„Das muss das Boot abkönnen“, murmelte der Steuermann, ein U-Bootfahrer von altem Schrot und Korn.

„- Also, gut – **alle**, wir nehmen sie **alle** an Bord. Aber sie werden sich quetschen müssen wie die Sardinen in der Dose. Wird kein Zuckerschlecken, für keinen von uns.“

„Und dann voller Schub, haste nich, was kannste“, der Ingenieur wiegte bedenklich den Kopf. „Dass uns mal bloß nicht die Turbinen um die Ohren fliegen.“

„Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!“

„Denn man tow.“

Die Seeleute nickten einander zu. Schotten knallten, eilig wurde alles Gepäck in die belüfteten Räume verbracht. Danach hieß es zum letzten Male „Schotten dicht“ und der hintere Teil des Rumpfes wurde hermetisch abgeriegelt. Die Flutventile wurden geöffnet und das Wasser strömte in die Decks während die Luft gurgelnd entwich. Das Boot sackte merklich durch.

„Schraube ansteilen, verdammt noch mal“, schrie der Kapitän „und etwas Power auf die Welle, wenn ich bitten darf.“ Der Maschinist reagiert blitzschnell und das Boot machte einen

Satz nach oben, doch das einströmende Wasser glich den Schub alsbald aus. Hoffentlich war draußen nichts passiert, beteten die Passagiere. Die Mannschaft war zu beschäftigt um sich solche Gedanken zu machen.

„Wann können wir damit beginnen, die Flüchtlinge zu übernehmen“, fragte der Kapitän seinen Ersten Ingenieur. „Frühestens in fünf Minuten.“ - „Wir fluten, was das Zeug hält“, brüllte der Maschinist an dem Steuerpult. „Denn man tow“, knurrte der Steuermann erneut und wies hinaus in die Nacht, wo bedrohliche Schatten an Steuerbord rasch näher kamen.

„Die Haifische“, flüsterten die Passagiere bang. „Seht nur, die Haifische kommen wieder.“

„Hintere Luftschleuse öffnen, aber dalli, wenn ich bitten darf. Immer im Zehnerpack. Und los jetzt, hoffentlich begreifen die den Ernst der Lage.“

Die Rebellen begriffen! Auch ihnen entgingen die drohenden Schatten keineswegs. Als die vorgesehene Kabine gänzlich geflutet war, konnte die Schleuse umstandslos geöffnet bleiben. Und die Meermenschen schlüpfen einer um den andern blitzschnell durch das enge Nadelöhr, um sich im Innern des Bootes so schmal wie möglich zu machen und sich ein Plätzchen an der Außenwand zu suchen. Es wurde eng und enger. Hatte man sich verrechnet? Noch immer hing vor dem Schott eine Traube von gut 40, 50 Leibern und die Haie waren fast heran.

Noch einmal versuchte sich der Bogen mit seinem Schutzschild.

„Die Passagierkabinen, jemand hat vergessen, die Türen zu öffnen, wie sagen wir das denen jetzt?“ - schrie der Ingenieur, der von Telepathie nichts wusste, denn kaum waren seine Worte verhallt, da wurden drinnen alle Türen aufgezerzt, was gegen den Wasserdruck ziemlich schwierig war.

Das Verteilen erging von Neuem. Die stumpfen Hainasen beulten den Schutzschild, Stricke, von geschickter Reiterhand geworfen, legten sich um den Rumpf des Bootes.

„Schneller, schneller jetzt, wir müssen weg hier“, schrie der besorgte Kapitän. Die letzten Rebellen schlüpfen draußen durch die sich schließende Luke. „Volle Kraft auf alle Wellen, höchster Schub, lass sie kommen die Babys“, schrie der Ingenieur und der Maschinentelegraf ratterte. Ein Zittern ging durch den Rumpf. Nieten knallten.

Die Haltetaue, mit denen die Truppen versuchten, die Flucht zu vereiteln, knirschten. Das Boot hob sich in seinem Gefängnis, zerrte, taumelte mit wimmernden Schrauben. Wild schäumte das Wasser achteraus. Die Haltetaue dehnten sich wie Gummiseile. Das erste zersprang mit peitschendem Knall und hieb eine Beule in die zum zerreißen gespannte Außenhaut. Wieder tat das Boot einen Sprung, doch noch hielten die restlichen Tauten.

Der Steuermann winkte dem Maschinisten ein wenig Power nachzulassen, „lass das Boot etwas durchsacken. - Noch Mal volle Pulle jetzt“, schrie er und wieder tat das Boot einen gewaltigen Satz. Weitere Peitschenknalle, Einschläge, wenn da mal nichts zu Bruch ging! Und dann der befreiende Sprung. „Up up and away, wir sind frei, kommen klar jetzt von Halteleinen. Geschwader achteraus, bleibt zurück, geben auf..“

Unter ohrenbetäubendem Tosen strebte die Nautilus der Oberfläche entgegen, wenn sie auch eher taumelte, denn raste. Je weiter sie dem Druck der Tiefe entwich, um so stabiler und schneller wurde sie, der Schub hielt ja unvermindert an, während die von außen drückende Kraft geringer wurde.

„Sie haben vergessen, den Sauerstoffsprudler einzuschalten“, schrie Arundelle plötzlich, denn die hatte Signal von ersten Erstickungszuständen achten erhalten.

Auch die Atemluft war knapp geworden, alle schwitzten, sei's vor Aufregung, sei's der Hitze der Steigfahrt wegen.

Eilig drückte der Ingenieur einige Köpfe und die Spannung ließ nach, sowohl hier vorn als auch achtern bei den Rebellen, als alle tief durchatmeten. „Oberfläche zehn Faden recht voraus“, meldete der Lotgast. „Recht so, ein Strich nach Steuerbord aufkommen“, befahl der Kapitän dem Rudergänger. „Oberflächenpeilung alle dreißig Sekunden jetzt“, brüllte er nach vorn in die Bugkanzel. „Bei zehn Fuß klar zum Auftauchen, alle Mann auf Station.“

Das war leichter gesagt als getan. Das Boot verhielt sich wie ein Korken. An reguläre Überwasserfahrt war mit diesem Trimm nicht zu denken. Es galt, eine schnelle Entscheidung zu fällen.

„Kann mir jemand sagen, wie's jetzt weiter gehen soll?“ - fragte der Kapitän und blickte die Professoren auffordernd an, die sich eng um die Kommandobrücke drängten. In der Aufregung hatte sich niemand überlegt, was geschehen sollte, wenn man die Oberfläche erreicht hatte.

Dabei war das dünne Oberflächenwasser keinesfalls unproblematisch für die Meermenschen, deren Druckausgleichssystem zwar enorm flexibel war, so dass sie selbst dem größten Druck der Tiefe schadlos widerstanden, doch an der Oberfläche bestand die Gefahr unkontrollierter Aufdunstung.

„Wie wär’s, wenn wir unsere Gäste zu dem unterirdischen Riff der Insel der Convioren bringen“, schlug Adrian vor. „Dort herrscht ein erträglicher Druck, immerhin wächst der Kegel aus dem tiefen Grund und geschützt ist die Gegend auch. In den Höhlen unter der Insel muss man eher Sorge tragen, sich nicht zu verirren. Da sind sie sicher und können erst einmal in Ruhe die nächsten Schritte planen.“

Der Kapitän beugte sich bereits über seine Karten und murmelte konzentriert vor sich hin. Er rief den Steuermann und gemeinsam versuchten sie, einen Kurts abzustecken. „Geht nicht, wir kriegen den Trimm so nicht geregelt, wir sind schon viel zu nah der Oberfläche. Weiter unten hätten wir versuchen können, die Nase ein zwei Grad zu drücken, um so in Schräglage in etwa die Position der Insel anzupeilen. Hilft nix, die müssen raus, dann kommen wir mit dem Achtersteven vielleicht hoch. Wenn das nichts nützt, muss das Wasser auch noch raus.“

Der Bogen und Arundelle vermittelten die Nachricht weiter. Den Rebellen blieb ohnehin wenig Auswahl. Der Vorschlag, sich zunächst im Schutz der kleinen Insel zu sammeln und weitere Schritte zu planen, gefiel ihnen nicht schlecht.

Denn aufgeben wollten die meisten keineswegs. Sie waren schmachlich verraten worden. An ihrer Unzufriedenheit und der Schmach änderte sich durch die Flucht deshalb nichts. „Rückschläge gehören zu einem Aufstand“, lautete die trotzig Parole unter der sie sich anschickten, das enge Boot zu verlassen, um sich draußen erst einmal zu akklimatisieren und den inneren Druckausgleich zu suchen, so vergleichsweise kurz unter der Oberfläche wie sie waren.

Von der Last befreit, ließ sich die Nase des Bootes immerhin um einige Grade drücken, aber die Waagrechte war so noch nicht erreicht. Der Kapitän gab Befehl nun die gefluteten Räume zu leeren, was mit Hilfe von Druckluft aus den Kompressoren gelang.

„Außenbords auf dreißig Fuß frei und dann anblasen“, kommandierte der Erste Ingenieur. Die Rebellen drängten eilig aus dem genannten Radius und brachten sich in Sicherheit. Sie waren gehalten, sich dem Schiff auf dem Kurs zur Insel anzuschließen.

Einige allerdings zogen es vor, sich schon einmal auf den Weg zu machen.

Das Wasser presste schäumend aus den Ventilen als die Kompressoren mit voller Kraft arbeiteten. Langsam hob sich der Achtersteven und das Boot näherte sich der Waagrechten.

„Fahrt aufnehmen, Kurs Nordnordosteinviertelost“, kommandierte der Kapitän. Der Rudergänger ließ das Ruder kreisen bis der gewünscht Kurs anlag. „Halbe Kraft auf Backbordturbine. Ausguck in die Heckkanzel, Meldung wenn klar von Begleitschwarm.“

Die Schotten wurden mühsam aufgedrückt. Ein Schwall des restlichen Wassers schwappte um die Füße der Passagiere, soweit sie nicht die Treppchen zum Kommandostand erklommen hatten. Das schlammige Wasser floss zäh in die Bilge ab und wurde von den Lenzpumpen sogleich außenbords gedrückt.

Durch den schmutzigen, nassen Raum tastete sich der Mann nach achtern zur Heckkanzel. Der Schwarm der Rebellen folgte dem Schiff wie eine Schleppe, gut hundert mochten es sein. Sie hielten sich von den Schrauben klar und so gab der Heckgast grünes Licht für freie Fahrt nach Mitschiffs zum Kommandostand unter dem breiten von Stabilisatoren gesäumten Turm.

Der Kapitän gab das Kommando zum Auftauchen. Und das Boot durchstieß alsbald die Wasseroberfläche. Die Luken wurden geöffnet. Als erster kletterte der Kapitän in die freie Brücke, welche die ausladende Kanzel des Turms bildete.

Alle notwendigen Navigationsgerätschaften wurden alsbald ausgefahren. Ein hektisches Treiben verwirrte die nachdrängenden Passagiere, die sich immer wieder beiseite gestoßen fühlten und sich recht unnütz vorkamen. Vielleicht war es doch besser, unten zu bleiben.

Wenige Minuten nach dem Auftauchen kam ihr Ziel in Sicht. Der Morgen dämmerte bereits, und die ersten Sonnenstrahlen stachen über die Kimm den Horizont herauf. Die Luft über dem nachtkühlen Meer war frisch, eine leise Dünung rollte von Süd heran. Ein Bild des Friedens bot sich dem Auge des Betrachters.

Der Schein trog. Einer drohenden, dichten Wolke gleich, schoben sich die Verfolger heran. Die Truppen aus Melisandrien gaben nicht auf. Würden auch die Haie soweit herauf getrieben? Wagten die Milizionäre der königlichen Garden sich mit ihnen soweit von ihrer Basis fort?

Der Posten in der Heckkanzel hatte zum Glück scharfe Augen und versah seinen Dienst gewissenhaft. So verblieb eine geraume Weile, um Gegenmaßnahmen zu überlegen und zu ergreifen.

Eile war geboten. Nur noch wenige Meilen bis zum rettenden Riff. Das Boot fuhr eine Wende, um die Gejagten ziehen zu lassen, die, so schnell sie es vermochten, voranstrebten. Den Kurs brauchte ihnen niemand zu stecken. Sie fühlten den Schutz förmlich, erahnten die dunklen Gewölbe der Vulkanschlote, in denen sie in Sicherheit wären.

Weisheitszahn lag querab an Backbord. Die Zacken der Heimatinsel stachen schwarz und vertraut in den grauen Morgen. Zur Not fänden die Flüchtlinge auch hier bereits Zuflucht, überlegten die Professoren als der Heckbeobachter das rasche Nähern der Haimiliz ankündigte. Diese hatte also nicht aufgegeben.

Sollte man offen auf Konfrontationskurs bleiben? Vielleicht konnte man sich bis zu diesem Zeitpunkt noch irgendwie herausreden. Das Manöver war wohl unentdeckt geblieben, mit dessen Hilfe es gelungen war, dem ersten Zugriff zu entweichen. Niemand würde beweisen können, dass die Rebellen in dem U-Boot geflüchtet waren. - So etwas war an sich undenkbar und technisch einfach nicht zu erklären.

Wenn nun aber die Schule den Rebellen offen Zuflucht gewährte, erklärte sie Melisandrien gleichsam den Krieg. Das durfte nicht sein. Dafür konnte niemand die Verantwortung übernehmen. Zumal Adrian noch immer gehörige Zweifel an den Motiven der Aufrührer hegte und keineswegs von der Rechtschaffenheit ihrer Motive überzeugt war. Erst einmal musste er mit dem König sprechen, soviel stand für ihn fest. Erst wenn dieser sich ihm verweigerte und zu keiner Aussprache bereit war, würde er seine Haltung grundsätzlich überdenken.

Seine Überlegungen leuchteten den Kolleginnen und Kollegen ein. Wo immer sie auch standen, auf welcher Seite ihr Herz auch schlug, soviel Fairness musste sein. Es gab immer zwei Seiten und beiden müssten sie Gehör gewähren. Erst dann war ein Schluss möglich.

„Schaffen sie es?“ - der Kapitän, an den die Frage gerichtet war, wiegte bedenklich den Kopf. „Wird knapp“, antwortete er und beugte sich erneut über seine Berechnungen. „Einen kleinen Zahn müssten sie schon zulegen – nur um ganz sicher zu gehen. Und die Verfolger dürfen nicht mehr aufdrehen. Wie’s aussieht, preschen die in Höchstfahrt heran.“

Arundelle signalisierte, dass die Schwächeren unter den Flüchtenden bereits jetzt dabei waren, schlapp zu machen. „Können wir nicht noch einmal tauchen und es noch mal mit dem Schutzschirm probieren?“

„Zu offensichtlich“, wandte Adrian ein und schüttelte heftig den Kopf. Der Ruf der Schule stand auf dem Spiel und ein Zweifrontenkrieg in dieser angespannten Situation wäre das endgültige Aus. Schon jetzt war die Lage verfahren genug. Melisander hätte allen Grund, das Verhalten des U-Boots und seiner Besatzung als feindliche Kriechhandlung zu werten.

So eilten die Rebellen, so schnell sie konnten, voran. Einige Nachzügler freilich schlüpfen unbemerkt zwischen die Klüfte von Weisheitszahn, gerade als das U-Boot sein Wendemanöver machte, um gegen die heranrückende Miliz Front zu machen, was sich nach dem kurzen Ratschluss der Professoren an Bord nun allerdings verbat.

So leitete der Kapitän stattdessen ein umständliches Anlegemanöver ein. Das Boot müsste ohnehin ins Dock, daran bestand kaum Zweifel. Und so umkurvte er die Insel zu gut dreiviertel, was zur Folge hatte, dass die nachrückende Miliz einen viel weiteren Bogen zurückzulegen hatte, um mit dem Boot nicht auf Kollisionskurs zu geraten.

Dies verschaffte den Flüchtenden die nötigen Sekunden, die es ihnen ermöglichten, ihren Vorsprung zu halten. Gerade in letzter Sekunde schlüpfen sie zwischen die Felsgrotten der Conversioreninsel, wo sie zitternd und heftig pumpend in völliger Erschöpfung verharrten, während draußen der grimmige Feind gegen die unüberwindlichen Mauern des Riffs anstürmte.

Doch zum Verschnaufen blieb wenig Zeit. Die Reiter waren nicht minder fähig, sich zwischen die Spalten zu schieben, wenn auch einzeln und ohne schwere Waffen, was den Kampf Mann gegen Mann ausgewogen erscheinen ließ.

Zahlenmäßig waren sich die Gegner ebenbürtig. Das schien auch der Anführer der Miliz einzusehen. Statt des Zeichens zum Absitzen, gab er Befehl zum Rückzug. In sicherer Entfernung beobachtete er die Eingeschlossenen und sandte Boten zur Basis, um über den Stand der Dinge Bericht zu erstatten.

29. Ein Verdacht verdichtet sich

Die Eingeschlossenen waren nicht weniger ratlos als ihre Verfolger. Immerhin saßen sie in sicherem Unterschlupf und konnten jederzeit in den tiefen Höhlen verschwinden. Sogar an Nahrung herrschte kein Mangel. Algen wuchsen hier nahe der Oberfläche üppiger und allerlei Lebewesen des Riffs, große und kleine - fanden in Nischen und Spalten, in dunklen Grotten und schillernden Teppichen, denen sie sich anzupassen verstanden, die Geborgenheit der See. Und auch wenn diese Geborgenheit niemals vollständig und stets auch trügerisch ist, so vermittelt sie doch ein Gefühl von Heimat.

Die Eindringlinge mussten folglich mit heftigen Attacken rechnen. Nicht nur wehrlose Kleintiere, auch giftige Moränen, Kraken und Rochen fühlten ihr Revier bedroht. Andere als Abwehrinstinkte aber wurden alsbald ebenso wach. Einige unbedachte Eindringlinge mochten in ihrer Aufgeregtheit wohl achtlos Seegurken gepflückt, sich gar auf den Eingang einer Krakenhöhle gesetzt, oder das Gelege eines Seeteufels aufgerührt haben.

Die große Masse aber atmete den Dunst der Gehetzten aus, was den wehrhaften Einwohnern des Riffs ein deutliches Gefühl von gönnerhafter Überlegenheit vermittelte. Stumm und vielleicht deshalb um so flehentlicher um Schutz ersucht, gewährten sie Schutz. Die Rebellen begriffen schnell. Sie konnten nicht ewig die Eingänge kontrollieren. Vielleicht enterte ein Kommando bereits das Riff auf gegenüberliegender Seite? Sie waren auf Hilfe angewiesen.

Vor den Haien war man einigermaßen geschützt durch die schmalen Eingänge, durch die sich keiner der zahnbewährten Mörderbestien drängen konnte.

Inzwischen stand fest, dass viele Nixen fehlten. Sie hatten auf der rasenden Flucht schlapp gemacht. Sie wurden in den Riffs der Insel Weisheitszahn vermutet. Nun hoffte man irgendwie auf Wiedervereinigung. Wie sonst sähe eine Planung auch aus? Gemeinsam nur fühlte man sich in dieser Schwäche stark. Die Kraft kam aus dem Bewusstsein. Die Sicherheit stammte von der höheren Gerechtigkeit ab, der man sich verpflichtet wusste.

Die Ungewissheit über den Verbleib der Nixen und Seefrauen zerrte zusätzlich an den Nerven der ohnehin gestressten Männer. Als nun aber aus der Ohnmacht unversehens Hilfe entsprang, erholte sich die verlorene Schar. Das Riff selbst stellte sich schützend vor die Gejagten und schnell unterschied es zwischen Verfolger und Verfolgte.

Ein Tag musste verstreichen, den die Haimänner ablauerten, weiter draußen, wo sie sich den Blicken der Verfolgten entzogen. Die Verfolger fühlten sich unruhig und unwohl, so nahe der Oberfläche. Sie waren der Gefahr von oben stets gewärtig und litten unter dem verminderten Wasserdruck.

Als sich die Nacht wieder herabsenkte, war von der Haimiliz nichts mehr zu sehen. Rebellenpäher erkundeten vorsichtig die angrenzenden Gefilde. Auch von den angestammten Riffbewohnern wurde der Abzug vermeldet. Gleichwohl konnte man nie sicher sein. Zu schnell preschten die Raubfische heran. Immer noch doppelt so schnell wie der Geübteste unter den Schwimmern.

Die Stunden verstrichen in steter Dunkelheit. Wer aus eigener Kraft nicht leuchtete, den hatte das Licht verlassen. In solcher Finsternis vermochten Laute unvergleichlich weit tragen. Gleichwohl konnte ein geübtes Raubtier der Meere aus tieferen Wasserschichten jählings heraufschießen, unentdeckt zuvor, mit winzigem Flossenstreich auf unerlauschter Schleichfahrt.

Der Tag müsste erst grauen, zuvor war an eine Zusammenführung der geteilten Rebellen nicht zu denken.

Auf der Insel Weisheitszahn war vor allem Adrian froh über die Entlastung. Die Conversionsinsel lag immer noch nah genug, gehörte irgendwie zu dem Schulfels hinzu. Aber man konnte doch abstreiten, konnte auf besondere Umstände verweisen. Die Insel war nun einmal sich selbst überlassen. Dafür war man nicht in die Pflicht zu nehmen.

Adrian Humperdijk würde die Dinge schon zurecht rücken, ganz bestimmt, hoffte Marsha Wiggles, die bange Direktorin. Auf ihn war noch immer Verlass gewesen, auch wenn ihm für diesmal das Unglück an den Fersen haftete.

Welch eine Katastrophe! Von allen Seiten stürmte das Unglück auf die gebeutelte Zwischenschule ein. Ausgerechnet von dieser Seite nun auch noch. Als ob die Anfeindungen seitens der Sponsoren, Elternschaft und Öffentlichkeit nicht schon genug waren.

Vom inneren Zwist und den Streitigkeiten ganz zu Schweigen, die sich über der Geltungssucht der Farben erhoben. Begnadung wurde zur Bedrohung, und Genie taumelte dem Wahnsinn entgegen.

Hierzu nun brachte Walter Botschaft von den Sternen heran. Ein geläuterter Walter traf auf die verstörte Reisegruppe, der man die durchstandenen Strapazen ansah. Arundelle wirkte fahrig. Kreidebleich und übernachtigt wie sie war, entbehrte ihre Rede der Kraft. Kein Bogen wusste mehr Rat. Dusterste dumpfe Vermutungen,

geistlose Ahnungen vom Schrecklichen, dass da in der Tiefe des Ozeans lauern sollte, verdrängten die Kaskaden der Kombination, wie man sie von ihr gewohnt war.

Walter verhielt Hoffnung. Sein Besuch beim Advisor ließ die Enttäuschten aufmerken. War Hilfe doch versprochen, Korrektur zugesagt? Der Verlauf der Geschichte war in guter und aufmerksamer Hand, nicht verlassen vom göttlichen Argusauge, das ja rückwärts zu schauen schien, wiewohl es doch so spielerisch mit der Zeit verfuhr, gleich wie der Mensch mit seinen Linien auf dem Zeichenblock umspringt. Ein berechenbarer handhabbarer Faktor war die Zeit hier.

„Der Advisor hat uns Hilfe zugesagt“, bekräftigte Pooty, und nickte Tibor. – Er war tief beeindruckt, von diesem ersten Ausflug in die Weiten des Alls.

„Der Advisor versprach uns, die Machenschaften von Malicius Marduk aufzudecken, insoweit diese dazu geeignet sind, den Lauf der Geschichte vor der Zeit zu verändern“, erklärte Tibor weiter – schon ganz im Stile der erfahrenen Zeitreisenden..

„Genauer war ihm nicht zu entlocken?“, Scholasticus und Arundelle blickten einander an. „Kein Hinweis auf entlegene Gefilde oder düstere Tiefen?“ Zu gerne hätte man wohl nun doch auch erfahren, was für ein Teufel den Machhabern Melisandriens in die Seelen gefahren war. „Vom Meervolk redete er wohl nicht?“

Es war nun an Tibor und Walter, Ratlosigkeit zu zeigen. „Ist vielleicht eine Interpretationsfrage“, warf Pooty behände ein. „Warum eigentlich nicht Tiefe und Meervolk? Nichts davon gesagt hat er jedenfalls auch nicht, nicht wahr?“

Pootys bemühter Versuch löste für dieses Mal keine Heiterkeit aus, dafür war die Lage zu bedrohlich. Was, wenn die Armeen aus der Tiefe mobil gegen die Zwischenschule machten? Hilfe von außen stand nicht in Aussicht. Niemand würde ihnen glauben. Man gäbe sich und die Schule endgültig der Lächerlichkeit preis.

„Wir müssen mit den Rebellen reden. Egal wie es um die steht“, riet Adrian kopfschüttelnd und Scholasticus pflichtete ihm bei.

„Vielleicht ergibt sich ja doch ein Anhaltspunkt. Der berühmte Funke, der das Pulverfass in die Luft fliegen lässt. Was war der Auslöser?“

„Das waren doch wir mit unsern Transparenten“, wandte Florinna kleinlaut ein, die sich die größten Vorwürfe machte, auf ihre kleine Schwester gehört zu haben. „Trotzdem“, griff Grisella ein, die wieder einmal die Diskussionsleitung inne hatte - „wir sollten das nicht so eng sehen, **uns** nicht so wichtig nehmen.“

„Adrian, sag du auch mal was“, fuhr Marsha Wiggles-Humperdijk ihren Mann an, der sich wie ein Hering wand, schon die ganz Zeit, aber nicht recht mit der Sprache rausrückte.

„Ich hab nichts konkretes zu bieten, nur mein Empfinden. Erst wollte ich's ja auf die Insel schieben, dass man vorbelastet ist von all dem Mist. Na, ihr wisst schon. - Ich komme da hin und bin immer wie neu geboren, trotzdem hängt einem der Alltag natürlich an, den kriegt man erst allmählich aus dem Kopf. Ja, es stimmt, ich sagte es mir nicht nur einmal, - ist auch nicht mehr das, was es mal war, hier unten, - wollt 's nicht wahrhaben, wer will das schon, schließlich, man lebt mit so was, lebt davon, das ist wie ein Lebenselixier, da will man sich nichts von nehmen lassen. So ging's mir jedenfalls. Das Gefühl war da. Etwas stimmt nicht, etwas ist faul im Staate Dänemark, im übertragenen Sinne, wenn ihr versteht...“

Die den Rebellen zugetanen Getreuen wollten nur zu gerne verstehen. „Etwas ist faul im **Staate** Dänemark“, das Zitat passte, so war's ihnen recht und wohl. Damit kam man auf sicheres Terrain.

„Hilft alles nichts, wir brauchen Klarheit“, warf Frau Wiggles-Humperdijk ein. „Adrians Gefühl in Ehren, auf das ich mich gern verlasse. - Wer, wenn nicht ich?“ - ergänzte sie mit einem vieldeutigen Augenaufschlag, „wir brauchen Fakten – möglichst von zwei Seiten.“

„Die Entwicklung da unten hat uns buchstäblich überrollt, - ging alles so plötzlich, da gab's auf einmal kein Bedenken“, Frau M'gamba rollte vielsagend die Augen, alle verstanden sie, niemandem im Boot war es besser ergangen.

Nur der Geistesgegenwart der Besatzung war es zu verdanken gewesen, dass die Flucht gelang. Wer weiß, was sonst mit ihnen geschehen wäre.

„Die Einmischung in seine inneren Angelegenheiten muss König Melisander uns erst einmal nachweisen.“ Adrian fühlte sich bemüßigt, immer wieder auf diesen Punkt hinzuweisen. Als ob die da unten nicht ebenso zwei und zwei zusammen zählen konnten. Aber an irgend etwas musste Adrian Humperdijk sich klammern. Seine zerrissene Seele schrie nach Schonung.

Er war nun einmal um Harmonie bemüht. Ausgleich, Vermittlung, Versöhnung waren seine Leitgedanken, daran richtete er sein Leben an der Seite seiner streitbaren Frau aus. Und damit war er gut gefahren, zumal er um sein persönliches Ventil wusste, das es ihm all monatlich erlaubte, ein wenig über die Stränge zu schlagen.

Die Entwicklung hatte ihn eingeholt. Bereiche seiner selbst, die niemals hätten zusammen kommen dürfen, türmten sich äußerlich vor und über ihm auf wie gewaltige zerstörerische Eisberge.

Hinaus zu den Rebellen schwämme es sich leicht. Wer aber wagte sich zurück in die Tiefe, hinab zu der unkalkulierbaren Bedrohung? Wer wollte schon gern als Haifischfutter enden?

Alle sahen einander an. Selbst Adrian stockte der Atem bei dem Gedanken. „Dies ist wieder einmal eine Gelegenheit, die Vorzüge des Traumreisens zu demonstrieren“, hob Marsha Wiggles mit einem etwas verächtlichen Seitenblick auf ihren Gatten hervor, dem es offensichtlich nicht einfiel, seine Pflicht zu tun.

Marsha Wiggles-Humperdijk bemerkte es nicht ohne Bitterkeit. Wie konnte er nur! Wem es einzig um die angenehmen Seiten des Daseins ging, der verfehlte die Herausforderung, die Gott den Menschen auf Erden stellt, befand sie.

Arundelle erschrak über soviel Härte. Solche Gedanken mochte man eigentlich nicht lesen müssen. Doch es war zu spät. Sie war nicht die Einzige, die sich wunderte. Hatte sich tatsächlich soviel Bitterkeit angesammelt in dieser nach außen so harmonischen Beziehung?

Corinia jedenfalls erbot sich, Boetie aufzusuchen, die sie unter den Rebellen wählte. Ihr Vertrauensverhältnis hielten die anderen ebenfalls für die beste Basis, möglicherweise dem Auslöser des Aufstandes auf den Grund zu kommen. Arundelle und Florinna würden sie selbstverständlich begleiten, daran ließen beide keine Zweifel aufkommen.

Widerwillig akzeptierten die drei Mädchen die Begleitung von Scholasticus, gleichsam als offiziellen Beauftragten der Zwischenschule.

Adrian Humperdijk schien nicht einmal im Traum daran zu denken, die Stätte seiner geheimen Sehnsüchte aufzusuchen, zumal nicht in Begleitung seiner Frau, die selbst zu dem König zu reisen gedachte, jedenfalls bot er seine Begleitung nicht an. Nicht einmal, als seine Frau von ihrer Pflicht als Direktorin der Zwischenschule sprach, sich dem König persönlich zu stellen.

„Es muss doch herauszufinden sein, was in die da unten gefahren ist“, rief sie voll flammender Empörung. „Haie auf Menschen hetzen, wo gibt’s denn so was? Welch krankes Hirn hat dergleichen nur erdacht?“

Marsha Wiggles erwartete in dem Kreis der Versammelten keine Antwort auf ihre Frage. Der Verdacht stand ohnehin im Raum,

vielleicht ließe er sich bei dem Besuch ja erhärten oder auch entkräften. Ganz gleich, wie es um die Wahrheit stand, sie würde die Lage nicht einfacher machen. Aber wenigstens besäße man danach Klarheit und könnte sich darauf einstellen. Immerhin war es gelungen, die Dämonen von der Insel Weisheitszahn zu vertreiben. Warum nicht auch aus Melisanders Reich?

Konnte es sein, dass die Miserioren, statt in ihre angestammte Welt, in die Tiefe gefahren waren, um nun die Meermenschen mit ihren bösen Einflüsterungen heimzusuchen? Die völlig unvorhersehbaren Ausbrüche von Gewalt und Heimtücke auf beiden Seiten, deuteten darauf hin, soviel glaubte Marsha bereits sehen zu können.

Sie fühlte sich bei ihrem Schluss durch Grisella und Frau M'gamba bestärkt, denen sich ein ähnlicher Eindruck aufdrängte. Aus ihrer Sicht spielte es gar keine so große Rolle, welche der beiden Seiten nun von Marduk und den Miserioren besessen war. Letztlich spielte dies beinahe eine untergeordnete Rolle. Barg doch der Konflikt als solcher die tödliche Gefahr.

Adrians bemühte Versuche der Schuldzuweisung gingen nach Meinung der drei Professorinnen an der Bedrohung an sich vorbei. Es kam nun wirklich nicht darauf an, festzustellen, wer den ersten Stein geworfen hatte. Wenn es stimmte, was sich abzeichnete, dann kam eine ganz andere Gefahr für das Meervolk herauf.

Tödlicher, hinterhältiger und gemeiner als alles, was ihnen von den Erdlingen je an Leid geschehen war. Es ging darum, ihnen begreiflich zu machen, dass sie auf dem fatalen Wege waren, sich gegenseitig vom Angesicht der Erde zu löschen.

Marsha Wiggles-Humperdijk hoffte sehr, dass sie Kraft und Überzeugungskraft genug besaß, diese ihre Meinung zu vertreten und dem König richtig zu vermitteln.

„Oh Adrian, sei kein Narr, lass mich in dieser schwersten Stunde nicht allein“, rief sie ein wenig theatralisch. „Wir haben es mit Kräften zu tun, die weit über unser Vermögen hinausgehen, siehst du dies denn nicht?“

Adrian merkte auf, ob der Verzweiflung in der Stimme seiner Frau. Mechanisch nickte er, eifrig bemüht, ihr zu gefallen, wie es seiner Rolle entsprach, aber verstehen konnte er sie recht eigentlich nicht. Vielleicht lag es daran, dass er zu viel über die Verhältnisse wusste, die dort unten herrschten.

Er kannte die Wildheit des Meervolkes, die kaum bezähmte Raubtiernatur, die in vielen von ihnen lauerte. Sie zu entzünden

brauchte es nicht viel. Ein fremder Dämon bliebe immer ein schwächerer Gast, zumal, wenn er die angestammten Gefilde, die Ungeheuerlichkeiten und Geheimnisse der Tiefe nicht sein eigen nennen durfte.

Was wussten denn die Erdlinge von den Geheimnissen der Tiefe. Niemand machte sich auch nur einen Begriff von den unerhörten Befremdlichkeiten, ja dem namenlosen so ganz unirdisch anmutenden Grauen, welches die Tiefe barg und mitunter zum unvorstellbaren Grauen verschwiegener Zeugen frei gab.

•

• 30. Traumreise nach Melisandrien

Solange die Nacht noch währte, empfahl es sich - jedenfalls für die nach Melisandrien bestimmte Delegation - aufzubrechen, während die andere den Tag abzuwarten gedachte. Die Verhältnisse rund um die Conversioreninsel waren alles andere als übersichtlich. Bevor nicht wenigstens Tageslicht herrschte, verbäte sich eine wie auch immer geartete Reise in die verbotene Zone, welche die Conversioreninsel immerhin darstellte.

Der Schlaf gilt zurecht als die Mutter des Traums. Um wie vieles mehr trifft diese Einsicht auf Somnioren zu. Als bald lag das Ehepaar Humperdijk – das dazu bestimmt war, sich in das Reich der Tiefe zu begeben - in Morpheus Arm. Um genau zu sein, lag Marsha in dem Arm des Gottes aller Somnioren, Schläfer und gewöhnlichen Träumer, während Adrian wohligh die Arme seiner lieben Frau um sich fühlte. Anders hätte er nach all der Aufregung nicht einzuschlafen vermocht. Zumal deshalb nicht, als er sich autosuggestiv immer wieder seines Traumziels für diese Nacht zu versichern hatte.

Marsha erging es nicht viel besser. Sie war nicht minder aufgewühlt und zankte innerlich noch immer mit Adrian, ob er nun dafür konnte oder nicht. Und wie es sich ergibt, wenn Paare miteinander hadern, jedenfalls solche, die vom Bazillus der Gleichgültigkeit verschont geblieben sind, überwältigte sie als bald die Sinnenlust, der sie sich um so williger überließen, als diese sie ihrem Ziele nahe zu bringen verhieß.

In seliger Erschöpfung waren sie eingeschlummert und konnten die Reise zu ihrem Traumziel antreten.

König Melisanders Hof in Bermudia, der Hauptstadt von Melisandrien, befand sich auf der andern Seite des Globus. Sorgsam unter einem Tiefseeschelf versteckt, war sie allen neugierigen oberirdischen Forscheraugen bislang verborgen geblieben. Zumal in dieser Tiefe Lungenatmer schwerlich zu laborieren vermögen.

Nur dem Zufall war es anheim gestellt gewesen. Manche halten diesen auch für die göttliche Fügung, dass Adrian Humperdijk seinerzeit während des Weltkrieges - mehr tot als lebend - in großer Tiefe von einer der umherstreifenden Horden Abenteuer suchender Jugendlicher gefunden worden war. Sie machten sich einen Spaß daraus, das Krachen und Blitzen über sich gleichsam auf Logenplätzen zu verfolgen. Damals war der schreckliche oberirdische Krieg der Kontinente in vollem Gang, der auch an Adrian nicht vorüberging, ihn vielmehr gegen seinen Willen in seinen grausigen Bann zog.

„Jetzt verhält es sich beinahe wie damals“, dachte er im Erinnern an jene schrecklichen Zeiten.

Unter dem Meer sind träumende Somnioren kaum mehr als graue Schatten. Sie gewinnen schwerlich Kontur. Sie sehen aus, als würden sie jeden Augenblick zerfließen, - am ähnlichsten den Quallen vielleicht, jenen zarten schwimmenden Gebilden und Nomaden aller Weltmeere.

Unter gewöhnlichen Umständen verbat sich König Melisander den Auftritt von dergleichen zarten Gespinsten vor seinem Thron. Adrian zog es ohnehin vor, für Besuche seine Zeit der Conversion abzuwarten. Andererseits verbot die Entfernung ihm Bermudia, die königliche Residenz, aufzusuchen. Die Reise dauerte von Australis aus immerhin wenigstens sieben Tage. Vollmond-Phasen aber endeten spätestens nach fünf Tagen.

Wollten die beiden Freunde einander also sehen, dann blieb Adrian nichts anderes übrig, als die offiziellen Staatsbesuche des Königs in Australis abzuwarten. Und diese Besuche mussten wiederum mit seinem Zyklus übereinstimmen, oder aber musste Melisander es hinnehmen, mit dem gallertartigen Abziehbild seines Freundes Adrian vorlieb zu nehmen. So wie dieses Mal auch.

Der Zeitpunkt des Eintreffens der Delegation aus der Zwischenschule hätte ungünstiger kaum sein können. Die Vorgänge in der abtrünnigen Kolonie beschäftigten den gesamten Hofstaat und die ganze Regierung, wie sich denken lässt.

König Melisander war seit zwei Tagen nicht aus den Kleidern gekommen. Boten hasteten hin und her, Melder überbrachten eine Depesche nach der anderen. Das Visaphon stand keinen Augenblick still und dazu tagte der regierende Hofrat in Permanenz, dem der König selbstverständlich vorsah.

Alle staatstragenden Entscheidungen liefen bei ihm zusammen. So war der Staat organisiert. Trotzdem oder gerade deshalb, entglitten dem einsamen Machthaber die Fäden, die er in fester Hand zu halten vermeinte. Er war auf die Meldungen aus der Kolonie angewiesen, musste seine Entscheidungen aufgrund vager Verdachtsmomente fassen und Befehle geben, die er so vielleicht niemals gegeben hätte. Vieles wäre wohl anders gekommen, hätte er die Tragweite mancher Entscheidungen übersehen.

Hinzu kam die Aufregung und alsbald die Erschöpfung, vom Ärger ganz zu schweigen. In ihm paarte sich angeborene Empfindlichkeit mit Erbitterung darüber, von den Kolonisten nicht etwa geliebt, sondern so gründlich missverstanden zu werden. Seine ererbte Dünnhäutigkeit war im Laufe seiner Regierung nur immer schlimmer geworden war.

Freunde, wie Adrian Humperdijk, die sich als einzige wagten, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Viele gab es davon nicht mehr. – Um genau zu sein - **keiner** war mehr übrig, außer Adrian Humperdijk. Alle anderen waren verschollen, oder hatten sich aus dem Leben des Königs verabschiedet, soweit sie nicht zu Tode gekommen waren.

Melisandrien war ein raues hartes Land, das sich seiner brutalen Umwelt allzu gut angepasst hatte! Da lag so manches im Argen, vom Reformstau gar nicht zu reden, der wie die schmutzige Bugwelle im versandeten Fluss, das Staatsschiff alsbald zum Stehen zu bringen drohte.

„Du wagst es, in meine Nähe zu kommen?“ - polterte König Melisander los, als Adrians Schatten vor ihn hintrat. „Nach allem was du mir angetan hast? – Fraternierst mit den Aufständischen, hetzt das Volk gegen mich auf. Ein schöner Freund bist du!“ Dem müden

König traten tatsächlich Tränen in die Augen. So hatte selbst Adrian den Monarchen noch nicht kennen gelernt.

„Auch Nero soll sentimental gewesen sein und war doch ein grausamer Despot“, kam es seiner Frau in seiner Begleitung in den Sinn. - „Rückgrat zeigen, Adrian“, wisperte sie ihrem Mann ins Ohr. Immerhin hatten sie einige Fragen. Wenn die nicht halbwegs befriedigend beantwortet würden, gäbe es in Zukunft nicht mehr viel zu bereden.

„Königliche Hoheit, ich stehe hier als Vertreter der Zwischenschule. Meine Frau und ich sind auf Beschluss des Konzils abgeordnet worden, Auskünfte über die Umstände eines schwerwiegenden Zwischenfalls einzuholen, der den Charakter eines ersten Konflikts anzunehmen droht.“

„Da ist mir aber etwas anderes zu Ohren gekommen“, erwiderte der König. „Mir liegt ein Bericht der zuständigen Behörden vor, dass Sie sich eklatant in unsere inneren Angelegenheiten eingemischt haben, indem Sie eine freundschaftliche Mission dazu nutzten, Unfrieden zu stiften, das Volk von Australis aufzuhetzen und die Rebellion gegen die Krone zu schüren. Damit nicht genug, gewährten Sie den Auführern Schutz und ermöglichten ihnen mit Hilfe zutiefst verwerflicher zauberischer Manipulation die Flucht. Darüber hinaus soll sich die aufrührerische Armee, oder doch Teile davon, in Ihrem Hoheitsgebiet befinden. Deshalb knüpfen wir jeden Dialog an **eine** Bedingung. Diese lautet: sofortige Auslieferung aller unter Ihrem Schutz befindlichen Rebellen.“

Adrian holte seine Notizen aus der Tasche seines Schlafanzugs. Zum Glück für ihn war die imaginäre Tinte auf dem imaginären Papier dem Wasser nicht zugänglich. Mit forscher Stimme las er also den zweiten Punkt seines Auftrags herunter, ohne sich groß um die Rede des Königs zu kümmern.

„Sollten Sie nicht Willens oder in der Lage sein, unsere Zweifel zu zerstreuen, dann interpretieren wir dies als Zeichen fortgesetzten, provokativen Unfriedens. Wir sähen uns gezwungen, die diplomatischen Beziehungen abubrechen und darüber hinaus jedweden Austausch zwischen dem Staat Melisandrien und seiner Staatsführung einerseits und Mitgliedern der Schulgemeinschaft andererseits zu unterbinden. Ferner sähen wir uns, was das Verschwiegenheitsdekret angeht, nicht länger in der Pflicht.“

Adrian fuhr damit das stärkste Geschütz auf, das wusste er wohl. Melisandrien gehörte zweifellos zu den best gehütetsten Geheimnissen des Universums. Niemand außer Adrian Humperdijk und einige wenige von ihm eingeweihte Erdlinge wussten um die Existenz des Meervolks.

Der König stutzte. Misstrauisch schaute er in Adrians zornbebendes Gesicht. Vielleicht wäre es doch unklug, das Gespräch allzu schnell zu beenden. So müde er auch war, und so ausgepumpt er sich fühlte. Hinter dem Kopfschmerz hämmerte ein heftiges Warnsignal. Vielleicht sollte er sich die Fragen seines Freundes doch lieber anhören.

„Auch wenn für mich an der Sachlage kein Zweifel besteht, so sollst du dennoch Gelegenheit bekommen, Antworten auf deine Fragen zu erhalten“, entgegnete König Melisander einlenkend.

Darauf hatte Adrian nur gewartet. Er zog einen weiteren wasserdichten Zettel hervor, der ebenfalls mit wasserunlöslicher Tinte beschrieben war und ratterte den Katalog von Thesen herunter, den Boetie Corinia überlassen hatte.

Die Thesen lasen sich wie das Freiheitsmanifest der Französischen Revolution, woher sie vielleicht sogar stammten. Wer hatte da bei wem abgeschrieben? - fragte Adrian Humperdijk sich, dessen konventionelles Unterrichtsfach zufällig die Geschichte war.

Er las: „Erstens: Frei wird der Mensch geboren, doch überall liegt er in Ketten. Das heißt...“ Adrian ließ eine ausführliche Erklärung über die Bedeutung dieses Satzes und die daraus zu ziehenden Schlüsse im Politischen folgen.

Um sich dann dem nächsten Punkt zuzuwenden, den er gleichermaßen umständlich auslegte und erläuterte, darauf den dritten, dem folgte der vierte und fünfte. Weiter aber kam er nicht.

Der König gähnte seit geraumer Zeit, erst verstohlen, dann immer unverhohlener. Marsha stieß ihren Mann an. Der König kämpfte offensichtlich mit dem Schlaf. „Ich glaube nicht, dass dies ein so günstiger Zeitpunkt für das Verlesen eines Freiheitsmanifestes ist“, flüsterte sie.

Adrian merkte auf und als er schwieg, schreckte auch König Melisander aus seinem Schlummer empor. Die monotone Stimme

seines menschlichen Freundes wirkte auf sein Gehirn gar zu einschläfernd.

„Nur weiter“, murmelte er und ein versonnenes Lächeln umspielte seine Lippen, die nun ihre Grausamkeit ganz verloren hatten. „Eure Märchen hört man immer wieder gern!“

„Nun gut“, entgegnete Adrian und versuchte, seine Stimme zu festigen. „Ich komme zu den Fragen des Konzils wegen des Zwischenfalls.“ Ingeheim hatte er Angst vor den Antworten. Was wäre, wenn Melisander persönlich hinter allem stand? Aber erst sollte er versuchen, herauszufinden, wie weit Melisander mit den Vorgängen vertraut war.

Zunächst fragte er deshalb, weshalb die Einladung für den Besuch zu diesem Zeitpunkt ergangen war. Schon diese Eingangsfrage brachte zu Tage, was Adrian erhofft hatte. Der König wusste nichts von einer Einladung. Ihm sei davon nichts bekannt. Er habe angenommen, ein Besuchsantrag sei von der Schule ergangen und auf dem üblichen Behördenweg bearbeitet worden.

Darauf hin erläuterte Adrian die Situation, die zu dem Wunsch geführt hatte, welcher indessen seltsamerweise zeitgleich mit der ergangenen Einladung aufgekommen war.

„Wir sind auf der Suche nach einem Unruhestifter, und weil wir aus dem Unterwasserreich so einiges hörten, dachten wir, es könnte nicht schaden, auch einmal hier unten nachzusehen und dabei gleich ein wenig mehr von dem Leben dort kennen zu lernen. Man kann sich als Erdling nicht allzu viel dazu vorstellen.“

Doch mit dem Kennenlernen war's nicht viel. Kaum waren wir angekommen, gerieten wir in Tumulte, wurden beschimpft, gegängelt und schließlich interniert. Dabei wurden wir Zeugen von schrecklichen Massakern. Wir konnten nicht tatenlos zusehen als die verlorenen Seelen bei uns anklopfen, die wir in unserem U-Boot in Sicherheit saßen, während draußen der Tod fürchterliche Ernte hielt und die Elenden zu Duzenden niedermähte. Mit der Dunkelheit machten wir uns davon und flohen den ungastlichen Ort. – Soweit in groben Zügen unsere Geschichte. Die Unruhestifter, die wir suchten, konnten wir begreiflicherweise in diesem Tumult nicht finden.“

Der König machte ein betroffenes Gesicht. Er winkte einen seiner Höflinge zu sich, flüsterte ihm heftig ins Ohr, bevor er sich wieder Adrian und Marsha zuwandte. „Ich kenne dich seit vielen

Jahren. Ich nannte dich meinen Freund. Dies also soll die Wahrheit sein?“

„Ich sagte bereits, in groben Zügen, sicherlich ließe sich das eine oder andere ergänzen und möglicherweise anders interpretieren“, schwächte Adrian vorsichtig ab.

Er hatte bewusst nichts über die Transparente gesagt und auch von heimlichen Treffen hatte er nichts erzählt. Und den Trick der Animationen, die Seelen und Leiber vorübergehend zu trennen, hatte er ebenfalls weggelassen.

Andererseits hatte er das bestialische Gemetzel desgleichen nur diskret angedeutet. Adrian war sich keiner Schuld bewusst. Marsha stärkte ihm erneut den Rücken.

„Vermutlich erleben wir gleich einen Augenzeugen“, flüsterte sie. Adrian schüttelte den Kopf. „Geht nicht, dafür war keine Zeit. Allenfalls überspielen sie uns eine Visaphonaufzeichnung.“

So war es auch. Ein Visaphontransmitter mit großem Schirm wurde hereingerudert. Als bald flimmerte das Geschehen, vielmehr das, was König Melisander als das Geschehen übermittelt worden war, über den Bildschirm.

Ausführlich kam dabei zunächst das gläserne U-Boot bei seiner Ausflugsfahrt ins Bild. Jede ihrer Stationen wurde deutlich gezeigt, vor allem die Besuche und Besichtigungsgelegenheiten waren minutiös dokumentiert worden.

Alle Kontakte zwischen der Touristengruppe und Angehörigen des Meervolks von Australis waren festgehalten worden. Bruchstücke der geflüsterten Unterredungen flossen gelegentlich ein und machten keineswegs ein günstiges Klima. Entweder waren die Mädchen, denn um diese handelte es sich in der Mehrzahl, äußerst leichtfertig gewesen, oder aber waren die Mitschnitte manipuliert worden.

Adrian bemerkte denn auch auftrumpfend, dass die Fähigkeiten zur Kommunikation einzig im nonverbalen Bereich angesiedelt seien, falls überhaupt, von daher könne er sich die geflüsterten Dialoge eigentlich nur als Fälschungen vorstellen. Marsha Wiggles-Humperdijk griff den Ball sofort auf:

„Völlig unlogisch, völlig unlogisch, ich protestiere aufs Schärfste“, rief sie.

Da erst wurde dem König bewusst, dass sich auch ihre Unterhaltung weitgehend ohne Worte gestaltete. Mit Traumfiguren ließ sich nun einmal nicht wirklich reden, das war klar, die drangen auf anderem Wege ins Gehör und Gehirn.

Sprachlich war von den Erdlingen ohnehin einzig Adrian fähig, die Sprache des Meervolkes zu verstehen. Wenn da nicht heftigstes Sprachtraining dahinter steckte, dann hatte Adrian recht.

Sollte an den Aufzeichnungen tatsächlich manipuliert worden sein? Der König wurde unsicher. Weshalb hatten die Verschwörer ausgerechnet die belastenden Passagen ihrer Unterhaltung in Worte gefasst? Das machte keinen Sinn, da hatte Adrian völlig recht. Was also wurde mit dem Band bezweckt? Weshalb wurde ihm etwas vorgemacht? Und vor allem, wer steckte dahinter?

War er hinters Licht geführt worden? Es sah ganz so aus. Die Rebellen würden sich wohl kaum selbst kompromittieren. Gab es Pläne für einen Staatsstreich? Sollte er durch diese sogenannte Rebellion nur abgelenkt werden? Sollte er öffentlich als unfähig vorgeführt werden?

Er bedauerte seine vorschnellen Entschlüsse zutiefst. Wozu hatte er sich hergegeben? Die Rebellion müsse im Keim erstickt werden, hatte es geheißt. Wer im Kronrat war da vorgeprescht?

Vergeblich versuchte der König, sich zu erinnern. Die Befehle hatte er eigenhändig unterzeichnet. Aber wer hatte sie ihm eifertig hingehalten? Wie, wenn nichts an den Gerüchten von einem Aufstand war? Hatte er dann nicht sinnlos Menschleben geopfert?

Wie ein Kainsmal würde ihm der grausame Haibefehl anhaften. Ganz gleich, was sich ergab. Selbst Schuldige durfte man auf so grausame Weise nicht bekämpfen, wie viel weniger Unschuldige.

Dem König verwirrten sich die Gedanken, ihm schwindelte. Er fühlte Schwäche, konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Die Schuld stand ihm ins Gesicht geschrieben. Adrian bemerkte ebenso wie Marsha die Veränderung, die in dem König vorging.

„Jetzt kommt es auf Schadensbegrenzung an“, signalisierte Marsha, die als erste die Tragweite von König Melisanders Dilemma begriff.

Auch die Höflinge bemerkten die Veränderung an ihrem König. Sie versuchten, die Gäste abzudrängen. Ärzte eilten herbei.

Anscheinend hatte König Melisander das Bewusstsein verloren. Adrian bekam keinen Kontakt mehr zu ihm. Es bliebe ihnen nichts anderes übrig, als sich davon zu machen.

Beide wollten sie zwar nicht in der Haut Königs stecken, doch der Gang der Ereignisse barg auch einen Hoffnungsschimmer. Dunkle Kräfte waren am Werk, soviel schien sicher. Der König war benutzt worden, wie es aussah. Dennoch hatte er Blut an den Händen, das er nur schwerlich würde abwaschen können.

Aber er hatte womöglich in bester Absicht und im Glauben an das Wohl seines Volkes gehandelt, hatte eine drohende Staatskrise abzuwenden versucht. Eine Staatskrise, die künstlich geschaffen worden war. Bedenkenlos waren Unschuldige - Hitzköpfe und Heißsporne - geopfert worden - ein abgekartetes Spiel. Opfer - zusammengetrieben und abgeschlachtet, aus Mordlust und aus rationalem Kalkül gleichermaßen.

Das Grauen überwältigte Adrian und schüttelte ihn noch im Erwachen, was einer Rückkehr aus Melisanders Reich gleichkam. Die zerfleischten Leiber würden sich aus seiner Erinnerung nicht so bald wieder fortwischen lassen.

• 31. Die Verhandlung am Riff

Das Meer plätscherte friedlich gegen die Bootsplanken. Ein herrlicher Tag lag über der Meerenge zwischen den beiden Inseln. Die Sonne strahlte voller Frieden und Harmonie. Doch das Bild trog: nur wenige Meter unter der Wasseroberfläche drohte das Grauen. Die Belagerer zogen den Ring immer enger um das Riff, in dem sich die Flüchtlinge verbargen. Nur mit Mühe gelang es mit ihnen seitens der Zwischenschule Kontakt zu halten.

Zunächst galt es, die Versprengten mit der Hauptmacht zu vereinigen. Dies erschien als die vordringlichste Aufgabe. So würde dem Boot, welches die Meerenge durchkreuzte, alsbald ein kleines Geschwader folgen. Alles, was an Wasseranzügen aufzutreiben war, hatte man zum Hafen gebracht.

Und als klar war, dass die Anzüge nicht ausreichten, wurden Bottiche heran geschafft, die mit Meerwasser gefüllt werden sollten.

Auf diese Weise hoffte man, die Versprengten sicher zu ihren Freunden zu bringen.

Es bedurfte langen Zuredens, denn dieser Transportweg erschien den Nixen und Meerfrauen unzumutbar. Lieber riskierten sie, von den Haien angefallen zu werden. Sie meinten, sie seien inzwischen wieder völlig ausgeruht und könnten sehr wohl aus eigener Kraft an dem Ring der Wachposten vorbeischlüpfen.

Es bedurfte aller Überredungskunst durch Corinia, die ihre Freundin Boetie tatsächlich unter den versprengten Flüchtlingen fand, diese zu überzeugen. Nach langem hin und her fand Boetie sich endlich bereit, mit ihren Leidensgenossinnen zu reden.

Eine Nachricht von den am Riff Eingeschlossenen schließlich überzeugt die Versprengten, dass der vorgeschlagene, der einzig sichere Weg war.

Erst als es Tag wurde, konnten die Vorbereitungen für die Überführung beginnen. Die Meerenge zwischen den Inseln musste mit allen Booten der Zwischenschule wohl insgesamt drei Mal überquert werden, da in den Bottichen immer nur eins der Meermädchen Platz fand. Die Wasseranzüge waren entweder zu groß oder zu klein, zu kurz oder zu lang. Sie erwiesen sich als wenig tauglich. Außerdem standen ohnehin nur gerade mal zehn gebrauchsfertige Stücke zur Verfügung.

Adrian und Marsha waren inzwischen von ihrer Mission bei Hofe zurückgekehrt. Was sie berichteten, gab wenig Anlass zur Hoffnung. Die Flüchtlinge hatten mit ihrem König, dem ‚senilen alten Mann‘, wie sie sich ausdrückten, wenig Mitleid. „Längst schon hätte er abdanken, und den Thron einem Jüngeren überlassen sollen“, meinten sie gehässig, denn sie schäumten vor Wut und Trauer über den Verlust ihrer Freunde und Genossen, die der Haifischschwadron zum Opfer gefallen waren.

Allen wurde jetzt klar, dass es sich mit Melisandrien weit unübersichtlicher verhielt, als sich dies die Mitglieder des Konzils der Zwischenschule vorstellten. In einem Punkt aber war man weiter gekommen. Denn der Verdacht erhärtete sich, dass Unruhestifter die Stimmung aufheizten und Scharfmacher auf beiden Seiten die Gelegenheit ergriffen, um sich in Szene zu setzen.

Der Geheimdienst hatte, wie sich zeigte, alle unruhigen Geister bereits erfasst gehabt, denn die meisten der Geflüchteten waren in

ihren Häusern und Wohnhöhlen überrascht worden. Der Schlag gegen die Aufrührer war gezielt und planmäßig und in einer Nacht und Nebelaktion erfolgt, von der auch König Melisander nichts wusste.

„Wir sind verraten worden“, kommentierte Boetie Adrians Bericht.

Wohlbehalten, wenn auch zerschlagen und gedemütigt, gelangten die Versprengten bei der Hauptmacht der Rebellen an.

Corinia, Scholasticus und Arundelle trafen mit ihnen ein. Sie bildeten die Delegation der Zwischenschule. Es galt, über die Pläne der Flüchtlinge zu sprechen und sie über die Situation am Hofe von König Melisander zu informieren. Scholasticus versuchte, ihnen zunächst den Standpunkt der Schule zu erläutern, was gar nicht so einfach war.

Nur mit Mühe gelang es Corinia, das schnell aufflammende Misstrauen wieder zu zerstreuen. Adrian und Marsha erboten sich stattdessen, aus erster Hand ihre Eindrücke vom König, seinem Hofstaat und der Regierung zu geben. Und so vorsichtig sie sich auch äußerten, ihr Bericht warf ein denkbar ungünstiges Licht auf den König.

Er schien seinen Kritiker recht zu geben, die in ihm einen vertrottelten alten Mann sahen, eine Marionette in der Hand korrupter Günstlinge, denen jeder Hauch von Eigenständigkeit der Kolonie heftiges Ärgernis bereitete.

Während der König noch immer von der vergangenen Größe des Meervolks träumte, ging es ihnen nur darum, möglichst viel Reichtum in die eigenen Taschen zu schaufeln. Inzwischen besaßen knapp zehn Prozent der Bevölkerung über neunzig Prozent des Landes, wussten die Flüchtlinge zu ergänzen.

In der Kolonie sei das Verhältnis sogar noch extremer. Die heimlichen Machthaber ließen die Armen für Hungerlöhne arbeiten, scherten sich um keine Sicherheitsbestimmungen, traten das geltende Arbeitsrecht mit Füßen und machten sich sogar an den unantastbaren Privilegien der Kronräte und des Gouvernements zu schaffen.

Ihre Strohleute traten immer frecher auf, griffen ungeniert ins Getriebe der öffentlichen Angelegenheiten und ein System von Spitzeln sorgte dafür, dass jede Regung von Unzufriedenheit registriert und die Unzufriedenen überwacht wurden.

All das und noch mehr brachten die Geflüchteten nun zu Gehör.

Sie wussten nicht, wie ihnen geschah, als sie sich plötzlich aus ihren Häusern und Wohnungen gezerzt sahen und sich im Zentralstadion von Australis wiederfanden. Der Rest der Tragödie sei ja nur allzu bekannt.

Verstohlenes Schluchzen begleitete den Bericht. Wut und Hass flammte in wässrig roten Augen auf. Auch durch die Scheiben der Luftkapsel noch traf die Welle der Empörung. Die Delegierten spürten sie gleichsam körperlich. Sollten sie bislang noch gezweifelt haben, so waren sie nun endgültig überzeugt.

Vor allem Adrian Humperdijk war völlig ratlos. Was war zu tun? Wie die Dinge nun einmal lagen, gab es keinen Weg zurück. Das Unglück war geschehen. Der Verantwortliche - und war er auch nur eine ohnmächtige Marionette - war gefunden. Könnte das Rad der Zeit doch zurück gedreht werden!

Die nächstliegenden Dinge mussten besprochen werden. Zunächst einmal galt es dafür zu sorgen, dass die Todesschwadron abzog. Adrian traute sich zu, dies beim König zu erreichen. König Melisander, von Reue gepackt, würde nicht zögern, den Rückzugsbefehl zu geben, auch gegen den Rat seiner Höflinge. Dann käme es hier vor Ort nur noch auf die Durchsetzung des Befehls an.

Eilig wurde eine Visaphonverbindung zu dem Palast des Königs geschaltet. Adrian erfuhr, dass der König unpässlich war. Voraussichtlich werde König Melisander nie wieder genesen, hieß es beiläufig.

Der Vorschlag, die Miliz zurückzuziehen, werde sorgfältig geprüft. Noch einmal aber wurde das Ultimatum für die Herausgabe der Rebellen bekräftigt.

Ohne König Melisander sah die Sache gar nicht gut aus. Nichts hatte sich an dem harten Kurs geändert. Die Falken und Scharfmacher waren an der Macht.

Die Verbindung brach ab. Adrian presste auf die Wahlwiederholtaste. Nach einigen Minuten hatte er tatsächlich Erfolg. Er brachte sein Anliegen noch einmal vor. Die Antwort fiel nun weitaus deutlicher aus. Der eingeschlagene Weg werde unnachlässig weiter verfolgt, hieß es. „Die Haimiliz bleibt in Stellung. Bedingungslose Kapitulation der Aufrührer. Abbruch der

diplomatischen Beziehung im Weigerungsfall. Ultimatum bis Sonnenuntergang.“

Ratlos sahen die Delegierten einander an, die nun alle den Weg auf sich genommen hatten und herüber zur Conversioreninsel gekommen waren. Die Krise, das begriffen auch die Letzten, drohte auszufern. Heimlich spielte der eine oder andere bereits mit dem Gedanken, den Forderungen des barschen Verhandlungspartners aus dem unheimlichen Reich der Tiefe zu entsprechen. Was, wenn nach Ablauf des Ultimatums tatsächlich ein kriegerischer Überfall erfolgte?

Den Eingeschlossenen blieb nichts anderes übrig, als in dem Versteck zu verharren. Sie mussten froh und dankbar für das gewährte Asyl sein, dessen sie sich keineswegs uneingeschränkt erfreuen durften. Denn kaum war das Gespräch zwischen Adrian und dem melisandrischen Regierungssprecher zu Ende, als im hinteren Teil des Riffs ein gewaltiger Tumult losbrach.

Ein Kommando der Miliz hatte die Ablenkung durch die Verhandlungen am Visaphon dazu genutzt, sich in die Höhlen des Riffs einzuschleichen und die Flüchtlinge von hinten anzugreifen. Zwar waren die Milizionäre ohne ihre Reittiere gleichsam zahnlos, doch führten sie immerhin Dolche und Speiße mit sich, deren sich die Überraschten zunächst nur mit größter Mühe erwehren konnten.

Wieder floss Blut, wenn auch vor allem das der Angreifer. Der Trupp wurde, als der hinterhältige Anschlag erst einmal ruchbar wurde, gar umzingelt und aus den Angreifern wurden unversehens Angegriffene, die sich nach wütender Gegenwehr geschlagen geben mussten, um ihrerseits Gefangene der Eingeschlossenen zu werden.

In ihnen hatte man ein beachtliches Faustpfand gewonnen, frohlockten die Flüchtlinge. Denn sie hofften, das Leben der Gefangenen bei Gelegenheit zu ihren eigenen Gunsten in die Waagschale werfen zu können, sie etwa als lebende Schutzschilde bei einem Ausbruchversuch vor sich her zu schieben, und was dergleichen Ideen mehr in ihren Köpfen umher geisterten.

Die Delegationsmitglieder hinter ihrer Trennscheibe verfolgten den Tumult mit gemischten Gefühlen, blickten gebannt auf die wildzuckenden Leiber, die im aufgewühlten Grund versanken und die blitzschnell aus dem Nebel stießen mit jähem Wenden und gnadenlosem Zustoßen. Gedankenschnell die Reflexe auf beiden Seiten. Bedenkenlose, todesmutige Kampfeslust vibrierte durch das

dünne Glas, und war beinahe körperlich zu spüren. Keiner konnte sich dem entziehen. Mit der Faszination des Grauens die einen, mit angehaltenem Atem, voller Parteilichkeit die anderen.

„Können wir nichts tun?“ - gellte eine Stimme. Alle wussten, ehe sie auch nur zu einem Entschluss gelangten, war draußen alles vorbei. Wer sich von den Angreifer nicht unterwarf, wurde gnadenlos niedergemacht. Die Gefangenen aber schleppte man gefesselt und im Triumphzug zur Inselmitte, wo sich in einer geräumigen Unterwassergrotte, das Hauptlager der Flüchtlinge befand.

Das Lager entzog sich bereits den Blicken der Delegation, die nun gefordert war, ihrerseits Auswege aus der verfahrenen Situation zu suchen. Die letzten Eindrücke waren nicht geeignet, die Parteinahme für die Flüchtlinge zu befördern. Der Weg des Meervolks in eine funktionierende demokratisch organisierte Zivilgesellschaft erschien auf einmal unendlich weit.

Corinia sprang tapfer in die Bresche. Vergeblich versuchte sie, den ungünstigen Eindruck zu verwischen. Ihre Zuneigung zu Boetie machte sie anscheinend blind für die Wirklichkeit, fand sogar ihre Schwester Florinna. Als ob nicht alle die Situation, wie sie nun einmal war, begriffen!

Beredet verwies Corinia auf die Drangsale, welche die Flüchtlinge erlitten hatten und hob die Not und Verzweiflung hervor, in der sie sich befanden. Wie aber wollte sie damit das Gemetzel an bereits besiegten Eindringlingen rechtfertigen? Der Blutrausch erfasste dort draußen Freund und Feind gleichermaßen, soviel war deutlich geworden.

„Es ist nicht an uns, moralische Urteile über das Meervolk abzugeben“, bemerkte Grisella denn auch ins betretene Schweigen hinein, das Corinias verzweifelter Rechtfertigungsversuch zur Folge hatte.

Doch die unmittelbaren Eindrücke waren zu stark. Die wenigsten vermochten, sich ihnen jetzt zu entziehen. Es erschien ratsam und nicht zuletzt im Interesse der Flüchtlinge, die Versammlung erst einmal aufzuheben. Vielleicht wäre ein späterer Zeitpunkt geeigneter, über Wege aus der Sackgasse nachzudenken. Vielleicht kam jemandem sogar inzwischen die rettende Idee? Also machten sich die Delegierten und Mitglieder des Konzils auf den Heimweg und überließen das Terrain den angestammten Wächtern,

die daran gingen, die Insel für den alsbald zu erwartenden Besuch durch die Conversioren vorzubereiten.

Die Eingeschlossenen im Riff mussten für sich selber sorgen. Dass sie dazu durchaus in der Lage waren, hatten sie soeben demonstriert.

Abwehrmaßnahmen wurden trotz des drohenden Ultimatums nicht erwogen. Die militärischen Möglichkeiten des Meervolks waren an Land äußerst begrenzt. Freilich war im Wasser künftig Vorsicht geboten, soviel stand fest. In dem latenten Kriegszustand wäre es mit Badefreuden erst einmal vorbei.

Soweit durfte es nicht kommen! Arundelle gedachte, an Walters Weltraummission anzuknüpfen. Hatte der Advisor nicht Hilfe in Aussicht gestellt? Sie zweifelte nun nicht mehr daran, mit wem sie es in Wirklichkeit zu tun hatten, und wer die geheimen Fäden zog. Malicius Marduks grausame Handschrift wurde allzu deutlich.

Allein Arundelle besaß die intime Kenntnis, wenn auch andere ihre Erfahrungen mit dem Unhold hatten machen müssen. Schon einmal war es ihr gelungen, diesen zu besiegen. Sie wollte sich der Herausforderung stellen. Sie hatte auch schon einen Plan und überlegte, wen sie darin einweihen sollte.

Corinia ließe sie besser außen vor, die war ja wie mit Brettern vernagelt, seit sie sich mit Boetie zusammengetan und deren Anliegen zu dem ihren gemacht hatte. Florinna wiederum stand Corinia zu nah und würde sich womöglich verplappern.

Von den Professoren kämen allenfalls Grisella oder Scholasticus in Frage. Aber auch hier bestand Grund zur Vorsicht. Wie leicht erführe Adrian über seine Frau Marsha, was im Busch war, wenn Grisella oder vor allem Scholasticus etwas herausrutschte.

Nur absolute Geheimhaltung aber versprach Aussicht auf Erfolg. Die Scharen den Bösen durften diesmal nicht gewarnt werden. Das Fiasko der Austreibungen durfte sich nicht wiederholen. Unter dem Meer gab es die Möglichkeit zum Nachsetzen schon gar nicht.

Man war auf der Insel Weisheitszahn vermutlich nur deshalb mit einem blauen Auge davon gekommen, weil das uneinige, ja, in sich zerstrittene Meervolk in unmittelbarer Nähe eine so breite Angriffsfläche für Malicius Marduk und die Seinen bot.

• 32. Das universelle Naturgesetz Nummer Eins

Wieder einmal vollendete der Mond seinen Zyklus und erstrahlte in voller, runder Pracht. Arundelle wusste Billy-Joe unter den Convioren. Sie gönnte ihm seine Inselfreuden von Herzen, auch wenn sie seinen Beistand bitter entbehrte. Erst jetzt wurde so recht deutlich, wie sehr sie sich auf den starken, mutigen Freund stets verlassen konnte.

Billy-Joe meisterte mit Umsicht und hellem Verstand und vor allem mit Hilfe seines unglaublich feinen Gespürs, alle nur denkbaren Umstände. Oder er durchschaute sie, wo er sie schon nicht meisterte. Billy-Joe war ihr im unendlichen All zum unentbehrlichen Begleiter geworden. Und die Umstände geboten den neuerlichen intergalaktischen Feldzug gegen das Bollwerk der Miserioren.

Ob die Entscheidung – wie schon einmal - wieder auf dem Mond fiele? Unwahrscheinlich – diesmal träfe man sich auf irdischem Schlachtfeld, genauer in der Gegenwart, was die Dinge um vieles schwieriger gestaltete. Hier nämlich konnte niemand einfach entweichen, denn in die Gegenwart gehörte man ja.

Zur Gegenwart gab es keine wirkliche Alternative, es sei, man verzichtete auf das vorgezeichnete Erdenleben und das kam wohl dem Tode sehr nahe. Vermutlich wäre dies sogar der irdische Tod. Aber darüber wollte Arundelle jetzt gar nicht nachdenken. Zuviel stand auf dem Spiel.

Walter und Tibor und selbstverständlich Pooty erboten sich, Arundelle mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, betonten sie, als sie von deren geheimen Überlegungen erfuhren. Denn diesen wagte sie sich anzuvertrauen.. Es sei ihnen eine große Ehre, versicherten sie nachdrücklich.

Zunächst einmal wollte Arundelle sich über die Auskünfte des Advisors rückversichern. Sie befragte Walter deshalb nach allen Regeln der Verhörkunst, bis diesem die Ohren sausten.

Walters Ausflug ins All lag nun schon wieder einige Tage zurück und die gegenwärtige Ereignisfülle war dem Gedächtnis der Fernreisenden abträglich gewesen.

Walter erinnerte kaum mehr als die Zusage von Hilfe, falls Malicious Marduk es gewagt haben sollte, in die Vergangenheit einzugreifen, um den Lauf der Welt **nachträglich** zu verändern. Womit er nämlich gegen **das** ‚universelle Naturgesetz Nummer Eins‘ verstoßen würde.

„Der Advisor versprach, den genauen Sachverhalt diesbezüglich zu überprüfen. Gleichzeitig ermahnte er auch uns, dieses Gesetz stets im Auge zu behalten. Denn auch die Gutwilligen, so sie denn der entsprechenden Gaben inne seien, neigten dazu, dieses eherne Naturgesetz des gesamten Universums in Unkenntnis und gedankenlos oder gar leichtfertig zu verletzen“, erklärte Walter. Beim Reden fielen ihm immer mehr Einzelheiten des Treffens mit dem Advisor ein.

Auch Tibor meldete sich nun zu Wort: „Das Auftreten von Wermenschen im 20. Jahrhundert ist ohne Zweifel ein Verstoß gegen ‚das universelle Naturgesetz Nummer Eins‘, sagte der Advisor“.

„Und weil Malicious Marduk in mich hinein fuhr und mich zum Narren machte gegen meinen Willen, der ich mit Conversion überhaupt nichts im Sinn habe, deshalb verstößt er gegen ‚das universelle Naturgesetz Nummer Eins‘“, fügte Walter hinzu.

„Außerdem wollte der Advisor prüfen, ob die Zwischenschule in unserer Gegenwart überhaupt schon bestehen darf“, rief Tibor. Walter nickte heftig. „Richtig, das waren die beiden Punkte. Ich wusste es waren zwei“, bestätigte er. „Das eine hat insofern mit dem anderen zu tun, als wir hier in der Zwischenschule Conversionen heranziehen“, ergänzte Tibor ihn.

„Und deshalb will er prüfen, ob die Zwischenschule das darf und ob sie **überhaupt** sein darf oder ob auch sie gegen ‚das universelle Naturgesetz Nummer Eins‘ verstößt.“ –

„Das wäre dann das Aus.“ –

„Zumindest für die Conversionen.“ -

„Habt ihr ihm denn von unseren Überlegungen zum Baum des Lebens erzählt“, wollte Arundelle wissen. Walter wusste nicht, worauf Arundelle hinaus wollte. Er kannte diese Überlegungen nicht. Doch Tibor begriff den Zusammenhang sofort. Er schüttelte den Kopf.

„Ich kam mir viel zu klein und gering vor, da mischt man sich doch nicht ein“, meinte er.

„Das Beste wird sein, wir nehmen, wenn wir zum Advisor reisen, unsere Forschungsergebnisse über den Baum des Lebens mit“, sagte Arundelle nachdenklich. Ihr war klar, dass diese Reise unausweichlich war. Auch wenn diese Forschungsergebnisse sich für das anstehende Unterfangen ungünstig auswirken konnten, hatte es keinen Sinn, sie zu unterdrücken.

Fest stand auf jeden Fall, dass sie reisten. Es musste sein. Arundelle machte den Bogen schon einmal startklar, dem der Ausflug gar wohl gefiel. Die langen Ruhepausen waren für ihn das reinste Gift, denn er fühlte sich beim alten Eisen, zu dem er sich gelegt wähnte, überhaupt nicht wohl. Der Aufenthalt in der Asservatenkammer war gleichsam das Tüpfelchen auf dem **i** gewesen.

Walter und Pooty ebenso wie Tibor ließen es sich nicht nehmen, mitzukommen, daran ließen alle drei keine Zweifel aufkommen. Tibor nahm sich vor, diesmal eine etwas aktivere Rolle zu spielen. Pooty fühlte mit ihm. Er versicherte ihm, dass er sich fürs erste Mal ausgesprochen wacker geschlagen hatte.

Das war es, was Tibor gebraucht hatte. Pootys Trost baute ihn sichtlich auf. Hätte er beim Advisor doch nur gleich etwas gesagt! Vielleicht wäre manches anders gekommen. Unfehlbar jedenfalls schien der Advisor keineswegs zu sein, den er für eine Art allmächtigen Weltgeist gehalten hatte, womit er freilich nicht ganz falsch lag.

Voller guter Vorsätze machte sich die Gruppe ins All auf. Zauberstein und Bogen traten in Aktion und gedankenschnell erreichten beide ihr Ziel – die grauen Wolkenbänke von Laptopia. Die vierte Dimension der Raum-Zeit war und blieb den Irdischen nur im Gedanken zugänglich. Und nur wenn sich der Leib kurzzeitig vergeistigte, vermochte er die enge Hülle seiner drei Dimensionen zu überwinden und in seine Unendlichkeit vorzudringen, welche sich in der Überwindung der Zeitgrenze findet.

General Armelos sei als Vertreter Laptopias zur großen Ratsversammlung berufen, hieß es im Palast. Und Prinz Nichtgernfern war auf Staatsvisite bei den autonomen Stämmen.

Arundelle beschloss, dem General sogleich zu folgen. Der Zauberbogen und der magische Stein vereinten ihre extravaganten Kräfte, und errechneten gemeinsam die Koordinaten der virtuellen Weltrauminsel, auf der Konferenzen wie diese, üblicherweise

abgehalten wurden. Der fiktive Ort dieser Insel hatte den Vorteil, von allen bewohnten Planeten und Parallelwelten gleich weit entfernt zu sein.

Das sich immer wieder explosionsartig verändernde All mit seinen unzähligen Universen kreiste mithin gleichsam um diesen fluktuierenden Mittelpunkt seiner selbst. Ja, es ruhte im Mittelpunkt dieser seiner Nabe, dem geheimen Kraftzentrum und Steuerungsorgan.

Die Insel also galt es zu finden und anzusteuern, was insofern eine gedankliche Meisterleistung darstellte, als die Delegierten der Konferenzen gewöhnlich von dem Zentrum aus angepeilt und ohne eigenes Zutun zur universalen Mitte gelenkt wurden.

Die Konferenz war in vollem Gange als die Abgesandten aus eigener Kraft eintrafen. Da sie den gültigen Zeitrahmen durchbrachen, entsprachen sie selbstverständlich nicht der bestehenden Wirklichkeit. Sie mussten erst ermächtigt werden, um handlungsfähig zu sein, wie es sich bei den vielen Ausflügen nach Laptopia hinlänglich gezeigt hatte. Freilich war die Situation hier im Mittelpunkt des Alls dennoch etwas anders geartet. Nicht die Zeit allein galt es hier in den Griff zu bekommen, sondern auch die Fülle. Jenes vieldeutige **Pleroma**, das im Laufe der irdischen Weltgeschichte so manchen Theologen und Philosophen um den Verstand gebracht hatte. Denn dieses Pleroma barg eine Dimension der Enträumlichung. Und diese Dimension war noch schwerer anzupeilen und zu erfassen wie die Zeit.

Deshalb also taten sich Zauberbogen und Zauberstein auch gemeinsam sehr schwer, in der Fülle die Mitte zu finden und zu halten. Und wäre ihnen der Advisor nicht beigesprungen, die Reisenden hätten geflackert wie das gestörte Bild einer schlechten Fernsehübertragung oder wie erwachende Somnioren.

So aber stabilisierte sich ihre Gegenwart jenseits aller Vorstellungskraft, und sie konnten dem Geschehen während der Konferenz beiwohnen, was um so wichtiger war, als dort gerade der Fall der Converioren und Wermenschen im späten zwanzigsten irdischen Jahrhundert verhandelt wurde.

Die Frage stand sogar gerade zur Abstimmung an. Arundelle wunderte sich ein wenig darüber. Entweder das universelle Naturgesetz Nummer Eins war gültig, dann gab es darüber nichts abzustimmen, oder aber galt es nur in einem begrenzten Rahmen.

Dann war zu prüfen, ob dieser Rahmen erweitert werden durfte oder ob eine solche Erweiterung gleichbedeutend mit Sprengung des Rahmens war.

Wohlgefällig wurden Arundelles Gedanken sogleich von den Versammelten aufgegriffen. Hier blieb nicht die leiseste Regung verborgen. „Nur weiter, junge Dame“, ermutigte der Advisor das errötenden Mädchen, das ob solchen Lobes ganz verwirrt wurde und dessen Gedanken sich gleichfalls verwirrten, was zu einem enttäuschten Aufstöhnen der Versammlung führte.

Wieder bemerkte Tibor einen, wie er meinte – gravierenden Fehler beim Advisor auszumachen und sein Glaube an die Unfehlbarkeit der Gottheit empfang einen weiteren Stoß.

„Unfehlbarkeit liegt allein im Pleroma“, durchpulte ihn sogleich die Antwort der Versammelten, die sich gleichsam als Inkarnation des Pleromas gaben. Sie selbst bildeten allerdings auch in ihrer Gesamtheit nur einen bescheidenen Ausschnitt daraus.

„Zurück zu unserer Frage“, hieß es dann. „Hat jemand inzwischen Beweise für die Angemessenheit des Phänomens beigebracht, oder können wir zur Abstimmung schreiten?“ - fragte der Advisor gespreizt. Arundelle riss ihr Bündel Papier hervor mit all den Versuchen und Ausführungen, die ihre Arbeitsgruppe im Laufe der Sitzungen zum Baum des Lebens hervorgebracht hatte.

„Ich denke, hier ist, was gesucht wird“, gab sie forsch Auskunft. „Es ist uns gelungen, den Baum des irdischen Lebens neu zu betrachten und umzudeuten. Sehen Sie zunächst hier, meine Herrschaften“, und Arundelle streckte das eingeschweißte Blatt mit der ersten Erkenntnis empor. „Sehen Sie hier die Unterschiede. Der traditionelle Baum entwickelt hier, hier und hier, sowie da, dort und schließlich auch an dieser Stelle“ – und sie deutete wie eine engagierte Lehrerin von Verzweigung zu Verzweigung, von Spitze zu Spitze und von dem einen verkümmerten Zweig zum nächsten. Während sie ausführte, was in der Theorie passiert war – „nicht etwa in der Wirklichkeit, da spielten sich die Dinge nun einmal ganz anders ab. - Die Zeit ist das entscheidende Problem. Die Zeit, das ist es, was all den Anschauungen früherer Zeit Scheuklappen auferlegte. Wenn wir uns als die Gefangenen der Zeit betrachten und die Zeit einzig linear und nicht etwa auch zyklisch begreifen, dann allerdings können Fehler wie dieser entstehen.“

Wieder kam wohlgefälliges Gemurmel auf. „Nur weiter, weiter!“ – Arundelle kam für diesmal nicht aus dem Takt, wiewohl sie erneut vor Stolz errötete. „Nun, also hier die Menora, der vielarmige magische Kerzenhalter, Sinnbild des Stammbaums allen Lebens, wie ihn einst Hebräer verehrten und noch heute kennen. Der breite Stamm bildet die Mitte. Breite heißt Fülle, Fülle der Einzeller, der Mikroben, Bakterien, der Viren und Flagellaten. Ungebrochen sehen Sie diesen breiten Fluss des Lebens sich verströmen von Anbeginn – hier, bis ins ferne Dort“. Und sie wies auf einem imaginären Punkt außerhalb des nun ins Große projizierten Plans, den sie vor sich ausgebreitet hatte und auf dem der vielarmige Baum des Lebens aufgezeichnet war, den sie sich in der Arbeitsgruppe in vielen Stunden gedanklichen Austauschs erarbeitet hatten.

„Tibor, hilf mir mal“, wandte sie sich an diesen, „du warst schließlich mit von der Partie.“ Tibor stotterte anfänglich. Vor Verlegenheit brachte er vor solch erlauchtem Gremium kein klares Wort heraus. Doch dann besann er sich. Er versuchte, sich die Situation am Meeresstrand zu vergegenwärtigen. Wie sie im Sande sitzend über die verschiedenen Zweige und deren Fortentwicklung gestritten hatten, und schließlich an der Dimension der Zeit immer wieder in die Bredouille kamen, da sich diese nicht ihren Vorstellungen beugen wollte.

„Sehen wir einmal ab von den Zeitläufen“, setzte er deshalb an „dann konstatieren wir folgende Situation“. Auch er erntete nun beifälliges Gemurmel und auch ihn überkam Stolz, gemischt mit Verwirrung, die er jedoch bemeisterte, um dann die sieben Krönungen der Evolution zur Sprache zu bringen, die sich völlig logisch und folgerichtig aus den Überlegungen ergaben.

„Der Mensch, als Pars inter pares, hört, hört“, erschallte ein begeisterter Zwischenruf und der ihn ausstieß, hatte große Ähnlichkeit mit einer Eidechse, fand Pooty, der die Dinge mit wieselflinken schwarzen Knopfauge verfolgte, während er aus Walters sicherer Bauchtasche lugte.

„All dies“, der Advisor machte eine große Geste als wolle er das ganze All umfassen, „ist euch einfach so zugeflogen?“ Tibor und Arundelle sahen einander an. Walter blickte gespannt zu ihnen herüber, denn er war von der Idee, die auch er sogleich begriff, natürlich begeistert, katapultierte es ihn doch auf eine Stufe mit diesen sich gottgleich dünkenden Geschöpfen, den Menschen.

„Ist es das?“ - fragte Tibor. „Es ist“, stieß Arundelle triumphierend hervor. „Um genau zu sein, unsere Arbeitsgruppe kam drauf“, ergänzte Tibor abschwächend. „Und im Unterricht kam das Problem selbstverständlich zur Sprache. Professor Scholasticus Schlauberger meinte, hier sei endlich einmal ein epochales Problem aufgetreten, auf das es noch keine gültige Antwort gäbe. Er begriff es als fundamentale Herausforderung, der sich die Zwischenschule stellen müsse.“

„Das hat sie, denke ich, mit Bravour getan. Vielmehr eure Arbeitsgruppe, die zu solchen Ergebnissen fand“, meldete sich die Stimme von General Armelos zu Wort, die Arundelle unter Tausenden herausgehört hätte. Das warme Gefühl der Vertrautheit und Zuneigung vermischte sich mit dem Stolz über das Lob und die Anerkennung, die sie von allen Seiten erfuhr.

Auch Tibor erstrahlte in dem neuen ungewohnten Glanz. Das also war die Quelle, aus der Arundelle ihre Kraft schöpfte, dachte er und nahm sich vor, ihr nachzueifern.

Die Abstimmung über das universelle Naturgesetz Nummer Eins erfolgte mit viel zeremoniellem Aufwand. Immerhin stand einiges auf dem Spiel und die Konsequenzen wären nicht nur für die Erde weitreichend. Das Abstimmungsverfahren gliederte sich in mehrere Untergruppen, von denen eine die Situation der Zwischenschule berücksichtigte, während eine andere sich mit der Rechtmäßigkeit der Miseriorenangriffe im zwanzigsten Jahrhundert befasste. Eine dritte Untergruppe wandte sich der individuellen Schuldfrage zu, die sich aus dem Conversiorentum ergeben konnte. Vielerlei Aspekte mussten hier berücksichtigt werden, denn die Konsequenzen der Verwandlung konnten unter Umständen ungeheuer weitreichend sein.

Den wesentlichsten Punkt aber bildete das Auftreten Malicious Marduks. Die Abstimmung überforderte die Gäste bei Weitem, während der Advisor die Zwischenergebnisse monoton referierte und dabei eine völlig unverständliche Nomenklatur herunterbetete, die er jeweils mit einem „Angenommen“, beziehungsweise „Abgelehnt“ versah.

„Was ist denn nun“, wisperte Pooty. „Wird Malicious Marduk zurückgepiffen, oder müssen wir mal wieder alles selbst in die Hand nehmen?“

„Wir sollten lieber froh sein, dass die Zwischenschule bestehen bleibt. Das ist, wie ich's verstehe, der Fall“, entgegnete Arundelle, die freilich ebenfalls daran zweifelte, dass Malicious Marduk das Handwerk im zwanzigsten Jahrhundert gelegt werden würde. Dazu passte der einfach zu gut ins Bild. Ganz abgesehen davon, dass auch die Mittel des Advisors in diesem Falle äußerst beschränkt waren, wie Arundelle bereits wusste.

Also würden sie weiter mit Marduk rechnen müssen und den anstehenden Krieg unter dem Meer mit ihm auszukämpfen haben. Diesmal in Gestalt eines Gegners, der an Wildheit kaum zu überbieten war und der sie bereits im Vorfeld das Fürchten lehrte.

Die Zeitschiene wurde, wie Arundelle richtig vermutet hatte, mit Hilfe der Einstein'schen Relativitätstheorie vom Tisch gefegt. Die im Rund des Rates sitzenden Geschöpfe traten im übrigen den lebenden Beweis für die Gültigkeit der Neuinterpretation des Baums des Lebens an. So erfolgte die Abstimmung zugleich als Zustimmung für den zwischenschulischen neuen Theorieansatz.

Der Advisor erübrigte nach der Bekanntgabe der Ergebnisse einige Augenblicke, die Arundelle dazu nutzte, einige Schwachstellen ihrer Zeitbeugung zu besprechen, die besonders krass ins Gewicht fielen. Der Advisor zeigte ihr interstellare Zusammenhänge auf, anhand derer die irdischen Zeitlöcher ohne weiteres gestopft wurden. So machte er deutlich, dass sich in analogen Parallelwelten die entsprechenden Prioritäten ergäben, die als Löcher in der linearen irdischen Zeit erschienen.

„Was in der einen Parallelwelt unsichtbar oder unwirklich erscheint, das gerade bestimmt eine andere und umgekehrt“, hob er hervor.

Arundelle nickte, auch das hatte sie sich so vorgestellt. Parallelwelten machten ihr keinerlei Kopfzerbrechen. Als Sommiorin war man ohnehin viel mehr mit seiner geträumten Wirklichkeit im Einklang, was nicht selten Nachteile in der realen Welt nach sich zog.

Für Arundelle war es gleichsam natürlich, parallel zu leben, die Welten zu wechseln und gelegentlich gar zu vermischen, was allerdings gefährlich werden konnte.

Die Mission war erfüllt. Der Advisor entließ die kleine Gruppe wohlwollend, wünschte ihr alles erdenkliche Glück und den rechten Geist für die anstehenden Herausforderungen, deren Schwere ihm bekannt sei.

„Aber wer sagt denn, dass das Leben eine leichte Sache ist?“ - fragte er rhetorisch und sein Lachen klang ihnen noch im Ohr, als sie bereits wieder heimischen Boden unter den Füßen spürten.

• 33. Gefahr auf der Insel

An normalen Schulbetrieb war nicht zu denken, seit das Ultimatum aus Melisandrien abgelaufen war und ein Angriff jederzeit erfolgen konnte. Sich dem Meer auf weniger als fünfzig Schritt zu nähern, war bei Strafe des Schulverweises verboten. Etwaige Tänze im Luftraum, Bootsfahrten, selbst Hubschrauberverkehr war untersagt oder wurde eingestellt, soweit es die Insel Weisheitszahn betraf.

Es wurde seitens der Schulleitung ernstlich erwogen, die im Pazifik umherkreuzenden Yachten und Fischerboote vor einem möglichen Angriff zu warnen. Nach eingehender Beratung aber wurde dieser Punkt erst einmal zurückgestellt.

Wie hätte man die Warnung begründen sollen? Außerdem war noch nichts passiert und vielleicht würde auch nichts geschehen.

Die Eingeschlossenen im Riff verhandelten nicht nur zäh mit ihren Belagerern, auch an die Schulleitung war von ihnen der dringende Appell um Waffenbrüderschaft ergangen, wenigstens was die Logistik betraf. Da war von Wasserbomben und Unterdruckgewehren die Rede, und von traditioneller Ausrüstung mit allerlei Blankwaffen wie Dolche, Säbel und Speiße.

Wie weit durfte die Solidarität gehen? - fragten sich die Verantwortlichen der Zwischenschule, allen voran der bemitleidenswerte Adrian Humperdijk, der wie ein Matjeshering im Salzwasserbottich steckte.

Die Natur ließ sich nun einmal nicht aufhalten. Die erste Vollmondnacht war von ihm auf diese Weise mehr schlecht als recht durchgestanden worden.

Für die anderen Consioren hatte man die traditionelle Lösung trotz der Gefahren aus dem Meer doch vorgezogen. Im bewaffneten Konvoi waren sie pünktlich zu ihrer Insel aufgebrochen, wenn auch mit einem Extrakontingent an Wächtern versehen.

Mit dem von den Eingeschlossenen geforderten Arsenal modernen Explosivwaffen könnte eine entschlossene Truppe (und die Eingeschlossenen waren entschlossen), ganz Melisandrien ins Nichts bomben. Das Gleichgewicht der Kräfte würde, wenn man den Forderungen nachkäme, auf eine unverantwortliche Weise verschoben, blubberte Adrian in seinem Bottich mit dumpfer Stimme.

Scholasticus hielt dagegen, dass von einem Gleichgewicht überhaupt nicht die Rede sein könne. „Solange der Verdacht besteht, dass Malicius Marduk und seine Miserioren durch die verfinsterten Seelen der Machthaber Melisandriens geistern, herrschen zweifellos besondere Umstände, die nach besonderen Maßnahmen verlangen.“

Doch er überzeugte nicht einmal sich selbst mit solch einer Bemerkung. Grisella schüttelte nur resigniert den Kopf. „Wir wissen doch überhaupt nicht, ob dieser Ausbruch der Gewalt auf das Konto von Malicius Marduk geht“, gab sie zu bedenken. Rat allerdings wusste auch sie nicht.

Einige der geforderten Waffen standen sogar zur Verfügung, wenn auch als Sportausführung und nur für Betäubungsmunition geeignet. Adrian hatte sie seinerzeit angeschafft, um damit gegebenenfalls seine Freunde in Melisandrien zu bewaffnen. Zum Glück verzogen sich die düsteren Wolken aber dann. Die bedrohliche Tiefseeforschung seitens eines gemeinsamen japanisch-neuseeländisch-britischen Ölkonsortiums wurde eingestellt, und das Meervolk blieb unentdeckt.

Schusswaffen widersprachen ohnehin der Natur der Krieger des Meervolks, die den Nahkampf bevorzugten. Nur im Kampf Mann gegen Mann sahen sie das, was sie unter kriegerischen Tugenden verstanden, verwirklicht. Aus diesem Grund gelang es gewöhnlich auch, das Kräfteressen in weitgehend friedliche Bahnen zu lenken, sei es, dass Schaukämpfe Stellvertreterfunktion übernahmen oder Mannschaftsspiele wie das Pummelpump die überschüssigen Energien banden, soweit diese nicht im gefährlichen Alltag des Arbeitslebens verbraucht wurden.

So kam es, dass die wenigen Ausbildungswaffen, die seinerzeit zur Verfügung gestellt worden waren, in Vergessenheit gerieten. Die Krieger waren im übrigen lausige Schützen. Adrian hatte damals vergeblich auf Drill und Disziplin gedrängt.

Nun allerdings sah die Sache anders aus. Unter den Flüchtlingen erinnerten sich einige Veteranen der Wunderwaffen. Und bald war die Idee einer bewaffneten Invasion geboren. Die Haimiliz, die das Riff noch immer belagerte, stellte für Schusswaffen kein Ernst zu nehmendes Hindernis dar.

In aller Eile trainierten die wenigen Eingeweihten, so gut sie sich erinnerten, ihre unbedarften Genossen, die mit Feuereifer ans Werk gingen. In Ermangelung echter Gewehre behalf man sich mit steinernen Stangen aus dem Riff, die es auf Ziele anzulegen galt.

Schon bald waren alle in der Lage, ihre Stöcke wenigstens richtig zu halten und in die gewünschte Richtung deuten zu lassen. Schießen freilich konnten sie deshalb noch lange nicht.

Adrian ließ sich endlich erweichen, als selbst Marsha ihm zuredete, denn die Haimiliz war verstärkt worden und belauerte nun auch den Badestrand und den Bootshafen der Insel Weisheitszahn.

Wohin man auch blickte, entdeckte man dunkle, bedrohliche Schatten unter der Wasseroberfläche. Als gar die zerfetzten Leichname einiger Wächter von der Conversioreninsel antrieben, vermochte Adrian dem Drängen nicht länger zu widerstehen. Die Zeit der Rache kam. Die Gewehre waren schnell verteilt. Mit der Munition gälte es sparsam umzugehen. Bei der Größe der Ziele allerdings lag die Trefferquote bei über neunzig Prozent.

Es musste sich jemand schon ausgesprochen ungeschickt anstellen, wollte er die grauen Kolosse, die das Riff umkreisten, verfehlen.

Unter den Belagerern brach angesichts der bald leblos treibenden Leiber der riesigen Fische Panik aus. In heilloser Flucht zerstob die Miliz und überließ die Haie ihrem Schicksal. Wer von diesen nicht ebenfalls sein Heil in der Flucht fand, wurde versprengt oder gar den gierigen japanischen Fischerflotten zugetrieben, denen der unverhofften Fischseggen in den überjagten Gewässern gerade recht kam. Endlich gäbe es wieder genügend Haifischflossensuppe in Nippons Feinschmeckerlokalen.

Kaum war die Meerenge zwischen den Inseln von den Belagerern befreit, schickte sich sogleich eine bewaffnete Eskorte der Schule an, auf der Conversioreninsel nach dem Rechten zu sehen. In aller Vorsicht steuerte man bereits den Landungssteg an.

Die Leichen der angespülten Wächter geboten mehr als Vorsicht! Hatten die Wächter sich leichtsinnig dem Meer genähert und waren hineingezerzt worden? Hatten die Conversioren verrückt gespielt? Außer einem verstümmelten Notruf und den Leichen besaß man keinerlei Anhaltspunkte.

Eile war geboten, zumal sich die letzte Vollmondnacht bald nieder senken und die schlafenden Untiere aus ihrem lichtscheuen Schlummer erwecken würde.

Im Boot saßen der schlafende Adrian in seinem abgedeckten Bottich, der sich ausbedungen hatte, unter allen Umständen die Oberaufsicht über das Landemanöver zu führen. Marsha ließ es sich selbstverständlich nicht nehmen, wiederum Adrian in seinem Zustand zu beaufsichtigen, so dass der Platz in der Bootsmittle bereits gefüllt war.

Scholasticus war auch dabei, ebenso Arundelle, Tibor, Walter und Pooty, die halbe Portion, die ohnehin nicht ins Gewicht fiel.

Wer nicht selber ein Ruder führte oder den kleinen Motor überwachte, starrte gedankenverloren vor sich hin oder schaute bang zur sich rasch nähernden Insel hinüber.

In aller Kürze hatte Arundelle über ihren Ausflug zu dem imperialen Konvent berichtet. Die Freude darüber, wenigstens von dieser Seite als Zwischenschule Bestandsgarantie zu erhalten, wurde durch die Nachricht von der historischen Rechtmäßigkeit des Treibens der Miserioren arg getrübt.

Adrian hatte schon spekuliert, ob der Advisor nicht sogar die ganze falsche Zeit wieder zurückspulen könnte, um damit dem König Melisander Gelegenheit zu geben, eine andere Entscheidung zu fällen.

Nun war diese schlimme Zeitspanne historisch gesehen gar nicht mehr falsch. Sie gehörte bereits als fester Bestandteil zur Vergangenheit.

„Das ist das Aus, nun kann dem armen König Melisander keiner mehr helfen“, hatte Adrian verzweifelt herausgestöhnt, ehe sich seine Lunge, passend zum aufgehenden Vollmond und der sich herabsenkenden ersten Conversiorennacht, umwandelte.

Seine Sorge verwandelte ihn so augenblicklich, dass er nicht einmal den Weg in den eigenen Swimmingpool fand. Angesichts der Bedrohung unter Wasser, konnte er selbstverständlich nicht wie gewöhnlich im Meer abtauchen. Marsha mühte sich um den Jappenden, der ihr beinahe erstickte, ehe sie ihn ins Wasser bekam.

An Waffen führte Arundelle selbstverständlich ihren Bogen mit sich und einen unsichtbaren Köcher voller goldener Pfeile, die der Bogen auf Betäubung einstellte, was den Vorteil hatte, dass sie nicht genau treffen mussten. Außerdem wachten die von solchen Pfeilen Getroffenen je nach Größe und Gewicht innerhalb von zwölf bis vierundzwanzig Stunden wieder auf.

Der Köcher wurde nie leer, sondern füllte sich immer wieder nach, was unter Umständen sehr praktisch und hilfreich war. Außerdem fanden die Pfeile ihr Ziel von allein, man musste es sie das Ziel nur wissen lassen.

Gewöhnlich verschickte Arundelle mit ihren Pfeilen Nachrichten, die sie in feinen Röllchen um die Schafte wickelte. Diesmal aber ging es in den Krieg und alles war anders als sonst. Das spürte sie an ihren schweißnassen zitternden Händen.

Arundelle glaubte zu wissen, wen sie auf der Insel antrafen außer den Convisoren, soweit diese überhaupt noch am Leben waren. Scholasticus hatte sehr ernst genickt, als sie von dem - in ihr aufkeimenden - Verdacht sprach, während er von den angetriebenen Leichen der Wächter berichtete.

„Du meinst also, die Invasion hat schon begonnen?“ Arundelle hatte auf seine Frage nur bang genickt und vor Aufregung einen ganz trockenen Hals bekommen.

Adrian bewaffnete sich in seinem Bottich mit seinem alten Dolch und führte eins der Gewehre, mit denen die Eingeschlossenen ihre Belagerer in die Flucht geschlagen hatten, mit sich.

Scholasticus meinte, sich mit seinem scharfen Verstand verteidigen zu können. Ihm waren Waffen jedweder Art zuwider.

Ganz im Gegensatz zu Tibor, der die traditionellen Reiterwaffen seiner Heimat mit sich führte: gekreuzte Patronengürtel über der Brust, ein kurzer Stutzen auf den Knien, Pistolen, Dolche und Wurfseil am Gürtel, so saß er stolz und aufrecht mit blitzenden Augen am Ruder des schnellen Bootes, das er mit sicherer Hand dem Land entgegen steuerte.

Inzwischen hatte er seine Angst vor dem nassen Element weitgehend überwunden. Es erging ihm wie so manchen großen Seehelden, die zeitlebens mit der Seekrankheit zu kämpfen haben und die gerade, weil es ihnen immer wieder gelingt, sich zu überwinden, Großes auf dem Meere leisten.

So hielt auch Tibor seine Beklemmung angesichts der unermesslichen Weite des Meeres nicht nur unter Kontrolle, er nahm die Herausforderung der See vielmehr an. Und das um so mehr, als die Ereignisse in der Tiefe seinen Einsatz forderten.

Walter und Pooty verließen sich ganz auf ihren Zauberstein und seine magischen Kräfte. Zumal nach seinem schrecklichen Erlebnis als Wermensch würde Walter nie wieder eine Waffe in die Hand nehmen.

Der Sand knirschte unter dem Kiel. Die Besatzung des kleinen Bootes sprang an Land. Weit und breit war vom Boot der Conversioren, das hier hätte liegen müssen, nichts zu sehen.

Scholasticus vertäute ihr Gefährt seemännisch fachgerecht, glaubte er zumindest. Die anderen schauten sich vergeblich nach dem vermissten Boot um oder studierten den Plan, auf dem die Standorte der Wächter markiert waren. Erst einmal wollten sie diese aufsuchen, vielleicht erfuhren sie von ihnen Näheres. Viel Hoffnung bestand freilich nicht.

Eilig machten sie sich auf den Weg, denn die Schatten wurden bereits lang. In zwei Stunden ginge der Mond auf, und spätestens eine Stunde später bräche die Nacht herein mit all den Unwägbarkeiten, wie sie von Conversioren nun einmal zu erwarten waren.

Nicht alle Conversioren hatten sich so eisern im Griff wie Adrian, der sich in seinem engen Bottich ziemlich quälte und von einem unruhigen Schlummer in den nächsten sank. Sein Bottich blieb, als sich die Besatzung an Land begab, in der Bootsmitte stehen. Da er

abgedeckt war, fiel er kaum auf. Marsha zögerte und überlegte, ob sie bei ihrem Mann bleiben sollte, doch dann entschloss sie sich, mit den anderen zu gehen. Weder sie könnte ihrem Mann helfen, noch dieser ihr. Denn Marsha weigerte sich, eine Waffe in die Hand zu nehmen. „Bei uns bist du sicherer und Adrian hat alles, was er zur Selbstverteidigung braucht“, meinte Scholasticus.

Das Landemanöver war nicht unbemerkt geblieben. Scharfe Augen erspähten jede Regung der Landungstruppe. Gut getarnt hockten geheimnisvolle Gestalten im Gestrüpp unweit des sandigen Streifens, der eine der wenigen Stellen bezeichnete, die eine Landung überhaupt ermöglichte.

Die einzige andere Anlegestelle befand sich ungefähr gegenüber am anderen Ende der zerklüfteten Insel. Dort war seinerzeit der Attentäter an Land gegangen, um seinen Anschlag auf Tika zu verüben.

Erst als der Trupp unter Führung des Kartenlesenden Scholasticus im dichten Unterholz des Inselinneren verschwunden war und sich nur noch das Krachen von Zweigen und vereinzelte Verständigungsrufe vernehmen ließen, lösten sich die Späher aus dem Gestrüpp und schlichen vorsichtig auf das Boot zu.

Adrian hielt gerade ein Nickerchen. Er befand sich in der letzten Schlafphase, die bekanntlich die buntesten Träume beschert. Er dehnte sich selig in seinem Bottich, der sich jetzt, da das Geschaukel der Überfahrt aufgehört hatte, als vergleichsweise bequem erwies. Außerdem senkte sich die Nacht leise herab und von See her wehte eine angenehme, erfrischende Brise, die ihn in seinem abgestandenen Wasser freilich nicht erreichte.

Adrian also schlief und folglich entging ihm, was draußen um ihn her geschah. Zunächst wurde das von Scholasticus um einen Felsbrocken geschlungene Ankertau mit leichter Hand gelöst, danach das Bootsinnere untersucht. Auf die Idee, den Deckel des Bottichs zu heben kam dabei niemand.

Auf ein Zeichen hin wurde das Boot vorsichtig ins Meer zurück geschoben. Mit den Seenotriemen wurde es sodann ins offene Wasser hinaus gerudert.

Inzwischen sank die Nacht herab. Der volle Mond stand halb und tief über den Zweigen der Bäume. Er lugte noch kaum über seinen Horizont herauf. Er hatte seine lange nächtliche Bahn - den Consversionen zur Freude – noch vor sich.

Adrian erwachte von dem leisen Plätschern. Außerdem wurde es für ihn ohnehin Zeit. Als er jedoch das neuerliche Schaukeln des Bootes bemerkte, verhielt er sich still unter dem Deckel des Bottichs und lugte vorsichtig aus dem Spundloch, das sein Sehfeld freilich arg einschränkte.

Immerhin gewahrte er die Fremden, hörte sie aufgeregt wispern, ohne ihre Worte zu verstehen und sah und hörte, wie sie sich ungeschickt mit den Riemen abmühten. Auf diese Weise kämen sie nicht weit, dachte Adrian. Das Rudern wurde denn auch alsbald eingestellt.

Die Fremden glitten über Bord. Einer um den anderen schlüpfen die Bootsdiebe über Bord und ließen sich in die kühlen Fluten gleiten, in welchen sie sogleich verschwanden. Soweit Adrian feststellen konnte, war er alsbald allein. Er wartete noch einige Minuten, nur um ganz sicher zu gehen. Dann lüpfte er vorsichtig den Deckel, um sich einen rundum Blick zu verschaffen. Er behielt recht, er war allein in dem Boot.

Die Diebe hatten sich davon gestohlen. Wo waren sie hin? Was sollte das bedeuten? Adrian überlegte nur kurz, dann sprang er ihnen entschlossen hinterher. Er war jetzt hellwach und zu allem bereit. Außerdem hegte er einen ganz bestimmten Verdacht, der sich, kaum dass er einige hundert Meter in schnellstem Tempo an Tiefe gewonnen hatte, tatsächlich bestätigte.

Adrian verschlug es die Sprache. Aber es bestand kein Zweifel. Was er vermutet hatte, bestätigte sich augenscheinlich. Er konnte sich nicht täuschen, oder vielleicht doch? Aber nein, es musste sein, wie er vermutete, eine andere Möglichkeit kam nicht in Betracht, nicht hier, gut zehn Meilen von jeder, selbst noch der entlegensten Farm des Meervolks entfernt.

*

Die Landtruppe unter Führung von Scholasticus erreichte inzwischen die Inselmitte, wo es galt, ein Basislager zu errichten. Von den Wächtern hatte man leider nichts bemerkt. Die Unterstände erwiesen sich als verlassen und verwüstet. Spuren deuteten auf heftige

Kämpfe hin, wie ja bereits eine verstümmelte Botschaft über die alsbald unterbrochene Telefonverbindung von Kämpfern Kunde gab. Von den angeschwemmten Leichen nicht zu Reden.

Die Consioren würden bald ausschwärmen, soviel war sicher. Der Mond schien bereits und lugte zu Dreivierteln über den Meeresrand und zwischen die niederen Gipfel. Die Flanken des Berges in der Inselmitte leuchteten gespenstisch in dem fahlen Licht, als es auf die zackigen Kämme und Felsklüfte fiel.

Da die Unterstände allesamt zerstört waren und zwar auf unvorstellbar heftige Weise, als habe jemand in höchster Wut alles kurz und klein geschlagen, blieb der Gruppe kaum etwas anderes übrig, als sich für die Nacht ein eigenes Lager zu bauen.

Zunächst musste genügend Holz für die lange Nacht herbeigeschafft werden. Diese Aufgabe übernahmen Walter und Pooty, da sie sich als Tiere unauffällig im Busch zu bewegen verstanden.

Feuer war so ziemlich der sicherste Schutz vor Raubtieren, ganz gleich welchen Ursprungs. Die anderen schichteten eine Steinmauer um den Schlafplatz. Da das Feuer nicht überall sein konnte, wurde es vor der offenen Seite der Umfriedung entzündet.

Der traurigste Teil ihrer Mission war mithin bereits erfüllt. Sie hatten herausgefunden, dass die Wächter der Consiorensinsel verschwunden und ihre Unterstände verwüstet waren und niemand am Leben geblieben zu sein schien. Von den Angreifern aber fehlte jede Spur.

Es war die Direktorin selbst, die den Verdacht äußerte, ob gar die Consioren außer Kontrolle geraten und über die Wächter hergefallen waren. Um so dringlicher erschien es, sich selbst nun nach bestem Vermögen vor ihnen zu schützen. Es galt, die kommende Nacht zu überstehen, denn morgen früh wäre der Consioren-Spuk erst einmal wieder für einen Monat vorüber.

Vielleicht war aus den Rückverwandten dann etwas herauszuholen. Ernstlich glaubte freilich niemand an diese Möglichkeit.

Arundelle versuchte, sich nicht von der ungunstigen Überlegung der Erwachsenen anstecken zu lassen. Sie konnte sich Billy-Joe nun einmal nicht als reißendes Raubtier vorstellen, das Wachposten

zerfleischte und Lager verwüstete. Und da er unter den Conservioren ohne Zweifel das stärkste Exemplar seiner Art darstellte, fand sie die ganze These ziemlich absurd.

Erst einmal krochen die Verängstigten jedoch zusammen und verschanzten sich hinter ihrer Mauer aus losen Steinen, die im Ernstfall eher symbolischen Wert hatte. Da waren ganz andere Mauern buchstäblich zerfetzt worden.

Immerhin besaßen sie einige Waffen. Arundelle und Tibor wurden denn auch ins beste Büchsenlicht gesetzt. Von ihren Wachposten aus übersahen sie einen Gutteil der Lichtung, auf der sich das Lager befand. Einzig die Bergflanke bereitete Sorge, denn diese war völlig uneinsehbar und verlor sich als gähnende Drohung im Schwarz der Nacht. Der Berg wölbte sich mit seinem Schlagschatten himmelhoch darüber auf.

Der Schatten nahm eher zu mit dem Aufsteigen des Mondes und vertiefte sich, als zu schwinden. Und von dort aus der Tiefe würde der Angriff erfolgen, Tibor war sich sicher. Arundelle widersprach nicht. Also wurde Scholasticus dazu abgeteilt, diesem Ort seine ungeteilte Aufmerksamkeit zu widmen. Tibor ließ ihm eine seiner Pistolen, die der überzeugte Pazifist jetzt dankbar annahm – „nur zur Selbstverteidigung“, wie er betonte. Als ob irgend jemand etwas anderes mit seinen Waffen vorgehabt hätte!

Marsha versuchte sich mit einer Telefonverbindung zur Insel Weisheitszahn, während sie auf das Feuer aufpasste. Es sollte nicht zu hoch lodern, aber auch nicht zu niedrig in sich zusammen sinken.

Tibor war mit ihrem Werk unzufrieden, zumal Frau Wiggles-Humperdijk auch mit ihrer Telefonverbindung nicht zurecht kam. Sie wollte einen Notspruch absetzen, war aber nicht sicher, ob sie durchkam. Außerdem, was könnte die angeforderte Unterstützung mehr tun, als sich, sobald sie angekommen war, so schnell wie möglich zu verschanzen? Niemandem war angeraten, sich zur Nachtzeit hier ungeschützt durch den Busch zu bewegen, und Fahrzeuge ließen sich auf den zur Verfügung stehenden Booten nun einmal nicht transportieren. Das gläserne U-Boot lag im Dock und wurde nach den extremen Manövern der Flucht gründlich überholt. Also stand auch dieses nicht zur Verfügung.

Da müsste schon der Hubschrauber selbst kommen, aber der war auf dem Weg nach Sidney. Adrian ließ auf Drängen der Freunde mehr

Munition für die Gewehre der Aufständischen besorgen, was er Marsha freilich so nicht mitgeteilt hatte. Hilfe aus der Luft war mithin nicht zu erwarten.

Marsha versuchte trotzdem immer wieder, die Funkverbindung herzustellen. Sie versuchte es so lange, bis die Batterien ihren Geist aufgaben und völlige Funkstille eintrat, erst dann gab sie resigniert und verzweifelt auf. Nun könnte man noch nicht einmal mehr einen letzten SOS-Ruf aussenden.

Wenigstens hatte Arundelle noch ihre Zauberpfeile, deren Fähigkeiten Marsha wohl nicht verstand oder an die sie in ihrer Aufregung nicht dachte.

Von der Bergspitze drang klagendes Geheul zu ihnen herab. Sogar dem Beherztesten standen die Haare zu Berge, zumal in ihrer Situation. Tikas Lied der Einsamkeit traf einen empfindlichen Nerv. Die Antwort ließ - erschreckend nah -, nicht lange auf sich warten und brachte das namenlose Grauen womöglich noch eindringlicher zum Ausdruck. Die Lauschenden erstarrten. Sie fühlten sich in eine unheimliche nächtliche Welt hineingezogen. Auch sie spürten etwas von der absoluten Leere und glaubten sich alsbald ebenso im unendlichen All verfangen.

Arundelle zuckte zusammen, als ihr bewusst wurde, wessen Stimme da antwortete. Dergleichen Weltschmerz in einem Freund verborgen zu wissen, bereitete ihr seelische Qual. So hatte sie sich das Befinden des verwandelten Freundes nicht vorgestellt. Vielleicht wäre ihr Rat anders ausgefallen, wenn sie auch nur im entferntesten von der Art des Schmerzes und von dessen Ausmaß geahnt hätte.

*

Adrian glaubte bei seiner Erkundung in der Tiefe des Meeres genug verstanden zu haben. Was sollten ihm in dieser Situation Beweise, dachte er. So schnell er konnte, machte er sich auf den Rückweg. Zunächst galt es, das Boot zu retten, damit die Ausgesetzten die Möglichkeit zur Heimfahrt bekamen.

Auch er konnte zwei und zwei zusammenzählen. Bei den Verfolgten handelte es sich zweifellos um die Attentäter. Die angeschwemmten Leichen der Wächter gingen auf ihr Konto.

Und sie waren zweifellos dem Meer entstiegen und wieder im Meer verschwunden. Hätte er ihre Verwandlung nicht mit eigenen Augen gesehen, niemand würde die Zusammenhänge auch nur ahnen. Es war der reine Zufall, der ihn lenkte. Hätte er nicht in seinem

Bottich - ganz und gar unbemerkt geschlafen - er wäre ihnen niemals auf die Schliche gekommen.

Aber wieso stahlen sie Boote? Dafür konnte es nur eine Erklärung geben: Die wollten nicht, dass jemand die Insel wieder verließ. Die Invasion hatte also begonnen und war womöglich in vollem Gange.

Was, wenn auch die Insel Weisheitszahn bereits angegriffen wurde? Sollte er nicht besser gleich nach dorthin zurückkehren? Den Erkundungstrupp könnte man auch später noch von der Convioreneninsel abholen. Die Menschen auf der Insel Weisheitszahn galt es zu warnen. Niemand dort ahnte etwas von der tödlichen Gefahr aus der Tiefe.

An Land glaubten die Menschen sich sicher. Doch die Meermenschen hatten inzwischen einen Weg gefunden, das Meer zu verlassen. Er hatte ihre Rückverwandlung mit eigenen Augen gesehen.

Es war eben ein Unterschied, ob sie für kurz wie ein gestrandeter Seehund hilflos im Sand robbten. Allem Anschein nach liefen sie wie die Erdenbewohner auf zwei Beinen und Luft atmeten. Womöglich trainierten sie seit Tagen an entlegenen Gestaden für die Invasion?

Eine entschlossene Invasionstruppe nähme die Insel Weisheitszahn im Handstreich. Niemand war dort auf einen solchen Angriff auch nur im entferntesten vorbereitet.

Adrian verdoppelte vor Sorge sein Tempo. Es hatte keinen Zweck, die Insel Weisheitszahn erreichen zu wollen. Er war der Convioreneninsel viel zu Nahe. Über sich sah er den Bootsrumpf. Er schaukelte dunkel auf dem silbernen Teppich, der vom Mondlicht beschienenen Wasseroberfläche.

Würde er das Boot ins Schlepptau nehmen können? Einmal in Fahrt, wäre es vermutlich nicht allzu schwer. Freilich würde er dadurch an Geschwindigkeit einbüßen.

Doch darauf käme es letztlich nicht an. Er müsste ohnehin auf den Sonnenaufgang warten und hoffen, dass seine Umwandlung rechtzeitig erfolgte. Die Strecke, die es über Land zurückzulegen galt, wollte er die Stoßtruppe warnen, war in seinem Zustand nicht zu meistern. Er käme keine zwanzig Meter weit.

Immerhin konnte er sich nun Zeit lassen. Bis zum Morgengrauen vergingen noch gut fünf Stunden. Andererseits - waren fünf Stunden nicht auch genug Zeit, die Meerenge zu durchqueren? Die Zwischenschule wäre dann wenigstens gewarnt!

Ob man ihm in seinem gegenwärtigen Zustand glauben würde? Was, wenn er auch dort zu spät käme? Außerdem müsste er das Boot zurück lassen und den Spähtrupp, der nicht ahnte, was um ihn her vor sich ging. Der Trupp nicht, und nicht die Conversioren, soweit es sie noch gab!

Morgen früh bräuchten die ein Boot. Wenn er doch nur wüsste, was wichtiger war. Rein gefühlsmäßig neigte er der zweiten Überlegung zu. Er entschied sich, diesmal seinem Gefühl zu folgen. Er setzte seinen Weg entschlossen fort.

Das schwere Boot ließ ihn nur langsam vorankommen, doch der Mond war noch nicht untergegangen, als er es sacht in den Sand der Anlegestelle schob und sich selbst auf eine Erkundungsrunde um die Insel machte.

Womöglich entdeckte er Hilfreiches. Viel Hoffnung besaß er nicht, andererseits hatte er nichts zu tun und tatenlos auf das Morgengrauen zu warten, war nicht nach seinem Geschmack, dazu war er viel zu aufgeregt.

Welch eine Infamie! Die hatten todsicher Hilfe von außen erhalten. Niemals zuvor war dergleichen geschehen. Jedenfalls nicht, solange er sich zurück erinnern konnte. Er war immer der einzige Wanderer zwischen den Welten gewesen.

Noch während er dies dachte, fiel ihm plötzlich etwas ganz anderes ein. Er bemerkte einen entscheidenden Denkfehler. Seinen Überlegungen lagen falsche Annahmen zugrunde. Dass er darauf nicht gleich gekommen war!

Richtig, so musste es sein. Deshalb also der Rückzug! Jetzt verstand er. Beinahe hätte er vor Erleichterung laut aufgelacht.

Doch dann fiel ihm ein, wie viel Unheil von den Wechselbälgern bereits angerichtet worden war. Gleichwohl - sollte sich seine Annahme bewahrheiten, dann fände ein Gutteil der anstehenden Probleme eine unverhoffte Lösung.

34. Die Gefahr aus der Tiefe

Das Böse nimmt vielerlei Gestalt und schlüpft in mancherlei Lebewesen. Keines ist vor Anfechtungen gefeit. Denn alles was lebt, das leidet auch. Und möglicherweise sind Schmerz und Leiden das

Tor des Bösen zu dieser Welt. Im Schmerz zieht sich die Kreatur zurück, sorgt zuerst für sich, geifert in seiner Not um einen Schluck Wasser und kämpft mit Zähnen und Klauen um sein Stückchen Erdenbrot.

Arundelle sinnierte so vor sich hin. Tibors Augen blitzten längst nicht mehr hellwach. Die Nacht zog sich. Das angestrengte Starren in die Dunkelheit ermüdete die Augen. Scholasticus tat sich in seinem Abschnitt besonders schwer. Dabei oblag ihm die größte Verantwortung.

Walter und Pooty auf Außenposten waren seit Stunden nicht aufgetaucht, obwohl mit ihnen vereinbart worden war, sich jede Stunde zu melden.

Das Geheul der Dingos zerrte längst nicht mehr so heftig an den Nerven. Das Mitgefühl mit ihrer Einsamkeit stumpfte ab und jeder im Lager empfand jetzt vor allem die Störung. Immerhin hielt man sich damit wach.

Unermüdlich klagten die beiden Dingos dem runden Mond ihr namenloses Weh. Schmerz einer gespaltenen Seele vielleicht, ins Erdenlos verbannt der eine Teil, der irdischen Begierde verfallen, der andere.

Ein Jeder interpretierte das Heulen nach seinem Vermögen. Alle Interpretation aber zielte in eine ähnliche Richtung. So war die Meinung einhellig, ohne dass darüber Worte gewechselt wurden.

Wenn von den Dingos also keine unmittelbare Gefahr ausging, solange diese in der Ferne den Mond anheulten, wovor galt es sich zu schützen? Reißende Raubtiere gab es weiter keine unter den Conversioren der Zwischenschule. Penelope M'gamba war als Greif womöglich von ihren Ausmaßen her die größte Raubtiergestalt. Doch sie durchstriefte hoch droben die Lüfte, segelte viele Kilometer über ihnen durch die blaue Nacht. Sie kehrte sicher gerade von einem weiten Ausflug zurück, um pünktlich bei Sonnenaufgang zugegen zu sein.

Vielleicht brachte sie sogar Kunde von den Umtrieben des Meervolks mit. Auch sie war voller Sorge in die Verwandlung gegangen, der sie sich wie all die anderen Conversioren nicht hatte entziehen können.

Wer aber war für die Verwüstungen auf der Insel verantwortlich? Wem waren die Wächter zum Opfer gefallen? Wer hatte ein Interesse daran, die Conversioren ohne Aufsicht zu lassen? Die Spuren der Angriffe waren unübersehbar.

Arundelle glaubte natürlich, die Handschrift von Malicius Marduk zu erkennen. Doch diese las sie inzwischen überall, so dass selbst sie an ihrer Wahrnehmung leise Zweifel anmeldete.

Und wenn die Angriffe doch auf das Konto der Dingos gingen? Dass sie heute untätig heulten, musste ja nicht zwangsläufig bedeuten, dass sie dies auch in den vorangegangenen Nächten getan hatten.

Ob sie das schlechte Gewissen plagte? Gar zu ausdauernd ließen sie die langgezogenen jammervollen Töne durch die Nacht schallen.

Die Leichen der Wächter waren an die Gestade der Insel Weisheitszahn getrieben worden, immerhin eine knappe halbe Bootsstunde von der Conversionsinsel entfernt. Selbst wenn sie bereits am ersten Tag ins Wasser geworfen worden waren, hätten sie innerhalb der vergangenen drei Tage auch bei günstiger Strömung kaum von allein soweit treiben können. Etwas anderes steckte dahinter; und das konnte kaum von den Dingos ausgegangen sein.

Arundelles Überlegungen schienen ihr so wichtig, dass sie sich Scholasticus sogleich mitteilen wollte. Doch eben als sie zu ihm hinüberhuschen wollte, krachte es im Gesträuch. Alle fuhren auf, schreckten aus dem Dämmerzustand zwischen Schlaf und Wachsein.

Frau Wiggles-Humperdijk stieß ein frisches Scheit ins bedrohlich niedrig brennende Feuer, sodass die Funken stoben und die Flammen aufloderten. Arundelle sprang ihr Bogen förmlich in die Hände und ein Pfeil spannte die Sehne wie von selbst.

Tibor riss das Gewehr an die Wange und zielte aufs Geratewohl ins Dunkel. Scholasticus, unerfahren wie er in Kriegdingen war, sprang auf, statt sich zu ducken und schrie: „Wer da, Freund oder Feind?“

Er erhielt selbstverständlich keine Antwort. Arundelle und Tibor riefen gleichzeitig: „In Deckung“, und Scholasticus kauerte sich gehorsam hinter die Mauer. Keinen Moment zu früh, denn über ihn zischte ein Wurfspieß in voller Wucht hinweg. Er fuhr zwischen die Steine und blieb dort zitternd stecken.

Scholasticus ging vor Schreck die Pistole in der Hand los und eine Kugel pff ins unheimliche Dunkel, wo sie jaulend vom Fels prallte. Überall wurde es nun lebendig. Es raschelte und knisterte. Kaum sichtbare Schemen huschten irgendwo zwischen Fels und Strauch.

Steine kollerten - mitunter blitzte eine Speerspitze oder ein Dolch im blassen Mondlicht. Oder waren es die goldenen Pfeile, die Arundelles Bogen in einem wahren Hagel verschoss?

Schmerzensschreie verkündeten, dass so mancher Pfeil sein Ziel fand. Auch Tibors Büchse knallte in rascher Folge.

Zu allem Unglück hatte Scholasticus seine Brille verloren. Er sah noch weniger als zuvor und beschränkte sich darauf, von Zeit zu Zeit in die Luft zu feuern. Trotzdem bemerkten die Angreifer diese Schwachstelle der Verteidigung alsbald.

Doch auch Arundelle und Tibor wurden die veränderte Angriffsstrategie gewahr und konzentrierten ihr Feuer auf den schwarzen Felsabschnitt, wo freilich auch sie nichts von den Angreifern zu sehen bekamen.

Der Speerhagel wurde jetzt dichter. Frau Wiggles-Humperdijk sank mit einem Schrei am Feuer in sich zusammen. Auch Scholasticus erwischte eine der furchtbaren Waffen. Eine Speerspitze fuhr ihm in den rechten Oberschenkel. Er ließ seine Pistole fallen und riss sich den Speer aus der Wunde, aus der sogleich das Blut quoll, woraufhin ihm die Sinne schwanden.

Die Angreifer waren heran. Tibor und Arundelle begriffen die Aussichtslosigkeit der Lage. Zu viele Angreifer stürmten gegen den niederen Wall. Steine flogen beiseite, bewaffnete Hände streckten sich herüber. Tibor hieb wild mit Säbel und Dolch um sich. Aber die Angreifer boten kein Ziel, zu flink waren sie.

Immerhin gelang es Tibor und Arundelle, sich die Angreifer vom Leib zu halten. Sie drehten sich im Kreis Rücken an Rücken, während die Mauer endgültig unter der Wucht des Angriffs bröckelte. „Nun hilft nur noch eins“, rief Tibor, „die Flucht.“

Arundelle begriff. Sie verhakte ihre Arme mit denen Tibors. Beide drehten sich immer schneller, wurden zum grünen Wirbel, der sich in Sekundenschnelle in die Luft schwang und den verdutzten Angreifern entschwebte. Vergeblich schleuderten diese ihnen ihre Speere hinterher.

Arundelles Zauberbogen umspannte die beiden flugs mit einem Abwehrschild. Dann waren sie auch schon außer Reichweite und verschwanden zwischen den hohen Bäumen unterhalb des aufragenden Felsens.

Scholasticus Schlauberger und Marsha Wiggles-Humperdijk aber blieben zurück. Waren beide bereits tot? Frau Wiggles-Humperdijk war am Feuer zusammengesunken, Professor Schlauberger lag einige Meter weiter leblos am Boden. Blut sickerte aus seiner Wunde. Tot - oder verletzt und gefangen - so sah beider Schicksal aus.

Nahe dem Gipfel gingen Tibor und Arundelle nieder. Hier waren sie zunächst sicher. Im Mondlicht lag der kahle Fels verlassen da und auf gut dreißig Meter könnte sich niemand unbemerkt nähern. Erst einmal verschnauften sie. Besonders Arundelle rang nach Atem. Der ungewohnte Schnellstart hatte all ihre Energien abgerufen. Außerdem blutete sie aus mehreren Wunden, die sie erst jetzt bemerkte, da sie zu schmerzen anfangen.

Auch Tibor war nicht unverletzt geblieben. Wie denn auch? Ihn hatte ein Stein die Wange zertrümmert. Sein rechtes Auge war völlig geschwollen. In der Schulter steckte ein Dolch.

Seine eigenen Waffen hatte er verloren. Das Gewehr hatte er fortgeworfen, als es zum Nahkampf kam, und der Säbel war ihm entglitten, als er Arundelle in seinen Sublimatiorentanz zog.

Dank der Medizintasche am Grund von Arundelles Köcher waren sie nicht ganz ohne medizinische Versorgung. Sie verarzteten sich gegenseitig notdürftig so gut sie konnten. Viel Staat war mit ihnen nicht zu machen. Das sahen sie selbst. Sie bräuchten Hilfe und zwar schnell, wollten sie ihre Direktorin und den Professor retten, falls diese überhaupt am Leben waren.

Nach der Insel Weisheitszahn hinüber wäre es auf jeden Fall viel zu weit. In ihrem geschwächten Zustand stürzten sie womöglich auf halber Strecke ins Meer. Arundelle erwog einzuschlafen, um im Traum Hilfe zu holen. Doch sie war zum Schlafen viel zu aufgeregt und außerdem waren Traumgestalten zum Kämpfen ganz und gar ungeeignet. Sie bräuchten handfeste Hilfe und das möglichst sofort.

Außerdem wussten sie zu wenig über die Angreifer. Arundelle hatte zwar ihren Verdacht, der sich durch den Dolch, den sie aus Tibors Rücken entfernte, eher erhärtete, Gewissheit aber besaß sie nicht.

Jetzt tat Walters Rat not. Walter würde sofort spüren, ob es sich bei den Angreifern um **Wermenschen** handelte. Wenn dem so war, dann müssten sie beide unter allen Umständen verhindern, dass diese mit ihren Gefangenen vor Sonnenaufgang ans Meer gelangten. Immer vorausgesetzt Scholasticus und Marsha waren noch am Leben. Wenn sie erst einmal ins Meer gezerrt worden waren, dann wären sie endgültig verloren. Miserioren in ihrem Element ließen sich nun einmal keine gefangenen Seelen entreißen, wenn sie diese in ihrer Gewalt hatten.

Statt Tibor jetzt in aller Ausführlichkeit ihren Verdacht zu erörtern, beschränkte Arundelle sich darauf, das Nächstliegende vorzuschlagen, was er auch ohne Widerspruch akzeptierte. Beide

fühlten sich zwar reichlich schwach, doch zu einem Flug über die Insel würde es wohl reichen.

„Wir müssen verhindern, dass die Gefangenen zum Meer geschleppt werden“, erklärte Arundelle: „Ich wüsste nur einen, der uns jetzt helfen kann: Billy-Joe. So vernebelt kann der gar nicht sein, als dass der nicht begriffe, worauf es jetzt ankommt“, sagte sie und hoffte inständig, sie würde recht behalten.

Das Geheul der Dingos hallte ihr noch in den Ohren nach, und das hatte doch sehr fremd geklungen. Vielleicht war Billy-Joe weiter von seiner Menschlichkeit entfernt, als sie sich das vorstellen konnte.

Ihr Flug über die Insel diente dazu, nach den Dingos zu suchen. Da der Mond sich bereits gen Osten neigte und sich mit dem herauf dämmernden Tageslicht vereinte, hatten sie eine recht passable Sicht.

So niedrig wie es eben ging, rauschten die Tanzenden über die Wipfel und ließen sich in jede Lichtung sinken. Doch vergebens. Von den Dingos keine Spur. Dafür aber entdeckten sie den Zug der Angreifer, die ihre Gefangenen wie Schlachtvieh an Stangen gefesselt mit sich schlepten.

So schrecklich der Anblick auch war, so ließ er doch vermuten, dass die beiden am Leben waren. Wie Arundelle angenommen hatte, bewegte sich der Zug in Richtung Bootsanlegestelle. Wenn die Marschierenden dieses Tempo beibehielten, würden sie ihr Ziel bis zum Tagesanbruch erreichen. Das aber galt es auf alle Fälle zu verhindern.

„Sieh mal, da ist Walter“, rief Tibor plötzlich. Arundelle, die sich ganz auf die Entführer ihrer beiden Lehrer konzentriert hatte, schaute in die angezeigte Richtung. „Wo denn“, flüsterte sie kaum hörbar im schnellen Wirbelwind, den sie erzeugten. „Da zwischen den Büschen, weiter rechts“, flüsterte Tibor zurück und versuchte, hinunter zu deuten, was bei der raschen Drehbewegung, in der sie sich befanden, nicht einfach war.

„Ah ja, und die Dingos sind bei ihm. Das Beste wird sein, wir stoßen zu ihnen, meinst du nicht?“ Tibor ließ sie bereits sanft zur Erde gleiten. Exakt neben den Tieren setzten die beiden Tänzer auf. Das Grün ihres Lichtwirbels vermischte sich mit dem dunkleren Grün des Unterholzes, das sie sogleich aufnahm und gegen neugierige Augen unerwünschter Beobachter schützte.

Nach einer hastigen Begrüßung machte sich die kleine Gruppe sogleich an die Verfolgung. Tibor bereitete es trotz seiner Verletzungen wenig Mühe, sich dem Schleichgang der Tiere anzugleichen. Arundelle gab sich alle Mühe, geräuschlos zu folgen.

Doch sie blieb schon bald zurück. Pooty schlüpfte aus Walters Beutel und gesellte sich zu ihr, als er ihre Schwierigkeiten bemerkte.

Tika und Billy-Joe, die beiden Dingos, Walter, das Känguru, und Tibor, der Mensch, aber hielten gleichen Abstand zu den Enteilenden, die nun, da sich die Zeichen des nahen Tagesanbruchs mehrten, hastig voranpreschten. Bald konnten die Verfolger jede Vorsicht fahren lassen.

Hatten sie einen Plan? Walter und die Dingos mussten sich ja wohl etwas gedacht haben, überlegte Tibor. Doch Walter verneinte. Sie hatten die Entführer der Lehrer auch gerade erst entdeckt gehabt. Für einen Plan war keine Zeit gewesen. Ihnen sei nichts besseres eingefallen, als den Flüchtenden zu folgen. Vielleicht ergäbe sich beim ersten Halt eine Möglichkeit, die beiden Lehrer zu befreien.

Die Lichtung war erreicht. Das Meer schimmerte nun schon golden von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Auch für die Dingos wurde es Zeit, die Gestalt zu wechseln, denn heute war ihr letzter Tag. Tibor staunte nicht schlecht, als er Zeuge der einsetzenden Verwandlung wurde. Eben noch auf allen Vieren streckten und dehnten sich die Tiere, verschoben Gliedmaßen und wandelten Fell in nackte Haut.

Arundelle, die nun auch herankeuchte, warf Tika ihren Überwurf zu und Walter zauberte aus seinem Beutel weitere passende Kleidungsstücke, die sich die beiden Consioren hastig überstreiften. Auch bei dem Trupp, den sie verfolgten, tat sich einiges. Die beiden gefesselten Professoren lagen achtlos am Strand, während ihre Entführer in größter Eile dem Meer zustrebten, um sich in die rettenden Fluten zu werfen.

Schuppen blitzten auf. Nachzügler robbten erstickend durch den trockenen Sand. Einige blieben gar liegen, nur wenige Meter vom rettenden Nass entfernt und zuckten wie gefangene Fische auf dem Trockenen.

„Genau wie ich dachte“, rief Arundelle. „Los, lasst uns denen helfen, die können ja nichts dafür. Denkt an Walter!“ Hände griffen zu und schleppten die Erstickenden ins rettende Wasser, wo sie sich alsbald erholten und so schnell sie konnten, hinaus ins offene Meer davon strebten.

Arundelle kniete bereits neben den verletzten Lehrern. Aus ihrem Köcher zog sie die nötigen Salben und Verbände. Scholasticus stand bald wieder auf eigenen Füßen, trotz seiner Beinverletzung und humpelte tapfer mit zusammengebissenen Zähnen dem Boot entgegen, das wie durch Zauberhand gezogen an den Strand stieß.

Er erkannte Adrian Humperdijk, der splitternackt an Land watete und das Ankertau über die Schulter geschlungen hielt.

Marsha Wiggles-Humperdijk lag noch immer dort, wohin sie gefallen war. Arundelle bemühte sich um sie, doch es war ihr trotz der Zaubermacht des Bogens nicht gelungen, sie ins Leben zurückzurufen.

Es sah böse aus. Adrian stieß einen erstickten Schrei aus, als er seine Frau ganz leblos daliegen sah und stürzte, nackt wie er war, zu ihr, warf sich neben sie in den Sand und küsste ihre kalten, todblassen Lippen wieder und wieder.

Arundelle glaubte alsbald, einen rosigen Schimmer auf den Wangen der Leblosen zu erkennen. Und tatsächlich, mit einem leisen Seufzer schlug Marsha Wiggles die Augen auf und schlang ihre drallen Arme um Adrian Humperdijks Hals, dem vor Glück Tränen in die Augen traten.

Die Lichtung hatte sich inzwischen gefüllt, denn alle anderen Consioren kehrten ebenfalls zur Anlegestelle zurück. Vergebens suchten die einen nach ihrer Kleidung. Andere lagen wie Marsha wie tot im Sand, wohin sie sich mit letzter Kraft geschleppt hatten. Speerspitzen und Dolche hatten auch ihnen schreckliche Wunden geschlagen.

Walter bekam alle Hände voll zu tun, das Nötigste an Medikamenten und Kleidung aus seinem Beutel zu zaubern.

Das von Adrian Humperdijk gerettete Boot erwies sich als zu klein für die vielen Verletzten. So legte es erst einmal mit den schwersten Fällen ab. Gegen Mittag käme es wieder, um die Zurückbleibenden zu holen. Die machten sich auf die Suche nach den Vermissten, deren es wenigstens drei gab. Mit letzter Sicherheit könnte man die genaue Zahl erst in der Zwischenschule erfahren, zumal Adrian, der den besten Überblick hatte, mit seiner Marsha bereits abgefahren war.

Frau M'gamba, die in Greifengestalt ziemlich spät nieder rauschte, hatte wahrlich andere Sorgen. Sichtlich verwirrt gestand sie, die genaue Anzahl der mitgereisten Consioren vergessen zu haben.

Sie hatte ihre Zeit damit verbracht, das Trainingscamp der Meermenschen auszuspähen. Mit ihnen verhielt es sich, wie Arundelle bereits vermutete. Einigen von ihnen gelang es offensichtlich, sich in Erdlinge zu verwandeln. Auf einer einsamen Insel übten sie sich unter Anleitung eines finsternen Legionärs sergeanten im Kriegshandwerk.

„Täglich entstiegen dem Meer neue Rekruten. Offensichtlich fand dann ein Wechsel statt“, berichtete Frau M'gamba. „Allzu viel können die in einem Tag doch nicht lernen“, gab Tibor zu bedenken.

„Mir schien, als ginge es darum auch nicht. Ihr blutiges Handwerk verstehen die Truppen aus der Tiefe sehr gut. Ich glaube, ihnen sollte die Angst vor dem festen Land genommen werden, denn dies schien für sie das einzig Ungewohnte bei der Sache“, antwortete Penelope M’gamba.

Arundelle nickte nachdenklich. Sie alle hatten die wilden Krieger in ihrem Element erlebt. Selbst die Erinnerung ließ sie erschauern.

„Aber ist es nicht so, dass die nun ebenfalls für einen Monat still halten werden? Das sind doch auch irgendwie Conversionsen, denke ich“, fragte Tibor. Walter und Pooty stimmten ihm zu. Walter besaß diesbezüglich immerhin eigene Erfahrungen. Doch Arundelle schüttelte zweifelnd den Kopf. „Darauf können wir uns leider nicht verlassen, fürchte ich. Miserioren verfügen über zusätzliche Kräfte. In gewisser Weise sind sie den Totemtieren überlegen. Sicherlich ist die Vollmondphase besonders günstig, auch für sie. Dennoch werden wir mit dem Höllenspuk möglicherweise bis Neumond zu tun haben.“

Die fähig waren zu gehen, schwärmten den ganzen Vormittag zu zweit oder dritt über die Insel aus auf der Suche nach Vermissten. Mehr konnten sie in ihrer Situation ohnehin nicht tun. Keiner wusste, wie es weiter gehen sollte.

Die steilen Küsten von Weisheitszahn waren im Ernstfall vergleichsweise leicht zu verteidigen. Es gab nur wenige Stellen, an denen eine Invasion überhaupt möglich war. Die scharfen Klippen und Riffe vereitelten an den meisten Stellen jeden Landungsversuch. Andererseits gab es in der Zwischenschule nicht den Ansatz einer militärischen Organisation. Im Gegenteil, die meisten Lehrer und Schüler waren stolz auf ihren Pazifismus.

Wer also sollte die wenigen gefährdeten Plätze verteidigen? Etwa den Bootshafen oder die Ausgänge des inneren Labyrinths, das sich in den Tiefen des Meeres verlor?

Eine entschlossene Truppe könnte in dem Sockel der Insel großen Schaden anrichten, vielleicht sogar die ganze Insel in die Luft sprengen. Eine Vorstellung, die Arundelle die Haare zu Berge stehen ließ. Aber es hatte keinen Zweck, den Kopf in den Sand zu stecken und die Gefahren nicht zu sehen, die möglicherweise auf sie zukämen.

Zwei schwerverletzte Halbwüchsige lagen stöhnend auf einer kleinen Lichtung. Es stand schlecht um die beiden, das sah man auf den ersten Blick. Das Gras um sie her war dunkel und feucht von ihrem Blut. Walter sprang hinzu auf ein Signal hin und versuchte mit seinem Zauberstein das entfliehende Leben in die Körper zu bannen.

Arundelle bemühte sich um die Stillung des Blutflusses. Hastig wurden Tragen gebastelt. Die Verletzten wurden sorgfältig und in aller Vorsicht auf diese gebettet. Die Kräftigsten schleppten die Bahren dann zur Anlegestelle. Die Zeit lief, es kam nun auf jede Stunde an. Ohne fachgerechte Operation würden beide wahrscheinlich nicht überleben, dazu waren die Verletzungen zu schwer.

Anders als bei den anderen, die mehr oder weniger leichte Fleischwunden erhalten hatte, litten diese an Lungen- und Unterleibsverletzungen, und die Gefahr innerer Blutungen konnte nicht ausgeschlossen werden.

Das magische Blutplasma des Zauberbogens ging bereits zur Neige als endlich das Boot mit dem Inselarzt kam. Wieder gelang es nicht, alle der Gestrandeten aufzunehmen. Ein zweites Boot sei in wenigen Minuten da, hieß es, falls es nicht gekapert oder zur Umkehr gezwungen worden war. Leider eine inzwischen durchaus realistische Möglichkeit. Die Meerenge wimmelte nur so von Truppen aus der Tiefe.

35. Ein Angriff der anderen Art

Die Fahrt über die Meerenge verlief nicht glatt. Nur dem Geschick des Steuermanns war es zu verdanken, dass das Sanitätsboot durchkam und herüber anlandete. Und auch ein zweites Boot schaffte es, wenige Minuten später.

Doppelte Eile war geboten. In Sekundenschnelle waren die Verletzten verstaut und die übrigen an Bord gesprungen. Mit Höchstfahrt preschten die Boote dicht nebeneinander über die spiegelglatte See. Zum Glück spielte wenigstens das Wetter mit und machte ihnen keinen Strich durch die Rechnung.

Bei diesem Tempo war den Angreifern aus der Tiefe ein Enterversuch fast unmöglich. Die Gefahr, in die Schrauben zu geraten, oder zwischen den Booten zermalmt zu werden, war zu groß.

Mitunter schien es den Reisenden, als zeigten sich dunkle Schatten unter der Wasseroberfläche. Doch da war das Boot bereits weiter gebräust.

Schon während der Fahrt übermittelte Arundelle ihren Verdacht und lenkte die Aufmerksamkeit auf die Ausgänge des unterirdischen

Höhlensystems an die provisorische Schulleitung, der Grisella von Griselgreif zu Greifenklau nun vorstand, da Marsha Wiggles-Humperdijk auf so tragische Weise ausgefallen war.

Beherzte Schülergruppen, unter denen sich die Sublimationen besonders hervortaten, wurden als Wachposten eingeteilt. Die restlichen Waffen wurden verteilt. Wer nicht gerade Wache schob, übte unter der Leitung von Moschus Mogoleia militärischen Drill.

Das hatten sich die Studierenden freilich anders gedacht. Gerade von den Älteren war so mancher der heimischen Wehrpflicht mit knapper Not entronnen, um hier unterzutauchen.

Als Walter, Tibor und Scholasticus, der sich ein persönliches Engagement nicht nehmen ließ, endlich zu den Kampfbereiten stießen, entdeckte Scholasticus unter ihnen nicht nur Dorothea, seine Frau, sondern auch seinen Bruder Amadeus. Beide geharnischt und gespornt und voller Entschlossenheit, ihren Mann beziehungsweise ihre Frau zu stehen.

Vergessen waren die Querelen wegen der verschwundenen Möbelladung und der provisorischen Einrichtung, die den beiden soviel Kopfzerbrechen bereitet hatten, dass sie gar mit dem Gedanken spielten, die Insel zu verlassen. Vielleicht entwickelten sie nun endlich Heimatgefühle, hoffte Scholasticus.

Doch zu solchen Überlegungen war nicht die rechte Zeit. Lärm vom Vorposten ließ nichts Gutes ahnen. Schreie, Schüsse, die dumpf aus den Höhlen widerhallten und durch das Echo vielfach verstärkt wurden, ließen alle nach ihren Waffen greifen. War jetzt der Augenblick des Angriffs? Scholasticus, der sich auf einmal wie ein großer Feldherr gebärdete, wenngleich er vor wenigen Stunden selbst noch blutiger Kriegsanfänger war, hob den Arm, was bedeutete, alle sollten in Habachtstellung auf sein Angriffszeichen warten.

Einzelne Vorposten stürzten aus der Dunkelheit, zwei, drei, vier zusammen. „Sie sind durch“, schrie eine Stimme. Scholasticus zögerte keinen Moment länger. Sein Arm mit einem von Tibors Säbeln sauste nieder, und die tapferen Verteidiger der Insel Weisheitszahn stürmten ins Ungewisse.

Billy-Joe schoss zwar einige Leuchtpfeile mit Arundelles Zauberbogen ab, den diese ihm überlassen hatte, um zur Krisensitzung der Schulleitung zu eilen. Und auch Walters Zauberstein verbreitete grünliches Licht. Doch nach wenigen Meter herrschte bereits wieder Dunkelheit.

Ins Leere wollte man nicht laufen. Scheinbar waren die Angreifer nicht weiter gekommen, sondern gaben sich damit

zufrieden, den Vorposten zu vertreiben. Dies aber konnte nur eins bedeuten. Eine Invasion sollte folgen, darüber bestand kein Zweifel, so jedenfalls folgerten Walter, Scholasticus, Tibor und Amadeus, die sich bei Adrian Humperdijk zu einem eiligen Kriegsrat zusammen fanden, nachdem der Gegenstoß zunächst einmal abgebrochen worden war.

„Vielleicht wollen die sogar schweres Gerät anlanden“, gab Amadeus zu bedenken. „Irgend so einen Felsbohrer oder auch Sprengkapseln, es gibt da die tollsten Dinger“, stimmte Tibor zu.

„Ist das U-Boot wieder klar?“ - wollte Walter wissen. „Wenn ja, dann sollten wir schleunigst den Sockel der Insel absuchen und herausfinden, was genau sich bei den unterirdischen Eingängen tut.“

„Richtig. Auch wenn's zwischen den scharfen Kanten des Riffs nicht gerade ungefährlich sein dürfte, mit dem U-Boot umherzuschwimmen“, ergänzte Adrian. Er war der Einzige, der das Terrain gut kannte und wurde deshalb dazu auserkoren, die heikle Mission zu begleiten.

*

Die Insel Weisheitszahn bestand nur aus dem Krönchen eines großen Vulkankegels, der sich, je tiefer es ging, um so mehr verbreiterte und der knapp unterhalb der Wasseroberfläche von den ewigen Brechern und Wogen des Ozeans ausgewaschen und unterhöhlt worden war. Der eigentliche Vulkanschlot aber könnte durchaus auch am Meeresgrund zugänglich sein. Dies jedenfalls wäre die größte Gefahr. Denn eine Invasion von dort, könnte durch den Schlot, dessen Durchmesser doch einige Meter maß, in aller Breite erfolgen, wenn er erst mal freigeräumt war.

„Vielleicht sollten wir sogar an die Torpedos denken. Ist zwar ein unschöner Gedanke, aber was sein muss, muss sein“, fügte Scholasticus nach längerem nachdenklichen Schweigen hinzu. Alle nickten. Selbst die strengsten Pazifisten verspürten den Drang zur Selbstverteidigung, jetzt, wo es um alles oder nichts ging.

„Sein oder Nicht-Sein? Das ist hier die Frage“, rezitierte Pooty dumpf in Walters Bauchtasche. Alle grinnten, trotz des Ernstes der Lage.

*

Grisella und Marsha, sowie Penelope M'gamba beratschlagten inzwischen, was ihnen an Magie zur Verfügung stand. Die Verteidigungsüberlegungen der Männer waren ihnen denn doch allzu konventionell. Wozu war man auf der Insel Weisheitszahn? Immerhin versammelten sich hier die seltensten Begabungen, welche die

Menschheit hervorbrachte. Da war es doch immerhin angesagt, über Alternativen nachzudenken und zu beraten. Zumal der Zauberbogen und Walters Zauberstein bereits im Einsatz waren.

Was könnten Animatioren und Somnioren tun? War es ihnen wirklich nur gegeben, sich aus dem Staub zu machen und unangenehmen Umständen aus dem Weg zu gehen? Es galt, einen Zugang zur psychologischen Kriegsführung zu finden - falls es ihn gab.

„Wir könnten versuchen, die Meermenschen vom Joch der Miserioren zu befreien, dann hören die ganz von selbst mit ihrem Krieg auf.“ - meinte Penelope M’gamba. Sie hatte sich selbst davon überzeugt, wie ungern die Meermenschen ihr Element verließen, um an Land ausgebildet zu werden und handelten unter Zwang, dessen war sie sicher.

„Wer ist eigentlich dieser Ausbilder, von dem du uns berichtet hast“, wollte Marsha wissen. Alle merkten auf. Hatte Marsha etwa bereits eine Idee.

„Das ist vielleicht eine seltsame Geschichte“, entgegnete Penelope. – „Das ist überhaupt die Idee, denkst du das gleiche wie ich, Marsha?“ - setzte sie nach einer kleinen Weile hinzu. „Vielleicht ist das überhaupt der entscheidende Hebel.“

*

Während unten inzwischen in aller Hast das U-Boot startklar gemacht und alle Werftarbeiten abgebrochen wurden, ging oben der Plan zur psychologischen Eroberung der Seelen weiter. Noch konnte der Ansatz kein reifer Plan genannt werden. Nur die Richtung war klar, wenn auch die Ausführung noch ganz im Nebel lag.

„Der Zugang kann nur über die Träume erfolgen. Dann folgt eine kombinierte Attacke von Seele zu Seele, sozusagen. Und Hass verwandelt sich in Liebe. Der Miserior wird ausgetrieben, weicht notgedrungen der Zangenbewegung der verdoppelten Liebe. - So ähnlich stelle ich mir das vor“, erklärte Grisella und weinte ein wenig vor Rührung angesichts der beschworenen Liebe.

Ob so viel Liebe aufzubringen war? „Liebe sagt sich leichter, als sie zu fühlen ist, besonders dort, wo man sich kaum kennt. Liebe besteht doch vor allem zwischen innig Verbundenen. Alle andere Liebe ist meist bloß eine Behauptung“, wandte Marsha ein.

„Wie soll man diese blutrünstigen Wilden denn lieben?“ - stimmte Penelope zu. „Nach allem, was sie uns schon angetan haben?“

„Na ja, wir haben uns auch nicht gerade lumpen lassen“, Grisella dachte an die Verseuchung der Meere, den Raubbau am Leben im Meer und an all die Rücksichtslosigkeiten im Namen der Selbstbehauptung und des sogenannten Fortschritts dabei.

Die Menschen standen tief in der Schuld des Meeres und seiner Bewohner, soviel war von vorn herein erst einmal klar. Nur wenn man die Dinge so betrachtete, dann spürte man Mitgefühl und Mitleid, und, wenn man dies beides erst einmal fühlte, dann kam die Liebe wie von selbst.

„Ein gezielter Angriff auf die Träume, so wird es gehen. Wir setzen unsere vereinte Kraft ein und dringen in die Traumwelt vor. Leisten innere Überzeugungsarbeit. Wichtig wird sein, die Richtigen zu finden, also diejenigen, welche vom Bazillus des Krieges angesteckt wurden. Dies ist sicher eher eine Minderheit. Aber wenige werden es auch nicht gerade sein.“

„Ob da unsere Somnioren reichen werden?“ – „Und was machen die Animatioren? Ich sehe die Zangenbewegung noch nicht.“ - „Was, wenn die gar nicht rankommen?“ - „Da mach dir mal keine Sorgen, Seelen sind sich ähnlicher als vieles andere, die brauchen nicht viel, um einander zu erkennen und zu vertrauen. Hauptsache, sie werden nicht hereingelegt. Und reinlegen wollen wir niemand, höchstens retten. - das müssen wir rüberbringen. - Wenn die wüssten! Miserioren sind wirklich die Pest, die verputzen so einen Unterwasserverein doch zum Frühstück, wenn's sein muss. – und, was das heißt, mag man sich gar nicht ausmalen...“

„Gut, dann berufe ich die gesamte Schulgemeinschaft bis auf die Wachposten in der großen Aula zu einer Schulkonferenz ein“, fasste Marsha die Überlegungen zusammen. „Wir bereden dann die Strategie.“

„Vor allem die Zangenbewegung“, fügte Penelope M'gamba hinzu, die sich eigentlich für die Animatioren verantwortlich wusste.

Trotzdem wollte sie lieber etwas anderes machen: „Ich selbst werde dem Legionssergeanten auf seiner geheimen Insel einen Überraschungsbesuch abstatten. Als Seele bin ich da vermutlich im Vorteil und kann mich ungezwungen bewegen.“ –

„Lass dich nicht von den Miserioren schnappten, denen schmeckt die eine Seele so gut wie die andere und auf frei umher schweifende Seelen sind die ganz besonders scharf“, warnte Arundelle, die sich bereits wieder ihren Teil dachte.

„Du wolltest uns doch über diesen ominösen Ausbilder was erzählen“, rief Marsha dazwischen.

„Das muss warten. Außerdem will ich mich erst vergewissern“, entgegnete Penelope M’gamba.

„Und wer übernimmt die Instruktion der Animatioren?“ - fragte Arundelle. Die beiden Professorinnen sahen einander verwirrt an. Richtig, auch daran war zu denken. Immerhin sollte die Zangenbewegung besprochen werden, und da bedurfte es schon recht genauer Kenntnis der Strategie und Taktik seelischer Beweglichkeit. Niemand wusste so gut wie Frau Professorin Penelope M’gamba über Wesen und Arbeitsweise von Seelen Bescheid.

„Wir können leider nicht auf dich verzichten, Penelope, fürchte ich“, sagte die Direktorin denn auch mit leisem Vorwurf. Warum hatte die Kollegin nicht selbst daran gedacht?

„Dann muss der Legionärssergeant eben warten“, stimmte Frau M’gamba widerstrebend zu. „Obwohl sich der als der Schlüssel zum Ganzen herausstellen könnte.“

„Sollen wir den Männern also den Krieg überlassen? Das kann nicht dein Ernst sein.“

„Am Sergeanten kommen wir dennoch nicht vorbei, ich bin fast sicher!“ - entgegnete Penelope M’gamba. Arundelle stimmte ihr zu. Die Tausend Gesichter des Malicious Marduk geisterten vor ihrem inneren Auge umher. Sie glaubte die Stimme des Advisors zu vernehmen. Sie gäbe jetzt Einiges auf seinen Rat. Zugleich wusste sie, wie wichtig ihre Aufgabe hier drüben war. Sie müsste sich endlich auch einmal der Gegenwart stellen und nicht immer nur in der Zukunft herumgeistern.

„Ich kann doch zu dem Legionssergeanten hin. Immerhin habe ich noch den Zauberbogen – mit ihm zu reisen hat übrigens den Vorteil, dass ich da dann nicht als armes verlorenes Seelchen herumgeistere. Im Schutz des Bogens kann eigentlich kaum was passieren. Vielleicht kommt sogar Billy-Joe mal wieder mit?“

Marsha nickte beifällig, Penelope ebenfalls, wenn auch widerwillig. Sie sah ein, dass dies wohl die beste Lösung war. Man würde keine Zeit verlieren und wahrscheinlich könnte Arundelle die schwere Aufgabe ebenso gut lösen wie sie selbst – oder ebenso wenig. Scheitern war in den Bereichen, in denen sie sich bewegten, zur Zeit durchaus wahrscheinlich.

*

Das U-Boot legte ab. In aller Eile führte die Besatzung das Tauchmanöver durch. Adrian Humperdijk übernahm die Aufgabe des Navigators und persönlichen Beraters des Kapitäns, der immer wieder betonte, die Verantwortung abzulehnen. Weder war das Boot voll

einsatzbereit, noch war es für diesen neuerlichen Tieftauchgang ausreichend gerüstet.

Mensch und Material wurden auf ein Neues einer ungeheuren Zerreißprobe ausgesetzt. Die Spanten knackten, Wasser tröpfelte durch unsichtbare Ritzen und haarfeine Risse. Immer wieder ging ein unheimliches Zittern durch den Rumpf, je tiefer das Boot die Nase gegen den Grund kehrte.

Noch funktionierte die Navigation einwandfrei. Das Ruder sprach auf den leisesten Druck an und elegant umschiffte der schlanke Bootsleib die scharfen Klippen und Riffe, die allenthalben plötzlich aus dem Nichts auftauchten.

Hier unten herrschte Dämmerlicht. Ohne die starken Bogscheinwerfer hätte man keine Nasebreit vorausgesehen. Adrian und der Kapitän starrten gebannt durch das Periskop beziehungsweise durch das in der vorderen Kanzel eingelassene Fenster aus dickem Quarzglas, das die Dinge freilich ein wenig verzerrte. So gab der Kapitän sein Periskop denn auch nicht preis, an das er seine Augen gepresst hielt und seine Anweisungen leise an den Rudergänger von sich gab, der aufmerksam und unverzüglich jedem seiner Befehle nachkam.

Da durfte sich keiner irren, weder der Mann, dessen Anweisungen zu folgen war, noch der Ausführende. Ein falscher Ruck, ein Millimeter zu viel oder zu wenig konnte den Tod bedeuten.

Von den Invasoren fehlte bis jetzt jede Spur. Doch dies war nicht anders zu erwarten. Die Tauchfahrt zöge sich noch über tausend Meter hin. Dreitausenddreihundertfünfzig Fuß, um genau zu sein. Der Lotgast am Echolot sang die Tiefe in regelmäßigen Abständen aus, während der Erste Offizier seine Seekarte berichtigte. Kartographisch wenigstens war das Gebiet akkurat erfasst.

Der Chefingenieur hastete mit wildem Blick von Turbine zu Turbine. Prüfte mit zittrigen Finger hier und da, fauchte seine Assistenten an, scheuchte die Schmierer mit ihren Ölkannen und Schmiertöpfen zu den neuralgischen Stellen. Ließ zum hundersten Male die schlanken Leiber der Torpedos fetten, die wie frisch geölte Babys friedlich in ihren Betten lagen und doch Tod und Verderben in sich trugen.

Zwei Torpedorohre waren zum Fluten bereit. Bei dieser Tiefe ein enormes Risiko. Zumal für die - beim Überholen wieder aktivierten Rohre - keine Übungszeit gewesen war. Niemand wusste, ob die veralteten Dinger überhaupt noch taugten. Was, wenn so ein tödlicher Aal nicht freikam vom Boot? Die Folgen wären verheerend.

Bei dem enormen Außendruck barg jeder Abschuss ein unkalkulierbares Risiko.

*

Der große Saal brodelte. Aufgeregtes Stimmengewirr von über dreihundert Schülern wollten nicht verebben. Die Direktorin hämmerte mit ihrem Hämmerchen auf das Rednerpult. Links und rechts neben ihr platzierten sich die Professorinnen, soweit sie abkömmlich waren. Grisella war selbstverständlich dabei und auch Penelope M'gamba, denn sie war für die Animationen zuständig. Einige Assistentinnen nahmen die Plätze der männlichen Kollegen ein, welche anderweitig beschäftigt waren. Ihre Aufgabe war ohne Zweifel wichtig. Denn niemand konnte vorhersagen, ob der Plan, der jetzt besprochen werden sollte, zum Erfolg führen würde.

Frau Wiggles-Humperdijk verschafft sich endlich Gehör. Mit sich überschlagender Stimme, der die Aufregung allzu deutlich anzumerken war, trug sie die Überlegungen vor, die sie und ihre Kolleginnen sich zurecht gelegt hatte.

Ihr Vortrag kam ausgesprochen schlecht an. Die Direktorin wirkte alles andere als überzeugt und folglich war sie wenig überzeugend. Sie schien die Zangenbewegung, von der Penelope M'gamba so beredt und überzeugend gesprochen hatte, nicht begriffen zu haben.

Als sich nach wenigen Minuten erneut Unruhe auszubreiten begann, sah es Penelope als ihre Pflicht an, die Direktorin zu unterbrechen, die sich immer weiter verhaspelte und reichlich konzeptlos ins Schwafeln geriet.

*

Arundelle hatte sich von Penelope M'gamba die ungefähre Position der geheimen Ausbildungsinsel, auf der sich dieser seltsame Legionärssergeant befinden sollte, geben lassen, die sie nun mit dem Zauberbogen absprach. Laut Karte war an dieser Stelle allerdings weit und breit nichts als Wasser, aber was bedeutete das schon? Man befand sich hier inmitten des geheimnisvollen Südpazifiks, wo Inseln gleichsam täglich aus dem Grund wuchsen oder sich um die stetig wachsenden Korallenbänke bildeten. Der Meeresgrund war hier jung und unruhig, der Erdmittelpunkt schien viel näher als andernorts. Das glühende Magma suchte und fand hier immer wieder Wege, aus dem Erdkern auszubrechen, was nicht zuletzt durch die enorme Tiefe dieses Ozeans bedingt sein mochte.

*

Billy-Joe hatte seine Identitätskrise nicht überwunden, vielmehr steckte er mitten darin fest. Der letzte Vollmond hatte allen Conversioren geschadet, daran bestand kein Zweifel. Doch Billy-Joe, der zuvor schon hin und her gerissen war, ahnte Schreckliches über die Beschaffenheit seines Totentieres. Die von Tika so lebhaft geschilderten Züge der guten Mutter konnte er an diesem nirgends entdecken. Da hatte Tika eindeutig mehr Glück als er, Zwillingsschwester hin oder her. Die Begegnung mit der Bestie, die er kannte, blieb ihr offensichtlich erspart.

Er musste mit sich ins Reine kommen und das konnte er nur, wenn er sich aus dem Getriebe der Welt zurücknahm. Ganz gleich was gerade los war. Seine Krise ließ ihm keine Wahl. Vergeblich schalt er sich selbstsüchtig.

Aber er merkte, dass er keinen klaren Gedanken fassen konnte. Am liebsten hätte er eine der australischen Höhlen seiner Jugend aufgesucht, die Grotte mit den Wandmalereien vielleicht, wo er sich schon einmal gesucht und gefunden hatte.

„Tut mir leid, für diesmal kann ich dich unmöglich begleiten“, meinte er traurig, als Arundelle ihn um Hilfe bat. „Scheint unser Schicksal zu sein, die tiefsten Krisen allein durchstehen zu müssen.“ Denn Billy-Joe ahnte, was auf Arundelle zukam. Hier ging es nicht um einen Spaziergang, einen Ausflug, sondern um die Überwindung einer großen Bedrohung. Vielleicht die größte Herausforderung, die Arundelle je zu bestehen hatte.

Billy-Joe fühlte, dass mit Arundelles Reise mehr auf dem Spiel stand, als das Glück und Fortkommen der Zwischenschule. Trotzdem konnte er nicht anders. Voll banger Vorahnungen ließ er sie widerwillig ziehen.

*

Der Plan, den Penelope M'gamba zusammen mit den begabtesten Somnioren und Animatioren entwickelte, trat schon am selben Abend in die Erprobungsphase. Die Schar der Somnioren würde sich in dieser Nacht geschlossen auf die Suche nach den Angreifern machen, um sich in deren Träume zu mischen. Sobald eine klare Identifikation erfolgt war, kämen die Animatioren zu Hilfe. Ihre Aufgabe bestand darin, die vergiftete Seele mit dem Band der Liebe zu umschlingen. Ein Vorgang, der die Miserioren das Grauen lehren würde. Mit der vereinten Hilfe von guten Träumen und Seelenreinigung müsste es gelingen, das verseuchte Selbst zurück zu gewinnen und zum Guten zu bekehren.

In den folgenden Nächten kämen dann die anderen Infizierten dran. Diese Einmischung würde solange fortgesetzt werden, bis alle Verführten zurück erobert und die Miserioren ein weiteres Mal vertrieben waren.

„Ich schätze, wenn alles gut geht, müssten wir's in gut einer Woche geschafft haben. Also bitte, konzentriert euch, zeigt, was in euch steckt und was ihr bereits gelernt habt. Ich bin stolz auf euch. Wir werden es schaffen“, rief Frau M'gamba.

„Ja, gemeinsam werden wir's schaffen“, schallte es von Seiten der begeisterten Helferinnen zurück. Insgeheim freilich war sich Penelope M'gamba nicht so sicher. Aber im Gegensatz zur entnervten Direktorin hatte sie ihre Gefühle besser im Griff. Marsha Wiggles-Humperdijk hatte aber auch gar zu viel durchgemacht. An ihren Verletzungen laborierte sie noch immer herum.

Und dazu dann noch die ganze Verantwortung. Der Druck, der auf ihr lastete, verstärkte sich buchstäblich von Minute zu Minute. Dankbar stimmte sie mit in den Chor der Zustimmung ein. Grisella legte ihr den Arm um die Schultern, von der andern Seite tat Penelope das gleiche. Alle drei winkten und ließen den Applaus der begeisterten Schülerschar wie Frühlingsregen auf sich niedergehen.

Plötzlich glaubte Marsha wieder an sich und den Erfolg ihrer Mission. „Wir werden es schaffen“, rief sie eins ums andere Mal und lächelte zuversichtlich.

Die erste Nacht ist immer die schlimmste. Die Meermenschen unterschieden sich doch ziemlich von den Erdlingen. Oder lag es an der Macht der Miserioren, die wie böartige Geschwüre im Innersten der gequälten Kreaturen festsäßen. So kam es, dass die Somnioren den Zugang zu den Träumen der Krieger des Meeres nur mit Mühe fanden.

Kaum aber hatten sie die Schwelle überwunden, da tauchten sie in einen wahren Sumpf der Scheußlichkeit hinab. Und es bedurfte aller Kraft, nicht sogleich in Panik zu geraten und davonzufliegen. Die Ungeübten wussten sich tatsächlich oft keinen anderen Rat.

Der Aufbau von guten Gegenträumen verlangte allen Mut und volle Konzentration. Manche verweilten während der gesamten Traumphase, ja überzogen sogar, um den herzu eilenden Animationen Gelegenheit zum Handeln zu geben. Waren die guten Traumbilder erst einmal eingerichtet, dann beruhigte sich die gequälte Seele ein Stück weit. Sie wurde für das Liebeswerben der Animationen empfänglich.

Unter dem Strich meldeten sich am nächsten Morgen etwa fünfzig erfolgreiche Teams und lieferten gegen Mittag ihre Protokolle

ab, die dann zwischen Somnioren und Animatioren abgestimmt werden mussten. Damit man wirklich sicher sein konnte, dass die Rettung der verlorenen Seelen gelungen war.

Nach etwa einer Woche zeigte das Verfahren dann Wirkung. Die einsame U-Bootwacht am Meeresgrund meldete das Einschlafen kriegerischer Akte und den Rückzug auf ganzer Linie.

Die Torpedos konnten in ihren Betten weiterschlummern. Die Abschussrohre wurden sorgsam geschlossen. Nur um ganz sicher zu gehen, verstopften einige Außenteams die gefährlichsten Höhlen am Fuß des Kraterkegels.

Dann kehrte das U-Boot von seiner Tiefseetauchmission zurück. Die Wachen an den oberirdischen Ausgängen des unterirdischen Labyrinths freilich blieben weiter auf Posten. Die Wache wechselte sich im Zweistundentakt ab, auch wenn sich inzwischen Sorglosigkeit breit machte, da niemand ernsthaft an Gefahr dachte.

*

War es schon an der Zeit, diplomatische Fühler auszustrecken? Adrian beriet sich mit seiner Frau, der sehr daran gelegen war, zur Normalität zurückzukehren. Zumal die Sponsoren und Eltern Aufklärung über die besorgniserregenden Vorgänge verlangten. Die naseweisen Kinder konnten eben nicht schweigen, zumal all jene nicht, die es sich trotz der Umstände nicht hatten nehmen lassen, auf Weihnachtsurlaub zu entschwinden. Einige würden vielleicht nicht wiederkommen. Andere warteten bereits in Sydney auf den Schulhubschrauber.

Irgendwie also war mancherlei nach außen durchgesickert. Gerne hätte die Direktorin die ganze Angelegenheit nun im nachhinein als Bagatelle hingestellt, was um so eher möglich sein würde, je schneller sich die Beziehungen zum Meervolk normalisierten.

Die Miserioren schienen tatsächlich verjagt zu sein. König Melisanders Hofstaat verstand sich selbst nicht mehr. Armeeführer reichten ihren Rücktritt ein, Soldaten verweigerten den Dienst mit der Waffe. Die Flüchtlinge kehrten heim. Ihnen wurde großzügige Entschädigung in Aussicht gestellt. Ein ganzes Volk bekannte sich lautstark zum Pazifismus. Es war fast zu schön um wahr zu sein.

36. Der Legionär auf der Teufelsinsel

Arundelle erwog, an Stelle von Billy-Joe den kleinen Tibor mitzunehmen, den sie so sehr schätzen gelernt hatte. Doch der war unabhkömmlich, denn er kreuzte mit dem U-Boot auf Abfangkurs. Es gelang ihr nicht einmal, ihn zu sprechen. Ihr Versuch entbehrte wohl auch der Entschlossenheit. Vielleicht, wenn sie gewusste hätte, was auf sie zukam, dass sie dann mit mehr Nachdruck auf eine Begleitung gedrungen hätte?

Immerhin gab es noch Walter und Pooty; selbst Scholasticus wäre in Frage gekommen oder auch Florinna. Von Grisella ganz zu schweigen, obwohl die nicht gerade abenteuerlustig genannt werden konnte.

Arundelle machte sich jedoch allein auf den Weg. Erst einmal galt es, die geheimnisvolle Insel überhaupt zu finden, von deren Position sie nur eine äußerst vage Vorstellung hatte. „Irgendwo im Südosten“, ließ sie den Bogen wissen, der natürlich murrte. Wie sollte er ein winziges Inselchen im unendlich weiten Ozean finden? Das war in der Tat wie die Suche nach der berühmten Stecknadel in einem Heuhaufen.

So vergeudeteten Arundelle und der Zauberbogen im langsamen Gleitflug wertvolle Stunden. Sie steuerten Insel um Insel an. Dabei wussten sie nicht einmal genau, wonach sie suchten. Immerhin, bewohnt müsste die Insel schon sein. Und am Strand sollte es lebhaft zugehen, wenn denn stimmte, dass die Ausbildung der Meereskrieger in vollem Gange war, und diese gleich Kompanieweise an Land gingen, wo sie eine Kurzausbildung im Landkampf erhielten.

Selbstverständlich wurden dazu erst einmal umgewandelt. Sie entstiegen dem Meer und noch während sie auf das feste Land überwechselten, teilten sich ihre Fischleiber. Es wuchsen ihnen Beine, die Kiemen wurden zu Lungen und die grüne Haut wich derjenigen von angestammten Südseeinsulanern, - sogar Augen- und Haarfarben glichen sich an.

So kam es, dass Arundelle erst ungefähr zu der Zeit auf die Teufelsinsel stieß, als ‚der Angriff der ganz anderen Art‘ erfolgte. Ja, die Somnioren und Animatioren verzeichneten mit ihrer gemeinsamen Strategie erste Erfolge. Was sie da gemeinsam entwarfen und nun durchführten, zeichnete sich bereits als triumphaler Sieg ab.

Niemand auf der Insel Weisheitszahn dachte deshalb noch an Arundelles Mission. Die große Erleichterung überdeckte alles. Der Friedensschluss schien zum Greifen nahe. Verhandlungen waren im Gang. Sogar Pläne für ein großes Versöhnungsfest mit Spiel und Tanz wurden schon geschmiedet.

*

Arundelle wusste, als sie sich endlich der richtigen Insel näherte, sogleich, dass sie endlich am Ziel war. Ihre Vermutung trog nicht. Auch der Bogen zeigte die Gefährlichkeit des Ortes im maximalen Bereich. Da hieß es, vorsichtig sein.

In gebührendem Abstand umrundete Arundelle das kleine Eiland, in dessen Mitte sich schwarz der Teufelsfels erhob, woher der Name der Insel stammte.

Wie so manche der kleinen Inseln, deren es Tausende im Südpazifik gab, war auch diese nur auf den wenigsten Seekarten verzeichnet. Ein Pünktchen mehr oder weniger im unermesslichen Blau des pazifischen Ozeans – darauf kam es nicht an, mochten sich die Kartographen denken. Für Seefahrer und Abenteurer freilich, die hier weit von den üblichen Routen entfernt, ihrer Neigung nachgingen, waren solche kleinen Pünktchen mitunter von vitalem Interesse.

Sei's dass es sie des Nachts zu vermeiden galt, sei's dass man sie zum Schutz vor Unwetter aufsuchte. Oder auch, um den Trinkwasservorrat aufzubessern, der zur Neige ging.

Als sich der Abend nieder senkte, wagte Arundelle die Landung. Sie suchte sich dazu eine entlegende Stelle aus, aber nahe genug, um das Militärcamp zu erreichen, welches sie trotz der guten Tarnung ausspähte. Dank der Hilfe des Zauberbogens blieben auch getarnte Ziele nicht lange verborgen.

Arundelle ließ sich vom Zauberbogen ihrerseits tarnen. Sie wollten unbedingt so nahe wie möglich an den Feind. Hauptsächlich um den geheimnisvollen Legionär in Augenschein zu nehmen, von dem sie bislang noch nichts zu Gesicht bekommen hatte. Aus Adrians Schilderung war nicht allzu viel zu entnehmen gewesen und auch Frau M'gambas Beschreibung gab wenig her. Zumal beide nicht wussten, worauf zu achten war.

Im Schutz ihrer Tarnung überwand Arundelle die Zäune und Gräben, die das Lager umgaben. Sie schlüpfte wie eine Schlange über oder unter allen Hindernissen hindurch. Immer wieder warnte der Bogen, nicht leichsinnig zu werden, als ahnte er bereits die Katastrophe.

Arundelle war sich keiner Schuld bewusst. Sie sah sich doch vor. Beachtete die gebotenen Vorsichtsmaßnahmen und bewahrte Umsicht und Übersicht. Dass sich der verdammte Legionär nicht finden ließ, war schließlich nicht ihre Schuld. Auf die Idee, in eine geschickt gestellte Falle zu laufen, kam sie nicht.

*

Billy-Joes Klausur neigte sich dem Ende zu. In tagelangem Ringen hatte er sich endlich überwunden. Das grausame Gesicht seines Totemtieres stand ihm allzu klar vor Augen. Er wog und bedachte, verwarf und entschied. Er wusste, es gab keinen Weg zurück. Wie er sich jetzt entschied, würde sein ganzes weiteres Leben bestimmen. Noch konnte er sich anders entscheiden. Immerhin wusste er dann, was ihn erwartete, während er mit seiner gefällten Entscheidung ins kalte Wasser sprang. Er würde etwas von sich verlieren und er wusste nicht, ob er den Verlust verkraften konnte.

Was er gewönne, kannte er nicht. Er konnte nur hoffen, konnte sich vielerlei wünschen, sich nach fernen Zielen sehnen, falls er der Sehnsucht dann überhaupt noch fähig wäre. Denn nicht zuletzt darum ging es. Seine ganze Persönlichkeit stand auf dem Prüfstand. Wie er sich auch entschied, so wie zuvor, würde es nie wieder sein.

Dabei hatte er sich entschieden. Er wusste es. Dennoch bewegten ihn Skrupel, wälzten die Gedanken sich wie Lawinen in seinem schmerzenden Schädel. Diese Art Schmerzen also würden wohl bleiben. Andererseits...

Aber um derartige Kleinigkeiten ging es nun wirklich nicht. Er versuchte, den Rahmen abzustecken, um den es ging, versuchte, das große Ganze in den Blick zu bekommen. Seine Stellung in der Welt, wenn man so wollte, oder auch nur sein Selbstwertgefühl. Woraus es sich speiste, und worauf es sich bezog.

Hätte er nicht doch auch Rücksichten zu nehmen? Was war mit seiner Schwester, Tika? Ließe er sie schmähdlich allein, jetzt, da sich die Geschwister gerade gefunden hatten? Wie sehr er sich auch um sie in menschlicher Gestalt bemühte, und das würde er, nahm er sich fest vor, in Tiergestalt wäre sie von jetzt an unerreichbar, vielmehr wäre er für sie unerreichbar. Er gäbe diesen Teil von sich preis ohne zu wissen, was er sich stattdessen einhandelte. Vielleicht war es wenig, vielleicht sogar nichts. Aber es konnte auch unendlich viel sein, gleichsam ein ganzes neues Universum des Seinsgefühls, eine neue Stufe des Daseins.

Er schämte sich ein wenig ob des Handels, den er sich da vorschlug. Tika gegen das neue Dasein einzutauschen, das war nicht recht. So durfte es nicht zugehen. Er hatte die falsche Alternative aufgemacht. Was, wenn es Tika ähnlich wie ihm erginge? Wenn auch sie die Schranken schmerzlich fühlte, die sie in den Tierleib zwangen?

Andererseits, durfte er seine Entscheidung davon abhängig machen, wie Tika sich fühlte? Was wusste er denn von Tikas

Totemtier? Das wenige, was er erfahren hatte, wies in eine völlig andere Richtung. Tika kannte das Grauen nicht, das jedes Mal über ihn kam, wenn er in sein Innerstes schaute, um dabei unversehens einer Bestie in die glühenden Mordaugen zu blicken.

Redlich bemüht und doch so voller Unverständnis hatte sie so manche Stunde seinen wirren Schilderungen gelauscht. Ihr Mitleid war echt gewesen. Auch sie wollte, dass er aus dem Tunnel des Grauens herausfand. Sie sorgte sich um ihn weitaus mehr, als er es wahrhaben wollte. Es ging ihr nicht um sich selbst. Tika war vielmehr selbstlos bemüht, den Bruder glücklich zu sehen.

Voll der zärtlichen geschwisterlichen Liebe gedachte Billy-Joe der kleinen Schwester. Er würde sich ihrer annehmen, würde ihrer menschlichen Seite Wege aufzeigen, Möglichkeiten in den Blick rücken, würde versuchen, ihr die nämliche Liebe entgegen zu bringen, welche sie wie nebenbei gleichsam achtlos verbreitete. Das gemeinsame Leben in der Zwischenschule böte dafür reichlich Gelegenheit.

Die Klausur neigte sich ihrem Ende entgegen. Geschwächt vom langen Fasten, aber befreit und von seltener Klarheit beflügelt, kroch Billy-Joe zurück durch die verlassenen Gänge in bewohnte Bereiche der Insel Weisheitszahn.

Da die Posten inzwischen abgezogen waren, kam es zu keinen Missverständnissen. Er traf nur auf glückliche Menschen. Er schaute in lachende Gesichter, hörte erleichterte Reden vom Ende der Bedrohung nach dem triumphalen Sieg der ganz anderen Art, den Somnioren und Animatioren zum ersten Mal in der Geschichte errungen hatten. Dank der genialen Strategie von Penelope M'gamba und dem tatkräftigen Einsatz vieler.

Und doch konnte er sich nicht freuen. Etwas stimmte nicht. Er fühlte sich fremd und ausgestoßen. Zunächst schob er sein Empfinden auf die lange Einsamkeit, seine Schwäche und die Fremdartigkeit seiner Entscheidung, die er mit niemandem teilte, obwohl er darauf brannte, sich mitzuteilen.

Es drängte ihn, seine Freunde zu treffen. Wo waren sie nur alle? Corinia, das konnte er sich leicht denken, war sicher mit Boetie zusammen, nach dem großartigen Sieg und Florinna wäre bestimmt auch nicht weit.

Wo aber steckte Tibor, wo Arundelle? In den Quartieren der Somnioren und Sublimatioren wusste niemand etwas von ihnen. Immerhin erfuhr Billy-Joe, dass Tibor an vorderster Front beim

großen unterseeischen Abwehrkampf dabei gewesen war. Ja, dass er den Unterwassereinsatz von der ersten bis zur letzten Minute mitgemacht hatte und nun unter seinesgleichen als ein Seeheld gefeiert wurde.

Arundelle aber blieb verschwunden. Niemand erinnerte sich, sie in den letzten Tagen gesehen zu haben. Gleichwohl war sich niemand ganz sicher. Die Hektik und das Durcheinander hatten alle angesteckt und vielleicht achtete nur niemand auf Arundelle. Alle hatten einfach zuviel zu tun.

Die große Anspannung und all das, so erfuhr er - und schämte sich ziemlich, denn er selbst hatte an der positiven Entwicklung ja keinerlei Anteil. Kurz und gut – Arundelle blieb verschwunden, und niemand schien etwas über ihren Verbleib zu wissen.

Verlegen brach er seine Befragung immer dann hastig ab, wenn die Rede auf seinen eigenen Anteil kam, denn alle erwarteten von ihm selbstverständlich einen gehörigen Beitrag zum glücklichen Verlauf .

Billy-Joes Unruhe wuchs. Seine schlimme Ahnung verstärkte sich, je länger die vergebliche Suche andauerte. Er fühlte, etwas stimmte mit Arundelle nicht. Ihre Abwesenheit allein war es nicht. Da, wo sie steckte, braute sich womöglich Ungeheuerliches zusammen. Die war doch wohl nicht immer noch auf der Teufelsinsel? Er meinte, sich nun an Arundelles beiläufig geäußerte Bitte zu erinnern, er möge sie doch begleiten.

Hatte er das innere Drängen in Arundelles Stimme absichtlich überhört? Er hatte sie gehen lassen, soviel stand fest und zwar allein. –

„Es gibt Dinge, die muss man mit sich selbst ins reine bringen“, hörte er sich reden. Das hatte tatsächlich er gesagt, oder doch etwas Ähnliches. Er hatte dabei an sich gedacht, hatte Arundelle kaum zugehört, nicht verstanden, was sie umtrieb und weshalb es ihr so wichtig war, auf diese Insel zu gelangen.

Was hatte sie dort vor? Billy-Joe erinnerte sich nicht. Vielleicht hatte sie darüber auch nicht gesprochen.

Walter schließlich brachte Gewissheit. Arundelle war seit jenem Tag verschwunden. Und Walter hatte angenommen, dass Billy-Joe mit ihr gereist war.

„Ich habe ein wahnsinnig blödes Gefühl“, meinte Billy-Joe sorgenvoll. Er war dabei so überzeugend, dass Walter und Pooty sogleich angesteckt wurden. „Arundelle hält den Legionär für die Schlüsselfigur“, platzte Pooty heraus. „Sie denkt mal wieder, der ist Malicious Marduk. Aber das denkt sie ja meistens, wenn sie jemand verdächtigt und nicht kennt!“

Pooty wollte nicht abwiegeln, nur erklären. Wenn Arundelle noch immer nicht zurück war, dann musste etwas passiert sein, darüber bestand bei ihm nicht der geringste Zweifel.

Vielleicht hatte sie sich verfliegen, oder sie war verunglückt? So Vieles konnte geschehen, gerade dann, wenn man an nichts Böses dachte. Die blödesten Dinge passierten einem immer dann, wenn man sie am wenigsten erwartete. Pooty konnte ein Lied davon singen.

Außer Penelope M'gamba war Adrian Humperdijk der Einzige, der schon einmal vor den Gestaden der Teufelsinsel gewesen war. Doch er weilte am Hof des Königs Melisander als Sonderbotschafter mit Friedensauftrag.

Ganz nebenbei ging es freilich darum, das politische System Melisandriens zu reformieren. Adrian sollte, wenn möglich, demokratische Elemente darin einbauen.

Das Klima erwies sich nach der schrecklichen Fehlentscheidung des abgedankten Königs als günstig. Melisander verzichtete freiwillig auf den Thron und war ein gebrochener Mann. Die Toten aus dem Pumpstadium geisterten ihm durch die Träume. Eine Stärkung der Räte erschien ihm als ein durchaus geeignetes Mittel, künftig solche katastrophalen Fehlentscheidungen zu vermeiden.

Grisella begleitete Adrian als ‚enge Vertraute und Beraterin‘, wie es offiziell hieß. Marsha und Penelope hatten darauf bestanden. Sie hatten das Konzil bei dieser Entscheidung auf ihrer Seite.

„Adrian, du weißt, wir alle schätzen dich sehr, ich am allermeisten, dennoch mangelt es dir, wenn es um das Meervolk geht, an der nötigen Distanz. Doch wem sage ich das.“ Adrian nickte ergeben und ließ die Ermahnungen seiner Ehefrau zum Abschied über sich ergehen. Sie schien von jetzt an nicht länger gewillt, sein Doppelleben in Melisandrien uneingeschränkt zu tolerieren. Grisella sollte womöglich noch mehr und anderes tun, als ihm in Fragen der Politik und Philosophie beizustehen und mit erschöpfenden Begründungen aufzuwarten.

*

Niemand außer Adrian hatte je die Küsten der geheimnisvollen Teufelsinsel erreicht. Penelope erinnerte sich nur vage und bruchstückhaft an die Luftbilder, die sie als kreisender Greif sah. Niemand außer Adrian wusste, wie man dorthin gelangte. Als Wesen des Meeres bedurfte er selbstverständlich keiner dieser lächerlichen Seekarten, ebenso wenig wie eines Sextanten oder eines Kompasses. – ‚Man folgt seiner Eingebung, so einfach ist das! Die lenkt und führt einen, wohin es nun einmal geht.‘

In Wahrheit wunderte er sich selbst, wie es ihm gelungen war, von der Insel wieder zurück zu finden. Denn hinzu brauchte er nur den Schwärmen der Meereskrieger zu folgen, die es zu ihrer Ausbildung an Land zog.

Vermutlich war er auf die nämliche Weise wieder zurück gelangt. Es war ein reger Verkehr gewesen, soviel erinnerte er mit Sicherheit. Alles andere war von den sich überstürzenden Ereignissen alsbald verdrängt worden.

*

Walter und Billy-Joe hätten mithin nicht allzu viel von ihm in Erfahrung gebracht. So aber wussten sie noch viel weniger. Walter beriet sich mit seinem Zauberstein eingehend. Er beschrieb die Insel des Legionärs nach besten Kräften, schilderte, was ihm von Penelope M'gamba über sie zu Ohren gekommen war und steuerte ein wenig vom eigenen Unbehagen bei, das ihn seit seiner schrecklichen Begegnung mit dem Bösen nie wieder verließ und wohl auch Zeitlebens nicht mehr verlassen würde. Und dessen Ursache er auf der Insel wählte.

Dem magischen Stein war solche Anreicherung nicht gerade hilfreich. ‚Der Ortsbestimmung ist die eigene Befindlichkeit womöglich abträglich‘, ließ er Walter vorsichtig wissen. Er verkehrte in dessen heikler Angelegenheit so schonend wie möglich mit ihm. Walter hatte seine tiefe Lebenskrise noch keineswegs überwunden. Er entschuldigte sich denn auch artig. Und er gab lediglich schüchtern und abschließend ein wenig resigniert zu bedenken, ob denn der Name Teufelsinsel, der doch gewiss außergewöhnlich genug sei, bei der Suche vielleicht hilfreich sein könnte.

Dem Zauberstein schien dieser Hinweis außerordentlich gut zu gefallen. Es verging keine weitere Minute, bis er zu einem Entschluss gelangte. Die Reisenden begaben sich anweisungsgemäß und unverzüglich in Position. Pooty verschwand in Walters Beutel, während Billy-Joe sich an Walters kräftigen Schwanz hielt. Im nächsten Augenblick war die kleine Gruppe verschwunden, als habe sie der Erdboden verschluckt.

*

Arundelle näherte sich dem Zentrum der Macht des Bösen, jedenfalls dem Ort, den sie dafür hielt. Vom Legionärs Sergeanten hatte sie noch immer nichts zu Gesicht bekommen. Aber das konnte durchaus auch an der Tageszeit liegen. Ihre Annäherung erfolgte in den späten Abendstunden. Sergeanten tranken nun einmal und dafür war der Abend da.

„Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps“, hörte Arundelle ihren Vater grölen, der, was Alkoholisches anging, nie ein Kostverächter gewesen war.

Ungehindert überwand sie auch den inneren Sperrgürtel. Wachen sah sie nicht, Posten schienen nicht aufgestellt. Welche Sorglosigkeit! Eigentlich hätte sie stutzig werden müssen. Vom Zauberbogen kam gleichwohl keinerlei Warnung.

Malicius Marduks Tarnung schien für dieses Mal wirklich perfekt sein, wenn sogar dem Bogen keine Zweifel kamen. Oder er war gar nicht hier. Arundelle wusste nicht, was sie denken sollte. Sie fing an, ihrem Glück zu misstrauen. Vielleicht hatte er sich auf sie als seine Gegenspielerin und ihre Hilfsmittel nur geschickt eingeschossen?

Ihre erste wirklich große Auseinandersetzung datierte in der Zukunft – in ungefähr 230 Jahren von jetzt an gerechnet. Und ebenso wie Arundelle sich ein Gedächtnis ihrer zukünftigen Leistungen gemacht hatte, konnte dies selbstverständlich auch Malicius Marduk tun, wieso auch nicht? Sie hatte ihn in der Zukunft besiegt, soviel stand fest. Und zweifellos sann er, seit er von seiner zukünftigen Niederlage wusste, auf Rache.

Arundelle näherte sich der Chefbaracke, dem Zentrum des provisorischen Lagers. Grabesstille herrschte. Entweder schliefen die Rekruten, oder sie waren ins Meer zurück gekehrt. Zum Schlafengehen war es eigentlich ein wenig früh, überlegte sie, doch vielleicht waren die Verhältnisse auch in diesem Punkt dem Üblichen entgegengesetzt. Wie eben so manches anders war, wenn es um Conversionen oder gar um Miserioren ging.

Und dennoch hätte sie jetzt misstrauisch werden müssen. Wo war ihr angeborener Instinkt? Blind vertraute sie auf die Tarnvorrichtung, von der sie allerdings hätte wissen müssen, dass sie nur sterbliche Augen zu täuschen vermochte und selbst dies gelegentlich unzulänglich. Fußabdrücke etwa ließen sich unter der Tarnung nicht vermeiden. Spuren also hatte sie auf ihrem Weg durch die Absperrungen zur Genüge hinterlassen. Spuren, die ein jeder zu deuten vermochte, der Augen im Kopf hatte und auch nur einigermaßen bei Verstand war.

Arundelle setzte darauf, dass niemand da war, der ihre Spuren las, so jedenfalls wischte sie ihre Zweifel beiseite. Sie tastete sich weiter und weiter an die zentrale Baracke heran. Nun endlich glaubte sie, den alten Widersacher zu spüren. Auf einmal fühlte sie auch ihr

Herz klopfen. Malicius Marduk war nahe. Das wusste sie plötzlich mit absoluter Sicherheit. Kein Zweifel war möglich. Nur noch diese eine Tür... – und plötzlich spürte sie einen ganz fremdartigen Kitzel.

Es ging ihr gar nicht mehr darum, etwas über die Meereskrieger zu erfahren. Sie wollte eigentlich gar nicht mehr wissen, wie es ihnen gelang, an Land zu kämpfen. Auf einmal sehnte sie sich nach einer viel weiter gehenden Verschmelzung. Wie kam sie – um alles in der Welt auf Verschmelzung? Und das in diesem Zusammenhang? Sie fühlte es, es drängte sie. Sie wollte mit ihrem Ziel verschmelzen, fühlte, wie es sie hinzog. War es wieder der Vater? Fiel sie erneut auf ihn herein? Immer wieder sollte sie an diesem Vaterschema scheitern? Denn scheitern müsste sie, auch das ließ sich nicht mehr von der Hand weisen. Zwang sie ein fremder Wille in seine Gewalt?

Arundelles wirre Gedanken fanden ein jähes Ende. Von allen Seiten fühlte sie, wie harte Hände nach ihr griffen. Im Nu war sie gefesselt und geknebelt. Fachgerecht verschnürt, fand sie sich kurze Zeit später auf einem Stuhl wieder. Sie saß nun in der Raumesmitte. Die Baracke war sonst leer, jedenfalls soweit sie dies aus den Augenwinkeln überblicken konnten. Ihr Kopf ließ sich nicht bewegen.

Sie war von Kopf bis Fuß kunstgerecht zum Paket verschnürt. Sie hatte sich gründlich hereinlegen lassen. Sie war blindlings in eine Falle gestolpert. Dabei waren die warnenden Zeichen allzu deutlich gewesen. Wie nur hatte sie diese so sträflich missachten können?

Eine Stimme riss sie aus ihren Gedanken und Selbstvorwürfen. Freilich ohne ihre Skrupel zu entkräften. Das lag auch nicht in der Absicht des Sprechers - im Gegenteil. Sie sollte in noch viel tiefere Abgründe geschleudert werden. Der Sprecher wollte sie erniedrigen. Er wollte sie demoralisieren.

Aus den Augenwinkeln versuchte sie, einen Eindruck von ihm zu erhaschen. Sie glaubte das runde Käppi mit dem Sonnenlappen der Wüstenlegionäre zu erkennen. Darunter ein bärtiges Gesicht, ein dunkelblauer Rock, weiße oder doch ehemals weiße Hosen, schwarze Stiefel oder lederne Gamaschen, welche die Schäfte ersetzten. Vom restlichen Gesicht war wenig zu erkennen, es verschwand weitgehend im Schatten des Mützenschirms. Die vor Bosheit tiefende Stimme war ihr ganz und gar unbekannt. Sie näselte, der Situation angemessen, ausländisch, mit starkem französischen Akzent:

„Isch musse misch serrr wundern, kleine Mademoiselle, wie haben wirr nurr all ununsere Vorsiescht außer Acht lassen köhneen? Mais oui, Sie siend gekohmen, siend gekohmen, wie uns avisiert

geworden iess. Das sind Hauptsaaachen ärscht, n'est pas. Was sollen wir nun mit Sie anfangäen, kleine Mademoiselle?“

Der Legionär lachte widerwärtig, kostete die Macht aus, die er über sie hatte. Arundelle fühlte das Grauen, wie es ihren Rücken empor kroch. Sie war der Situation hilflos ausgeliefert, war in eine Falle getappt wie ein blutiger Anfänger. Ohne Zweifel war sie erwartet worden.

Die Frage des Legionärs war natürlich rein rhetorisch zu verstehen, das begriff sie sofort. Der Sergeant wusste ganz genau, was er mit ihr anfangen würde. Sie wunderte sich, weshalb sie überhaupt noch am Leben war. Einfacher wäre es doch gewesen, sie sogleich zu töten. Doch dann hätte Malicius Marduk – sie zweifelte nun nicht mehr, dass er hinter der Maske steckte - seinen Triumph nicht aufkosten können. Seine Eitelkeit war ihm im Weg. Das bedeutete eine Galgenfrist für sie, mehr nicht.

Machte sie einen Denkfehler? Im Wissen um die Zukunft war es Malicius Marduk selbstverständlich nicht möglich, sie vollständig zu vernichten. Er vermochte, so hoffte sie inständig, wenig mehr, als sie für den Moment zu quälen. Denn auch er wusste um künftige Auseinandersetzungen. Und auch wenn beide erst eine davon ausgetragen hatten, zweifelte Arundelle nicht, dass ihrer weitere harrten, solche, die sie erkennen würde und solche, von denen auch Malicius Marduk sich möglicherweise noch nichts träumen ließ.

Gefährlich an ihren Niederlagen war die Spur des Grauens, das sich in ihrer Seele einnistete und ihre Entscheidungen beeinflusste. Wieder war es Malicius Marduk gelungen, ihr das Gefühl absoluter Ohnmacht zu vermitteln. Sollte sie zermürbt, sollte ihre Widerstandskraft für alle Zukunft gebrochen werden?

Was wollte Malicius Marduk von ihr? Fürchtete er, sie könnte seine Pläne mit dem Meervolk durchkreuzen? Weshalb diese geschickte Falle? Hätte er ihrer nicht längst habhaft werden können? Warum also jetzt, zu diesem Zeitpunkt?

Vielleicht ging es überhaupt nur um sie? Vielleicht stand sie ihm im Weg? Hatte sie etwa seine düsteren Pläne bereits zu durchkreuzen vermocht? War ihr Eintreffen hier schon die Art von Störung, die geeignet war, seine Pläne über den Haufen zu werfen?

Malicius Marduk ließ sich nicht in die Karten schauen. Seine Gedanken blieben ihr verborgen, wie sehr sie sich auch telepathisch abmühte.

Sie würde es ihm wenigstens ebenso schwer machen, ihre Gedanken zu enträtseln. Das nahm sie sich fest vor - enn sie auch

sonst nicht viel vermochte in ihrer Situation. An ihre Gedanken ließe sie ihn nicht herankommen.

Dass sie in dem Legionär keinen gewöhnlichen Sergeanten vor sich hatte, sondern Malicius Marduk in einer seiner Verkleidungen, bezweifelte Arundelle keinen Augenblick. Eine solche Maske war für den skrupellosen Bösewicht, der er war, ausgesprochen typisch.

Sie beschloss, ihm auf seinem eigenen Feld ein Schnippchen zu schlagen, sollte sich dazu die Gelegenheit bieten. Sie würde sich ganz auf ihre geistigen Fähigkeiten konzentrieren. Sie fühlte die Nähe ihres Bogens. Das gab Kraft. Sie war nicht ganz allein in ihrer aussichtslosen Lage.

37. Läuterung

Arundelle stand auf dem Schafott inmitten eines Scheiterhaufens, den emsige Hände höher und höher türmten. Fackeln beleuchteten das Rund in der Mitte des Lagers. Windstöße fuhren in die blakenden Flammen, ließen sie jäh aufzüngeln und bedrohlich nach den Scheiten lecken.

Gleich einer Märtyrerin an den Pfahl gekettet und gedemütigt, jeder Möglichkeit zu würdevollem Handeln beraubt, sah sie ihrem sicheren Tod ins grausige Antlitz. Nur noch wenige Augenblicke und der Stoß stand in hellen Flammen. Panik drohte sie zu überwältigen. Mit äußerster Willensanstrengung gelang es ihr, sich zu beherrschen.

Ihr Gegenspieler war außer Sicht. Seine Nähe fühlte sie dennoch. Ohne dessen aufreizende Reden sackte ihr Widerstand schnell in sich zusammen. Zumal es um ihr Leben ging. Sie bemerkte, wie all ihre Kraft ins Leere lief, wie sie innerlich ausblutete, wenn auch nur im übertragenen Sinne. Körperlich war sie noch immer unversehrt, auch wenn sie inzwischen Durst und Hunger verspürte - vor allem Durst!

Arundelle sah nun ein, dass sie sich über die Motive und Möglichkeiten von Malicius Marduk gründlich täuschte. Dem war die Zukunft völlig gleichgültig. Ihm war es egal, was in den Sternen stand, und ob sie künftig miteinander zu tun haben würden. Er plante die Vernichtung seiner Widersacherin, wie er alles und jedes vernichtete, was ihm in den Weg trat. Seine Philosophie der Grausamkeit war denkbar einfach.

Der Grund, weshalb er ihr nicht sofort den Garaus gemacht hatte, lag einzig darin, dass er sie wissen lassen wollte, von welcher Seite ihr schreckliches Ende nahte. Eitelkeit gehörte zu seinen Schwächen. Oder wandelte auch sie sich zur Stärkung seines Wesens? Hier auf der dunklen Seite verkehrte sich das Oberste zu unterst, wurden die Werte vertauscht und zynisch auf den Kopf gestellt.

Es wäre den Rekruten aus dem Meer ein Leichtes gewesen, Arundelle schon bei der ersten Hürde auf ihrem Weg in die Lagermitte zu zerfleischen. Einzig der eiserne Befehl des Legionärssergeanten hatte sie daran gehindert.

All ihre Kraft konzentrierte das tapfere Mädchen nun. Um nur ja nicht abgelenkt zu werden, kniff es die Augen zu und versuchte, auch die Geräusche, welche die Vorbereitung ihres Flammentodes anzeigten, auszuschalten, was freilich nur unzulänglich gelang.

Die Macht ihrer konzentrierten Gedanken würde Zeit und Raum durchdringen. Für die Gedanken gab es keine Entfernung. Sie wirkten über die Distanz von wenigen Metern so gut wie über Millionen von Lichtjahre – wenn sie überhaupt wirkten! Denn dazu bedurfte es der Voraussetzung, sowohl auf der Seite des Senders wie auf Seiten des Empfängers.

Da Arundelle nun wusste, was mit ihr geschehen sollte, wandte sie sich ganz von dem Gegenstand ihrer Konzentration ab und entließ den Legionär aus ihren geistigen Fängen. Noch immer hatte sie keine rechte Vorstellung davon, was sie mit ihrer Kraft anzurichten vermochte. Am Ende war der Aufwand, mit dem sie bedacht wurde, nichts als die Reaktion auf die geistige Bedrohung, die von ihr ausging.

Arundelle würde wohl nicht mehr ergründen, was der wirkliche Grund dafür war, dass sie dem Flammentod übereignet werden sollte. Jedenfalls nicht für diesmal! Aus dem Nichts schwebte Walter buchstäblich in letzter Sekunde ein und stand plötzlich vor den verblüfften Soldaten.

Arundelles Hilferuf hatte zwar nicht ihm, sondern Billy-Joe gegolten. Doch als dieser tatsächlich aus dem Schatten des großen Kängurus hervortrat, wusste Arundelle, dass nun alles gut würde. Ihm hatte ihr letztes verzweifertes Rufen gegolten.

Billy-Joe ließ seinen Bumerang wirbeln, die Fesseln fielen links und rechts von ihr ab und ehe sie es sich versah, war sie frei.

Überglücklich fielen sich die Freunde in die Arme. Die Rekruten aus dem Meer erstarrten - völlig verblüfft standen sie ratlos herum und warteten auf die Befehle des Legionärs.

Doch der schien bereits zu wissen, was die Stunde geschlagen hatte. Sein Rückhalt war auf die wenigen Figuren, die mit ihm auf der Teufelsinsel saßen, zusammen geschmolzen. Das Meervolk hatte das Joch seiner Miserioren abgeschüttelt. Diese waren wieder ins angestammte Zwischenreich verbannt worden, diesmal wirklich und wahrhaftig, da sich nun keine günstige Ausflucht mehr bot. Sie hatten ihr Pulver in diesem Jahrhundert wohl verschossen, hoffte Arundelle, die einmal wieder mehr als alle anderen wusste. Sie würden erst wieder künftige Generationen heimsuchen können, wenn sie nicht zuvor an anderer Stelle der Welt einen Krisenherd aufboten, dem sie sich aufpfropfen konnten. Denn die Herzen der Menschen müssen erst für die Eindringlinge bereit sein, sonst klappt so ein Überfall nicht recht. Sie müssen ein offenes Ohr für ihre boshaften Einflüsterungen haben. Erst dann gelingt es Miserioren, Fuß zu fassen und sich in den Seelen richtig fest zu setzen.

Den armen Walter überwältigte blanker Hass, hier im Angesicht seines Feindes. Er war seinen Fängen noch immer nicht entkommen. In Walter ging eine schreckliche Veränderung vor, als er den Legionär aus der Baracke treten sah. Instinktiv erkannte er in ihm seinen Widersacher, der ihm all das Schreckliche antat, ihn wider die eigene Art hetzte, inwendig aushöhlte und so gründlich umdrehte. All das Widerwärtige überschwemmte ihn, kochte wild in ihm auf. Noch einmal fühlte er sich als die ekelregende Bestie Mensch, vielleicht zum ersten Male mit Bewusstsein.

Pooty sprang mit gellendem Entsetzensschrei von ihm, griff den Zauberstein, der ebenfalls das Weite suchte - noch im Fluge wie ein Baseballprofi, damit er nicht zu Schaden komme, etwa auf dem harten Grund zerschellte.

Mit bloßen Pfoten, mit Zähnen und Klauen hieb, biss und stieß der von Sinnen gekommene Walter auf den überraschten Legionär ein. Der hatte, so wurde rasch deutlich, keine Chance gegen das rasende Tier. Und doch war es Arundelle, als sähe sie ein höhnisches Aufblitzen in den brechenden Augen des Niedergemachten, ehe das Leben wich. Mit letzter Kraft rammte er Walter im Sterben sein Bajonett ins Herz. Helles Herzblut sprang diesem aus der Brust. Auch mit Walter ging es rasch zu Ende.

Starr vor Entsetzen umklammerte Pooty den pulsierenden Stein, der beinahe so groß zu sein schien wie er selbst, denn er umgab sich mit greller Aura. Auch Billy-Joe stand wie versteinert an Arundelles Seite. Der Angriff überraschte jeden. Und war vorüber, ehe noch eine weitere Hand sich regen konnte.

Die Rekruten rangen plötzlich um Luft. Ihre Rückverwandlung setzte mit den letzten Atemzügen des Meisters ein. Der Legionär und Walter verröchelten ihr Leben im nämlichen Augenblick.

Überall robbten verzweifelte Meermänner um ihr Leben. Das rettende Nass schien nun unendlich weit, dabei lag das Lager nahe der Bucht.

Walter war nicht mehr zu helfen. So schleppten Arundelle und Billy-Joe einen um den anderen der Meereskrieger zum Wasser hinunter, ließen ihn in die Fluten plumpsen und hasteten zurück, um den Nächsten zu retten.

Pooty weinte herzerreißend. Er warf sich wieder und wieder über seinen großen Freund und besudelte sich mit dessen Blut. Arundelle erschrak fürchterlich und ließ vor Schreck den nach Luft schnappenden Mann fallen, mit dem sie sich gerade abmühte. Bis sie ihren Irrtum bemerkte und wieder zupackte.

Für einige der Erstickenen kam jede Rettung zu spät, sie schafften den Weg aus ihren Kojen in den Baracken nicht. Die Rückverwandlung hatte sie im Schlaf überrascht.

Mit dem Tod des Ausbilders war der Bann gebrochen, den zuvor die Somnioren und Animatioren außerhalb der Reichweite des Legionärssergeanten überwunden hatten. Die Miserioren suchten ihr Heil ohne Rücksicht auf Verluste in der Flucht. Sie fuhren heulend aus den verwandelten Leibern der Meereskrieger, um ihrem Herrn und Meister zu folgen, der sie zu neuen Schandtaten führte, denn auch dieser ließ die entseelte Hülle des Legionärs, dessen er sich nur bediente, achtlos zurück. Walters Wut entlud sich völlig umsonst. Er hätte es besser wissen müssen. Sein Wutausbruch wurde ihm zum Verhängnis und vollendete den Triumph seines Widersachers.

„Wer weiß, was Walter getan hätte, wenn er bei klarem Verstand gewesen wäre?“ - sinnierte Arundelle. Darauf würden sie wohl nie eine Antwort erhalten. Im Grunde wollte sie dies auch gar nicht. Sie hoffte vielmehr, den verzweifelten Pooty jetzt zu erreichen, der in seinem Jammer nicht aus noch ein wusste.

Er gab sich nun die Mitschuld. Er hätte das Unglück voraussehen müssen. Nachdem bekannt war, wohin sie Arundelle folgen würden, waren alle hinlänglich gewarnt.

Walter hatte nach außen so völlig abgeklärt und überlegt gewirkt, dass niemand auf die Idee gekommen war, zu schauen, wie es wirklich in ihm aussah. Vielleicht war jeder mit sich selbst und den eigenen Aufgaben allzu beschäftigt gewesen.

Ausschlaggebend waren für Walter denn auch zwei entscheidende Eindrücke, die er allein und auf seine eigene Weise interpretierte, um sie sich auf fatale Weise zu neuen Selbstvorwürfen zurechtzubiegen.

Da war zunächst die Kunde von dem Assistenten gewesen. Manche Schüler der Zwischenschule erinnerten sich kaum noch an ihn. Jener Assistent von Professor Scholasticus Schlauberger, der soviel Pech gehabt hatte auf seinem Kongress in Toronto. Peter Adams hatte bei einem unglücklichen Sturz beide Beine gebrochen und musste Monate in verschiedenen Hospitälern verbringen.

Scholasticus ließ beiläufig eine Bemerkung über Walter fallen, die dieser zufällig aufschnappte und die ihn nicht wieder losließ. Scholasticus hatte erklärt, wie stolz er auf den tapferen Mann war, dem vermutlich als ersten und einzigen die geistige Überwindung des übermächtigen Herausforderers gelang, auch wenn ihn dies dann teuer zu stehen gekommen war.

„Ohne Zweifel hat dieser Malicius Marduk dem armen Peter Adams in seiner ohnmächtigen Wut das angetan“, meinte er zu Grisella. Die freilich schaute recht skeptisch. Sie dachte an ihre eigenen Erfahrungen und meinte, eine solche Interpretation sei denn doch ziemlich weit hergeholt.

„Du hast die Bilder wohl vergessen, die Arundelle von ihrer Weltraummission zurückbrachte“, hielt Scholasticus ihr entgegen. Er bestand auf seiner Meinung und Walter bezog soviel Beharrlichkeit natürlich auf sich. Sein mühsam errichtetes Gebäude der Entschuldung brach unter der Wucht neuerlicher Selbstzweifel in sich zusammen. Andere schafften es offensichtlich, dem Bösen zu widerstehen.

Damit nicht genug. Besiegte nicht auch Billy-Joe gerade wieder die innere Bestie? Im einsamen Ringen überwand sich der tapfere Junge, fasste Fuß auf einer höheren Stufe der Lebensleiter, die, so glaubte Walter wohl zu wissen, ihm unter den eigenen Füßen so schmächtig zusammen gebrochen war.

Dies oder doch Ähnliches musste Walter in seinen letzten Lebensminuten wohl durch den Sinn gegangen sein, überlegten Arundelle und Pooty gemeinsam, während sie daran gingen, den Leichnam ihres geliebten Freundes aufzubahren.

Es war beschlossen worden, ihn den Flammen zu übergeben, die seine unsterbliche Seele am ehesten in die ferne rote Steppe seiner geliebten Heimat tragen würden.

Holz lag auf dem Scheiterhaufen genug bereit. Noch einmal – zum letzten Mal – hieß es Abschied nehmen. Arundelle musste Pooty gewaltsam zurückhalten, sich nicht in die lodernden Flammen zu stürzen, die Walters Leib alsbald verzehrten.

„Sein Geist lebt weiter, Walter wird in uns weiterleben“, versicherte Billy-Joe dem untröstlichen Hinterbliebenen. „Ihm will ich mein Herz öffnen und wenn er mich annimmt, dann werden wir uns schon bald wiedersehen“, fügte er rätselhaft hinzu.

Pooty spürte die Hoffnung. „Daran glaubst du?“ - fragte er und in seinen tränenumflorten Augen schien ein Hoffnungsschimmer auf. „Ja, so sieht mein Glaube aus. Walter und ich brauchen beide eine zweite Chance, wie’s aussieht!“ – bestätigte Billy-Joe.

38. Demokratie wagen

Der Sieg der Vernunft setzt ungeahnte Kräfte in den Menschen frei. Es ging ein Raunen durch das Meervolk. Die Meermenschen erwachten wie aus einem bösen Alptraum. Wo eben noch Hass und Zerstörungswut herrschten, begegnete einem nun Offenheit und freundliches Willkommen. Bei Licht besehen, hielten die meisten Gründe für die Entzweiung nicht stand. Im Dialog entschärfen sich viele Konfliktpunkte zu bloßen Meinungsverschiedenheiten. Aber warum sollte es die verschiedenen Meinungen nicht geben?

Niemand verstand mehr, weshalb sie zum Anlass für Gewalt und gar Mordlust hatten dienen können. Zerstrittene Familien versöhnten sich. Verwandtschaftliche Bande von einem Kontinent zum anderen wurden erneuert. Ein reger Austausch sorgte für den so nötigen Informationsfluss.

Auf einmal merkten viele, wie wenig sie voneinander wussten, wie weit die Kontinente auseinander gedriftet waren. Was der König mit eiserner Faust hatte durchsetzen wollen – die Einheit, ergab sich ganz natürlich aus den gegebenen Tatsachen heraus. Gemeinsame Interessen fanden sich viele. Und selbst wenn es sie nicht gab - war dies ein Grund dafür, aufeinander einzuschlagen?

Allen voran gab der entmachtete König ein Beispiel. Er trat offiziell von all seinen Ämtern zurück und mit ihm der ganze Hofrat. Schwere Schuld lastete auf den Verantwortlichen, ganz gleich, ob sie

nun ihrerseits benutzt worden waren, oder aus eigener Überzeugung handelten.

Auch die Anführer der Aufrührer begriffen die eigene Schuld, jedenfalls teilweise. Immerhin, so argumentierten die Uneinsichtigen, habe sich der verkrustete Staat endlich zu bewegen begonnen. Dennoch hielten sie sich mit ihrem Jubel über den Zusammenbruch der Monarchie zurück.

Die Besonnenen bemühten sich um Mandate in der Volksversammlung, die am nächsten Vollmond einberufen wurde. Ihre Aufgabe würde es sein, über die Zukunft des Meervolkes zu entscheiden und eine Verfassung auszuarbeiten, die dem Volk alsbald zur Abstimmung vorgelegt werden sollte.

*

Der aufgehende Vollmond aber brachte noch eine Entscheidung ganz anderer Art mit sich. Sie betraf Billy-Joe und vor allem Pooty und hatte nicht zuletzt mit Walter zu tun, wenn auch eher indirekt. Billy-Joe brachte ein Kunststück zustande, das einem Sterblichen nur ganz selten gelingt. Er tauschte sein Totentier aus.

Gewöhnlich besteht der größte Fortschritt bereits darin, den Charakter des Totentieres zu verändern oder aber sich ganz von ihm zu trennen, was freilich ein schmerzlicher Vorgang ist, der unweigerlich eine tiefe seelische Wunde zurücklässt.

Billy-Joes neues Totentier war ein Riesenkänguru – und, wie sich denken lässt, handelte es sich bei diesem nicht etwa um irgend ein beliebiges Riesenkänguru. - Was Billy-Joe heimlich gehofft, nicht aber auszusprechen gewagt hatte, - um nur ja keine falschen Hoffnungen zu wecken -, wurde tatsächlich Wirklichkeit. Er machte Pooty damit überglücklich. Arundelle und Billy-Joe hatten ihn vorsichtig vorbereitet und dazu gebracht, diesmal die Fahrt zur Conversionsinsel mitzumachen.

Dort angelangt, begannen sich die Conversionen zu verändern. Pooty traute seinen Augen nicht. Viele von ihnen bedeckten sich über und über mit Pelz. Andere streckten ihre Glieder. Aus manchen Mündern wuchsen Schnauzen. Hände krümmten sich zu Krallen und von allen Seiten erklang mehr oder weniger wohliger Ächzen.

Die größte Überraschung aber bereitete ihm doch Billy-Joe, dessen Körper sich streckte, während ihm ein kräftiger Känguruschwanz wuchs. Pooty fiel aus allen Wolken, als ihm sein alter Freund Walter plötzlich gegenüberstand und ihn mit altvertrauter Geste einlud, wie immer im Beutel Platz zu nehmen, um gemeinsam durch den Busch zu streifen.

In Billy-Joes Erwählung zum Sitz des weisen Geistes erfüllte sich eine ganz außergewöhnliche Entwicklung auf dem Baum des Lebens. Hier wurde gar ein Präzedenzfall geschaffen, der seinesgleichen sucht und der Zustimmung aller Menoraspitzen bedurfte.

Eigens wegen Billy-Joe wurden die Kaiserlichen Gesandtschaften in allen belebten Galaxien bemüht. Deren Vertreter wurden zur großen Konferenz auf die kaiserliche Weltrauminsel - dem fiktiven Mittelpunkt aller Universen - geladen, um diesen einzigartigen Beschluss, der als ‚Lex Walter‘ in die Geschichte eingehen sollten, zu fassen.

Zu den sieben Spitzen des Lebensbaums trat eine achte hinzu. Der Advisor bot seine ganze Überredungskunst auf, um diese Neuerung durchzusetzen.

Es gelang ihm schließlich, eine Mehrheit für den höchstkaiserlichen Antrag zu finden. Und auch das nur, weil er sich der Unterstützung durch General Armelos sicher sein konnte. Dieser hatte es sich nicht nehmen lassen, sogar den Prinzregenten Laptopias selbst mitzubringen. Und damit nicht genug:

Billy-Joe besaß, ebenso wie Arundelle, einen Sitz im Laptopianischen Rat. Sein Rückhalt in der Bevölkerung, vor allem unter den freien Stämmen, war noch immer groß. Seine anstehende Wahl als Sitz und Gastgeber des weisen Kängurus wurde mithin auch unter diesen heftig bejubelt. Sie verstanden etwas von Totemtieren und von der Macht der guten, weisen Geister. Und so kam es, dass der Tag seiner Wahl als achte Spitze des Lebensbaums zu einem wahren Volksfest wurde.

*

Derweil kandidierte Adrian Humperdijk in der nämlichen Vollmondsaison für das neue Parlament des Meervolkes. Nicht zuletzt seinetwegen hatte man den Termin der Vollversammlung auf Vollmond gelegt. Trotz seiner Beschränkung rechnete er sich gute Chancen aus, einen Platz in der Volksvertretung zu erringen.

Grisella und Corinia standen Boetie mit Rat und Tat zur Seite, die in naher Zukunft einmal die erste Premierministerin von Australis werden sollte. Doch das stand vorerst nur in den Sternen. Auf Erden wusste zu diesem Zeitpunkt selbstverständlich noch niemand davon, am allerwenigsten Boetie selbst.

Grisellas Einfluss wurde spürbar und äußerte sich. Auf ihr Konto gingen einige vertraute Artikel über Menschenrechte und Bürgerfreiheiten in dem Verfassungsentwurf des Meervolkes. Endlich

erhielt Grisella einmal Gelegenheit, ihr philosophisches Wissen einzubringen, um das konstitutionelle Gerüst für den idealen Staat zu bauen.

Freilich wurde im Zuge der einsetzenden Diskussion vieles davon dann ganz buchstäblich verwässert. Meermenschen waren keine Ideale und wollten auch keine Ideale sein. Vom Staat erwarteten sie die Rahmenbedingungen für ein geregeltes Miteinander, mehr nicht. Bevormundung kannten sie zur Genüge.

Als dann die Verfassung endlich veröffentlicht und zur ersten großen freien Wahl gerufen wurde, bewegte sich das Leben bereits wieder in normalen Bahnen, jedenfalls für die Mehrzahl der Bürger. Die wichtigsten Punkte waren angepackt worden. Die Partei der Riffbesitzer, die Arbeiterpartei, die Partei der Wal- und Haizüchter, die Schürf- und Bergbaupartei, die Königstreuen, die Vegetarier, sowie einige Splittergruppen formierten sich, sandten Delegierte und diese wiederum stellten die Kandidaten für die Wahl.

Da musste vielerlei bedacht und geregelt werden. Für die Unerfahrenen in Sachen Demokratie nicht selten eine schier unlösbare Aufgabe. Dank der Hilfe von außen wurden die technischen Schwierigkeiten gemeistert.

Boetie mauserte sich zur Landeswahlleitern, ohne doch ihre Kandidatur für die Frauen- und Vegetarierpartei aufzugeben, eine Gruppierung, der wenige Chancen eingeräumt wurde.

Der Tag der Wahl wurde zum Nationalfeiertag erklärt. Für alle Zeit sollte das Meervolk sich ans eigene Erwachen erinnern. Mit knapper Mehrheit entschied sich Melisandrien für eine konstitutionelle Monarchie, wenn auch alle politische Macht bei der Volksvertretung lag, aus deren Mitte die Regierung gewählt wurde.

„Eine weise Entscheidung“, meinte Scholasticus zu Arundelle, die ihm zustimmte. „Es kommt immer darauf an, möglichst viele Kräfte eines Volkes an den Staat zu binden“, ergänzte Grisella, die bis zuletzt nicht an diese Lösung glauben mochte – um so mehr freute sie sich nun darüber.

Überrascht zeigte sich auch der gebeutelte greise Monarch, als er sich plötzlich aus der Versenkung hervorgeholt sah. Als Staatsoberhaupt oblag es ihm, das Pumpummelspiel zu eröffnen, das anlässlich der Nationalfeiern durchgeführt wurde und dessen krönender Höhepunkt auf den Nationalfeiertag fiel.

Auf diese Weise wurde das ganze Volk auf allen nur möglichen Ebenen angesprochen und mit einbezogen. Möglicherweise ein kluger

Schachzug, überlegten die Ratgeber jenseits der dicken gläsernen Trennwand, als während des traditionellen Endspiels zwischen Australis und Bermudia die Leiber wirbelten und aufwallende Schaumteppiche den Jubel anzeigten.

So ganz verstand hier drüben wohl niemand die Strategie und die Regeln des seltsamen Spiels. Man vermisste die engagierte Reportage Adrian Humperdijks, der an seinem großen Tage als frisch gewählter Meervolksvertreter selbstverständlich unabhkömmlich war. Er war wohl der Einzige, dem es gelang, dieses Spiel dank seiner Stimme zugänglich zu machen und mit Sinn zu erfüllen.